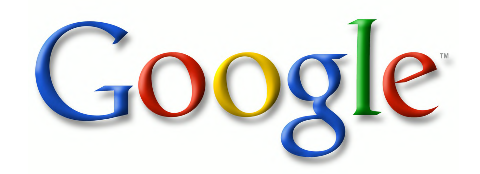
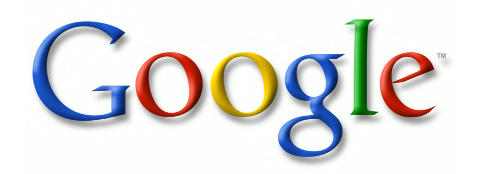
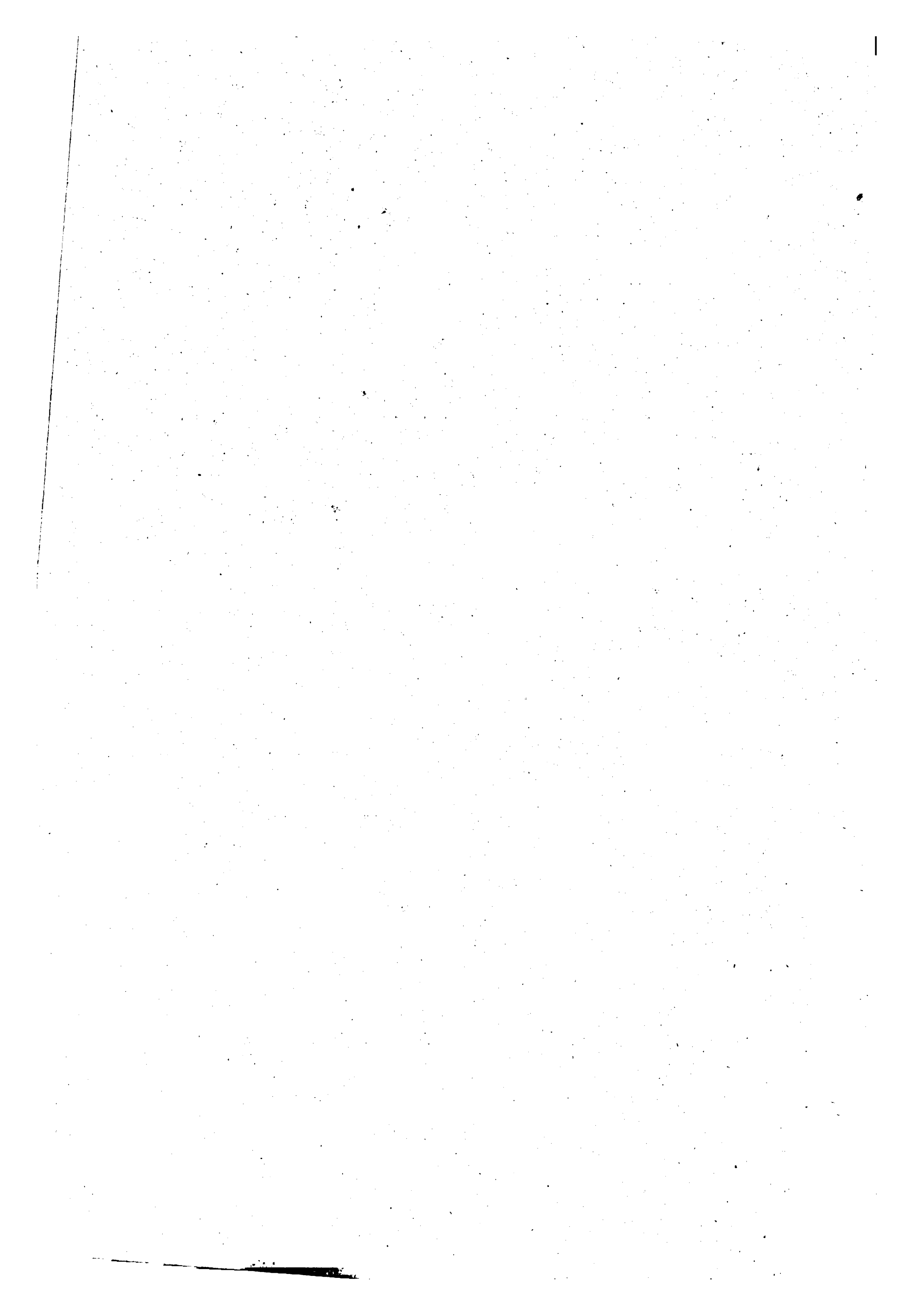
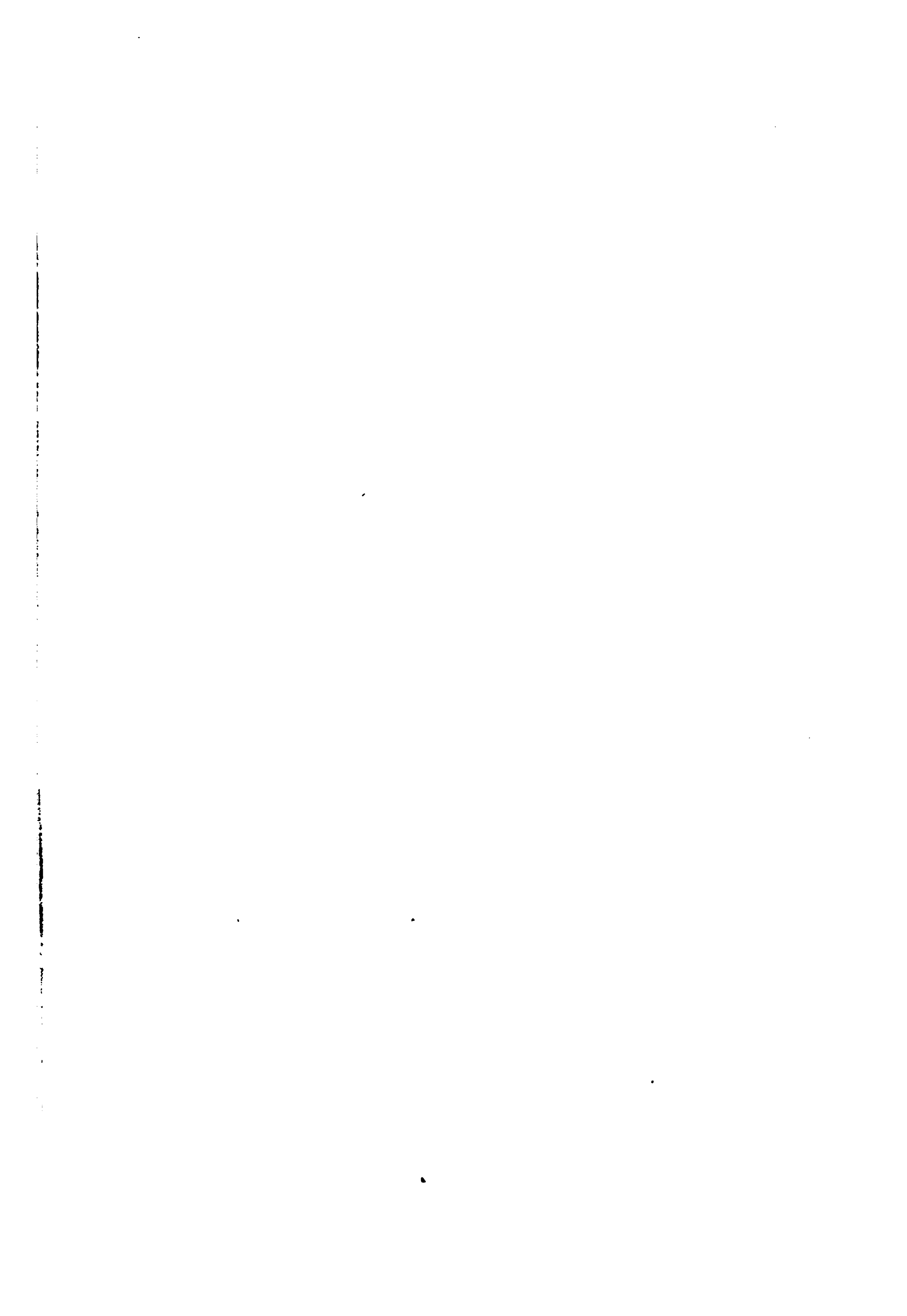





EX·LIBRIS
FRANC·COM·A·THVN·HOHENSTEIN
TETSCHEN







Klein und Gross

oder

das Buch der Großmutter

für

ihre Enkel.



Klein und Gross

oder

das Buch der Großmutter

für

ihre Enkel.

Von

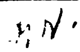
Marie von Houwald-Thielau.

Mit 16 colorirten Bildern.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1852.



Inhalt des zweiten Theils.

Seite

Das alte Schloß. 1
Camilla. 12
Der Geburtstag. 20
Die Freude, welche wir Andern machen, ist gleich einem Edelsteine, der uns geschenkt wird. 22
Eine Maskerade von besonderer Art. 27
Wie traurig ist es, krank zu sein. 32
Die Genesung. 34
Die Reisenden. 38
Wie wir Andere lieben, so lieben sie uns. 45
Ei, schönen guten Tag, Frau Amtmannin. 53
Die Ankunft. 59
Nachbar hilft dem Nachbar aus. 67
Uebermuth weckt Feinde. 70
Reue versöhnt. 83
Zwei Briefe. 88
Horch! das sind Kannonenschüsse. 90
Was giebt's auch da draußen vor dem Schlosse. 101
Die Flucht. 110
Im Hause. 114
Außer dem Hause. 118
Ein später Gast. 122
Wie Annemarie sich einmal über das andere verwundert. 128
Wach auf! 130

	Seite
Ich weiß, wer du bist, aber ich möchte auch wissen, wie du bist	134
Ein unruhiger Tag	137
Hollah ho! Ist Niemand da	144
Das ist ein Mann	153
Der Spreewälder und seine Kaupe	160
Fahrt und Landung	170
Der Eckstein	178
Thätigkeit und Muth sind zu Allem gut	189
Die Erscheinung	197
Tod und Licht	200
Schnell, wie die Wolke zieht, ist der Wechsel im Menschenleben	204
Unverhofft kommt oft	206
Ein Wiedersehen	213
Mehr als Einem geht ein Licht auf	219
Die Entscheidung	224
Die Wiederkehr	228
Die Bewillkommnung	233
Die beiden Körbe	236
Ein Wort der Großmutter für sich	244
Was wollt Ihr mehr? Da sind sie, Klein und Groß	246

Das alte Schloß.

Ich kenne ein altes Schloß, das inmitten schöner Felder und kleiner Wälder liegt. Es hat mehre Thürme, noch weit in's Land hinein erblickt man sie. Längs seinen hohen alten Mauern sind große und kleine Gärten angelegt, in denen man die feinsten Früchte, Ananas, Blumen und Gesträuche in üppiger Pracht groß zieht. In dem weitläufigen Vorhofe des Schlosses sind Ställe für die herrlichsten Pferde, welche wiehern und mit den Hufen scharren und stampfen, bis Kutscher und Reitknecht sie satteln oder anspannen, um ihre Herrschaft spazieren zu fahren, oder zum Ritt durch die weite Flur bereit zu sein.

Steigt man die breite Treppe hinauf, ei! da betritt man einen weißen Vorsaal mit Goldleisten verziert, an welchem ein schönes Gemach nach dem andern sich anreiht. Da sieht man prächtige Tapeten, seltene Gemälde und grüne oder rothe damastne Vorhänge, schöne Meublen, und die großen hellen Fenster geben die Durchsicht auf eine weite Landschaft und ferne Berge.

Eines Morgens stieg ein Mann die breite Treppe hinauf.

»Schirrt die Pferde nicht erst ab,« rief er dem Reitknecht zu, der ihm die Zügel abgenommen hatte, »ich fahre sogleich nach dem Städtchen weiter, wo meine Patienten auf mich warten.«

Tipp! Tapp! stieß sein Stock mit goldnem Knopf auf eine Treppenstufe nach der andern, und so fort durch Säle und Zimmer. Dem großen alten Mann mußte der Stock als Freund dienen, denn seit Jah-

ren war er lahm. Das Uebel war ihm von einer Krankheit zurückgeblieben, doch es hielt ihn nicht vom Besuche seiner Kranken ab. Diese liebten ihn so sehr, daß, als er erlahmte, ein Jeder ihn dringend bat, nur ihn nicht zu verlassen, nur ihm Doctor zu bleiben.

Und Doctor Heil achtete seine eigenen Beschwerden so wenig, daß er fortfuhr, wie früher, Allen zu helfen, die nur irgend seiner bedurften.

»So lange als man kann,« sagte er oft — »so lange man lebt, muß man für Andere sorgen. Gott sorgt ja auch für uns, so lange wir leben.«

Da er im Schlosse seit vielen Jahren einheimisch war, so wartete er nicht erst darauf, angemeldet zu werden. Vielmehr ging er auf ein Zimmer zu, an welches er anpochte, aber auch sogleich den Kopf in die geöffnete Thüre steckte.

Vor diesem Kopfe aber hätte sich man erschrecken können, wenn man ihn zum ersten Male sah; denn der Doctor hatte eine große rothe Nase, seine dunkel funkelnden Augen guckten unter einem Paar dicken schwarzen Augenbraunen hervor, und wie bis in's Herz hinein von seinen Patienten. Gewöhnlich sah er finster aus, und man wollte behaupten, daß er nie in seinem Leben einen Spaß gemacht habe.

Im Zimmer saß ein junges Mädchen auf dem Sopha. Schon mehre Tage plagte sie ein unerträglicher Kopfschmerz, ihr blühendes Gesicht hatte eine gelbe Färbung angenommen, es war ihr matt und schwindelig zu Muth. Dennoch erhob sie sich aus der Sophaecke, in welche sie den Kopf gedrückt saß, um den Doctor mit einer so freundlichen Miene zu bewillkommnen, als Niemand seit mehren Tagen an ihr gesehen hatte.

Denn dem alten finstern Doctor waren alle Menschen, selbst die Kinder gut, wenn sie sich an seine rothe Nase einmal gewöhnt hatten. Und war es Furcht oder Liebe — Niemand machte ihm gern ein finsteres Gesicht.

»Schweig, Ami, schweig doch mit deinem albernen Bellen, geh' auf dein Kissen,« rief Amelie.

Habt Ihr, lieben Kinder, nicht etwa errathen, wem das Schloß gehören mochte, und daß des Grafen Tochter Amelie dort auf dem Sopha saß?

»Geh,« sagte sie mürrisch, »ist dir das Kissen nicht weich genug? Mußt du uns auch hier noch Lärm machen?«

Und Ami, der arme kleine Ami, der verzogen, geküßt und gehätschelt wurde, wenn Amelie guter Laune war, zog furchtsam den Schwanz ein, und schlich traurig nach seinem Kissen zurück.

»Nicht doch, nicht doch!« sagte der Doctor, indem er Hut und Stock ablegte, »schelten Sie den armen Schelm um meinetwillen nicht, wir werden Bekanntschaft mit einander machen zu seiner Zeit. Aber was in aller Welt giebt's mit Ihnen, Comteßchen? Da schickt man nach mir, da sucht man mich, weil das frische junge Blut, unsere Gräfin, krank sei? Nun, lassen Sie doch hören, was giebt es denn? Hat die liebe Kleine zu viel des Guten gethan? He? Oder sich erkältet? Wollen hoffen indessen, wollen hoffen, daß nichts Schlimmeres dahinter — —«

Unter diesen Worten hatte der Doctor Amelie's Hand prüfend genommen, den Puls gefühlt, und ihr blasses Gesicht in's Auge gefaßt, das abwechselnd von Fieberhitze glühte.

»Hm! Hm!« brummte er vor sich hin, »was muß denn das bedeuten? Die Augen so trübe, das Weiße im Auge gar gelb gefärbt?«

»Ach, lieber Doctor, der Kopf thut mir zum Zerspringen weh,« sagte Amelie kleinlaut, »ich habe seit mehren Tagen schon nichts genossen, es schmeckt mir Alles gallenbitter.«

Jetzt trat aus dem Nebenzimmer eine Dame ein. Sie war weder schön noch jung, ihr Aussehen verrieth, daß sie selbst eine leidende Gesundheit hatte, aber auf den ersten Blick überzeugte man sich, daß sie

die Güte und das Wohlwollen selbst war. Sie ging auf Doctor Heil zu, und begrüßte ihn freundlich als einen alten Bekannten.

»Ah willkommen, meine Verehrteste, endlich einmal willkommen,« sagte dieser sichtlich erfreut. »Sieht man das ersehnte Fräulein von Busch denn wirklich einmal hier? Lange, lange mußten wir warten, meine Gnädige, bis Sie das Fräuleinstift mit dem weltlichen Schlosse einmal wieder zu vertauschen sich entschlossen! Und daß man sehnlich auf Sie gewartet hat, das kann ich bezeugen.«

»Nicht wahr, guter Doctor?« rief Amelie aus. »Aber meine liebe böse Louise hatte immer etwas Wichtigeres zu thun, als mich zu besuchen; nun laß ich sie sobald nicht wieder los, sobald gewiß nicht.« Dabei schlang sie den Arm um Louisens Nacken.

»Und es ist auch ganz ihre Absicht, sich festhalten zu lassen,« erwiderte die Stiftsdame scherzend. »Aber du weißt, liebe Amelie, daß ich leider durch eigene Krankheit abgehalten wurde, früher — —«

»O du hättest immer zu mir kommen sollen, ich hätte dich schon pflegen wollen, bis du gesund geworden wärst,« fiel Amelie ihr in die Rede.

Da blickte sie die Stiftsdame lächelnd aber ungläubig an, und sagte:

»Du meinst es sehr gut, meine Amelie, doch wir wollen heute von wichtigeren Dingen sprechen.«

Denn Louise wollte die kranke Amelie nicht kränken, auch wußte sie, daß es ihr in dem Augenblicke gewiß Ernst war, ihr alles mögliche Gute zu erzeigen, weil sie wirklich von Amelie geliebt wurde. Aber sie wußte auch und nur zu gut, daß Amelie sich nicht gewöhnt hatte, mit Aufopferung ihrer eigenen Bequemlichkeit und ihrer Wünsche für Anderer Pflege und Bedürfnisse zu sorgen: darum sah sie so ungläubig aus.

»Vor allen Dingen denn,« fuhr die Stiftsdame fort, »sagen Sie uns, mein verehrter Herr Doctor, was Sie von unserer Amelie Zustande halten?«

»Hm! hm!« brummte Doctor Heil, »es ist ein starkes Fieber vor-

handen, mein verehrtes Fräulein, wobei eine Erregung der Galle eine wesentliche Rolle spielt. Ich kann nicht begreifen — ein so gallicht nervöser Zustand tritt gewöhnlich nur ein, wenn ein großer Aerger vorhergangen ist. Bei unserer jungen Gräfin ist es nicht zu vermuthen, daß sie einen solchen gehabt habe? Alle Welt thut ja nur nach ihren Wünschen, hm! hm! Wer könnte Sie so geärgert haben, Comteßchen? Ich begreife nicht — hm hm!«

Bei diesen Worten fühlte der alte Doctor bald Amelie's hochschlagenden Puls, bald sah er ihr scharf in's Gesicht, während Amelie bald blaß und bald roth wurde, und Louisen verlegen und bittend ansah, als solle die gute Dame die Fragen des durchdringenden Doctors doch ja eben so wenig beantworten, als sie selbst es that.

Indem nun Doctor Heil, ohne zu bemerken, wie sauer Amelie es wurde, sich strengen Maßregeln zu unterwerfen, ihr das Bett zu hüten befahl, und mehre widrige Arzneien zu verschreiben für unerläßlich nothwendig erklärte, so hörte man doch aus der jungen Patientin Munde, nicht ein Wort der Klage oder der Einwendung.

Der Doctor stand nämlich trotz seiner rothen Nase bei dem jungen Mädchen in einem solchen Ansehen, daß sie von Kindheit an in seiner Gegenwart nie übellaunig zu sein sich getraut hatte, und seinen Anordnungen nie widersprach.

»Ich wünsche Sie noch zu sprechen, verehrte Stiftsdame,« flüsterte er Louisen leise zu, während Amelie mit Lisettens, ihres Mädchens, Hülfe sich, von Fieberhitze taumelnd, im Nebenzimmer auf's Krankenlager warf. Darauf verließ er das Zimmer.

Nachdem die besorgte Stiftsdame Lisetten zu allen Erfordernissen der besten Pflege für ihre junge Freundin angewiesen hatte, folgte sie dem Doctor in den Gartensaal. Hier saß der alte Mann umringt von einer Anzahl Dorfbewohner, die seine Hülfe für alle Kranke des Orts in Anspruch nahmen, deren Klagen er theilnehmend zuhörte, deren Leiden er

durch guten Rath, Recepte und Arzneien freundlich zu heben oder doch zu lindern wußte. Wo Doctor Heil sich sehen ließ, fehlte es nie an Leuten, die Rath und Hülfe bei seiner Erfahrung suchten. Als der Saal leer geworden war, ging er unruhig auf und ab, indem er zur Stiftsdame sprach:

»Verehrtes Fräulein, Gräfin Amelie ist krank, sehr krank. Wenn es nicht glücken sollte, den Zustand binnen Kurzem zu ändern, so möchte der Feind die Schlacht gewinnen.«

»O guter Gott, Doctor, was sagen Sie da?«

»Nun, nun, hm! hm! Wir wollen weder die Hoffnung noch den Kopf verlieren, meine Verehrte, tröstete Doctor Heil, indem er Louisens Hand theilnehmend ergriff. Ein Glück, ein wahres Glück, daß Sie in diesem Augenblicke hier sind, mein Fräulein, daß Sie das liebe Kind pflegen und auf die Ausführung meiner Anordnungen halten werden.«

»Gewissenhaft und pünktlich,« erwiderte Louise, indem sie bestätigend mit dem Kopfe nickte, »so viel als möglich auch, mein guter Doctor, denn Sie müssen nicht vergessen, daß das liebe Kind gewöhnt ist, nur ihrem Kopfe zu folgen, und daß ihr Papa sie durch Nachgiebigkeit nur darin bestärkt.«

»Ei was da,« rief der Doctor unwillig. »Hier muß der Papa dem Doctor folgen, und das Kind einmal verständig sein. Dafür lassen Sie mich sorgen, ich werde sprechen und nicht umsonst,« sagte er und zog die Augenbraunen so finster zusammen, als wenn ein Gewitter im Anzuge wäre.

»Gut, Doctor,« entgegnete Louise, »lassen Sie uns einstimmig zum Besten des armen mutterlosen Mädchens handeln. Es soll an mir nicht fehlen. Wir denken Beide wohl noch zurück an unsere gemeinschaftliche Freundin, an Amelien's brave Mutter, und wollen in ihrem Andenken Alles thun, um das junge Leben zu retten.«

»Ja wohl, das wollen wir,« erwiederte Doctor Heil, indem er sich

abwandte, und eine Prise nahm, um zu verbergen, wie gerührt er bei dem Andenken an die brave Frau war. »Aber, geehrteste Stiftsdame,« fuhr er fort, und steckte die Schnupftabacksdose in die große Westentasche, »hier ist Etwas, was ich wissen muß. Der Gräfin Uebel ist nicht von heute. Es ist etwas geschehen — der Zustand ist nicht natürlich — sprechen Sie — reden Sie, mein verehrtestes Fräulein — was hat dieses unerhört gallichte Fieber hervorgebracht?«

Auf diese Frage, und da sie wußte, daß Doctor Heil Amelie's treuster Freund war, hielt die gute Louise es für Pflicht, ihm den Grund der Krankheit offen mitzutheilen.

»Es ist wahrlich traurig, mein Herr Doctor,« sagte sie, »daß Amelie durch eine vernachlässigte Erziehung sich zu Hochmuth und Eitelkeit gewöhnt hat. Ihr fehlt eine verständige Mutter. Der Drang, Andern eine Demüthigung zuzuziehen, indem sie gern die Erste sein und was Besseres besitzen will, als Andere, ist Schuld an einem heftigen Aerger, nach welchem sie sogleich sehr unwohl wurde. Sie war nämlich, gerade als ich ankam, mit ihrem Vater von einer Reise zurückgekommen, von welcher sie den kleinen Hund Ami mitgebracht hatte. Er ist allerliebst, es ist wahr, und wiewohl sie bei übler Laune manchmal sehr unfreundlich auch gegen dieses arme Thier sein kann —«

»O pfui, pfui!« sagte der Doctor.

»So meint sie's doch nicht so schlimm, guter Doctor,« fuhr Louise entschuldigend fort, »aber es ist wahr, daß sie in den ersten Tagen, da er ihr etwas Neues war, nichts sah und nichts hörte, als den Hund.«

»Ja ja, wie verzogene Kinder zu thun pflegen,« bemerkte Doctor Heil.

»Da hieß es bald: Lisette, geh' doch aus dem Wege, Ami will auf meinen Schooß; oder: mein Gott, ich habe dir doch gesagt, daß Ami Milch bekommen soll, und nun hat er nichts als Wasser zu trinken. Du besorgst doch nichts wie du sollst. Gieb mir den Teller mit Biscuit.

Ami, mein Hündchen, komm, friß, friß! Sieh nur, beste Louise, da hat ihm Lisette so viel Fleisch gegeben, daß er nichts von mir nimmt, und ich hatte es doch verboten. Und so ging's in einem fort. Oft, wenn selbst ihr Papa eintrat, konnte sie die üble Laune nicht unterdrücken, und doch hatte der Papa nur zu viel Geld für den Hund bezahlt, um ihr den Willen zu thun.«

»Das ist's ja eben,« sagte der Doctor ärgerlich. »Weiß denn der Herr Graf nicht etwa, daß man den Kindern nur niemals etwas abzuschlagen und zu versagen braucht, um sie recht ungezogen und übellaunig zu machen?«

»Wohl wahr,« erwiderte Louise, »allein so verständig der gute Graf in vielen andern Dingen ist, diese Kenntniß scheint er nicht zu haben. Seine Pferde sollten nach der Reise ausruhen, das eine war kaum von einem lahmen Fuße wieder genesen, dennoch brachte es Amelie dahin, daß angespannt werden mußte.«

»Und wozu das,« fragte der Doctor?

»In dem kleinen Badeorte, nicht weit von hier,« fuhr Louise fort, befanden sich gerade Miß Caroline und Gräfin Brigitte. Beide Damen sind leidenschaftliche Hundeliebhaberinnen, Amelie hielt den ihrigen für den schönsten, das merkte ich sehr bald, und ließ dem Vater keine Ruhe, er mußte sie dorthin fahren lassen, um den beiden Freundinnen Ami zu präsentiren. Sie waren auch sogleich bei der Hand, als wir ankamen, und luden uns ein, ihren Platz mit ihnen zu theilen. Ami, gewohnt, daß Amelie sich fortwährend mit ihm beschäftigte, sprang auf die Bank und auf ihren Schooß, stellte sich aufrecht auf seinen Vorderpfoten, bellte Herren und Damen an, wedelte mit dem Schwanze und war allerliebst anzusehen.«

»Was haben Sie da für einen wunderschönen Hund, Gräfin,« sagte der Kammerjunker von Troll, der in der Gesellschaft der Miß Caroline war.

»Nicht wahr, Herr von Troll,« sagte Amelie mit einem etwas schnippischen Tone, indem sie einen verächtlichen Blick auf die beiden Damen warf, »es bildet sich Manche auf ihren Schooßhund viel ein, und Niemand kann doch behaupten, von so seltner Art einen Hund zu besitzen, als der meinige ist.«

Diese etwas hochmüthige Herausforderung verdroß die beiden Damen sichtbar. Sie sahen sich einander spöttisch an, als wollten sie sich das Wort geben, den Uebermuth, womit Amelie sich mit ihrem Schooßhunde breit gemacht hatte, zu bestrafen.

»So?« sagte Miß Caroline hönisch, »Sie haben ihn wohl gar von Mesopotamien geholt, Sie kleine Comteß.«

»Ei,« fiel Comteß Brigitte ein, »wissen Sie nicht, meine liebe Miß Caroline, daß Gräfin Amelie stets nur das Schönste hat? Aber sagen Sie mir doch, bestes Kind, wenn dann ihr gepriesener Hund so ganz vollkommen schön ist, was haben Sie nur mit seiner Ruthe angegeben? Das nenne ich nicht etwa schön behangen, das ist ja ein Rattenschwanz!«

»Das nimmt Sie Wunder, Comteß Brigitte?« fragte Miß Caroline spöttisch, »Lisette rupft ihm die unöthigen Haare aus, wenn er Miene macht, sie zu beißen. Aber ich finde die langen Haare auf seinem Rücken, welche borstig über die kurzen wegragen, noch famoser als die kahle Ruthe. So etwas sah ich an einem schönen Hunde noch in meinem Leben nicht. Man muß sagen, es ist apart.«

Amelie war bei ihrem kindisch hochfahrenden Lobe ihres Ami auf so boshafte Erwiderungen nicht gefaßt gewesen. Sie wurde vor Aerger bald blaß und bald roth, und fand keine Worte, um Ami's Schönheit dagegen zu vertheidigen.

»Nun, nun, kleine Gräfin,« fuhr Miß Caroline mit einem beleidigenden Lächeln fort, »Sie sind doch nicht etwa empfindlich? Das wäre das Hündchen wohl gar nicht einmal werth.«

»Ei, was sagen Sie, Miß Caroline,« fiel Comteß Brigitte ein, »dazu hat Gräfin Amelie zu viel Verstand. Sie sieht ja selbst, wie es um dieses gebrechliche kleine Thier steht. Vor vielen Jahren hatte ich einmal ein ähnliches. Die Freude dauert nicht lange, solche zarte Geschöpfe sterben einem unter den Händen weg.«

Die arme Amelie war den Thränen nah.

»Das will ich glauben,« unterbrach Doctor Heil die Erzählung der Stiftsdame mit einem mitleidigen Kopfschütteln. »Sie hat eine bittere Lehre gegen den Hochmuth empfangen, verehrte Stiftsdame, es steht zu hoffen, daß sie den bösen Fehler ablegt, der den Haß und den Neid anderer Menschen erregt, und nie Liebe erwerben kann.«

»Ach ja wohl,« erwiderte Louise seufzend, »und der ihr die schwere Krankheit sichtbar zugezogen hat.«

»Ohne alle Frage,« bestätigte der Doctor. »Aber,« fuhr er mit einem Ingrimm fort, bei welchem er die breiten Augenbraunen so finster zusammenzog, daß man fast nichts mehr von seinen Augen sah, als daß sie blitzten: »aber drei Viertel von den Blutegeln, welche heute nothwendig noch an unserer Gräfin Amelie Nacken gesetzt werden müssen, mein verehrtes Fräulein Stiftsdame — ja nothwendig, sage ich, sonst bekommen wir Gehirnentzündung oder Nervenfieber — drei Viertel von diesen Blutsaugern sollten diesen saubern beiden Damen da auf dem Badeorte auf den Hals geschickt und applicirt werden, sage ich, um ihnen die Bosheit auszusaugen, mit der sie den Hochmuth der Gräfin Amelie strafen wollten, und sind doch selbst um nichts besser.«

»Da sprechen Sie wahr, Herr Doctor,« erwiderte die Stiftsdame. »Statt es wenigstens mit ihrem boshaften Geschwätz bewenden zu lassen, da sie doch sahen, wie Amelie sich ärgerte und kränkte, ließen diese Damen noch ihre eigenen Pincher und Möpse oder was es sonst für Hunde sein mogten, herbeiholen, die Eine rühmte, wie sie den ihrigen von der Königin von England selbst geschenkt bekommen habe, er sei von der

Lieblingsrace der Königin, die Andere ließ den ihrigen Kunststücke machen, die Ami nie zu lernen im Stande sein würde, meinte sie — kurz, lieber Doctor, ich eilte mit Amelie fortzukommen, das war ein Wesen und ein Loben, und —«

»Und kurz,« fiel Doctor Heil ein, »das waren Damen! Damen, meine verehrte Fräulein Stiftsdame, die ein gemeines Herz unter prächtigen Kleidern tragen; Neid und Bosheit entehren den Menschen, und um desto mehr, wenn er vornehm ist, weil man mit Recht erwartet, daß, wer besser erzogen zu sein sich dünkt, auch gut und großmüthig gegen Andere sein sollte, statt sie zu höhnen und zu erbittern, selbst wenn diese Andern auch gefehlt hätten.«

Doctor Heil hatte sich ganz ereifert. Der brave alte Mann hatte trotz seines finstern Gesichts ein Herz, so voll Wohlwollen und Liebe für seinen Nächsten, daß er, so alt er war, keinem Menschen hätte begegnen können, wie wir es eben von den beiden Damen erfahren mußten, und wo er solchen Neid, solche häßliche Eifersucht oder Hochmuth fand, erfüllte es ihn stets mit tiefem Unwillen.

Camilla.

Versteckt hinter einigen großen Bäumen ist am Ende einer der langen und prächtigen Straßen Berlins ein altes Haus gelegen. Durch seine dunkle Hausflur und hochstufigen Treppe gelangt man auf einen langen schmalen Gang.

Oeffnet man die Thür am Ende desselben, so betritt man ein geräumiges Zimmer mit ziemlich niedrigen Fenstern, welche die dichtbelaubten Bäume vor dem Hause beschatten.

Hier hört man wenig von Straßenlärm, und sieht nichts von der Pracht der königlichen Schlösser und der glänzenden Wohnungen der Vornehmen.

Eben so einfach, als das Zimmer selbst, sahen alle Gegenstände aus, welche dasselbe ausfüllten. Ein mit Schulbüchern und Schreibmaterialien bedeckter Tisch in der Mitte des Zimmers verrieth beim ersten Anblick, daß Schule hier gehalten werde. Madame Labouret nahm den obersten Platz an diesem Tische ein; sechs kleine Mädchen saßen um sie her. Sie hatte so eben die Durchsicht ihrer schriftlichen Arbeiten beendet, die Fehler gezählt, den Fleiß gelobt, die Unachtsamkeit getadelt. — Demungeachtet waren ihre Schülerinnen mit Vergnügen um diesen Tisch versammelt. Die Lehrstunden der Madame Labouret waren eben so amüsant als lehrreich für die wißbegierigen Kinder.

»Du sagtest vorher, liebe Mimi,« redete Madame Labouret sie auf

französisch an, »du werdest morgen nicht zu mir kommen. Was verhindert dich daran?«

»Es ist morgen mein Geburtstag, Madame Labouret,« war Mimi's Antwort.

»Ah, das ist eine fröhliche Abhaltung,« rief Madame Labouret. »Weißt du schon, wie er gefeiert werden wird?«

»Nein, Madame Labouret, meine Eltern sagen mir das niemals voraus.«

»Daran thun sie sehr wohl,« erwiderte jene, »dann ist die Ueberraschung desto größer. Und ich glaube sicher, daß dieser Geburtstag etwas Schönes bringen wird, denn Mimi bringt ihren Eltern so gute Censuren mit zu Hause. Sage mir doch, Clärchen, wie wurde dein Geburtstag gefeiert; war er nicht in der vergangenen Woche? Und was hast du da geschenkt bekommen?«

Diese Frage erregte nicht Clärchens Sprechlust allein; Madame Labouret wünschte von einem jeden ihrer Zöglinge die Feier des letzten Geburtstags und die Geschenke zu erfahren, die er mitgebracht.

Die Erzählung ging die Reihe herum; die Eine hatte auf die Weise einen ganzen Tisch voll herrlicher Sachen und Kuchen bekommen, die Andere auf eine andere Weise. Diese hatte ihn im Theater gefeiert, die Andere durch eine Landparthie. Dies Capitel setzte die Zungen so gewaltig in Bewegung, daß endlich Alle auf einmal sprachen, und Niemand sein eigenes Wort verstand.

»Bitte — bitte!« rief endlich Madame Labouret, »es mag allerliebst sein, was ihr da erzählt, aber es wäre mir noch lieber, es auch verstehen zu können, meine lieben Kinder. Ihr habt Alle untereinander gesprochen, blos Camilla hat uns noch nichts von ihrem Geburtstage mitgetheilt. Liebe Camilla, wie war es denn um deine Geburtstagsfeier? Du mußt uns auch davon etwas erzählen.«

Da schwiegen Alle, und blickten auf ein kleines Mädchen, welches

heute zum ersten Male an den Stunden Theil nahm, Madame Labouret kannte sie erst seit heute, da eine reiche Dame sie erst seit Kurzem gebeten hatte, Camilla auf ihre Kosten zu unterrichten. Ihre früheren Schülerinnen aber hatten Camilla als alte Bekannte begrüßt, da sie an ihren Spielen sowohl in Adelheid's als im Bühl'schen Hause öfters Theil zu nehmen pflegte.

Camilla, welche auch ihr, schon vom Eiersuchen her kennt, sah bei der Frage nach ihrem Geburtstage in ihren Schooß nieder, wurde roth und wußte nichts zu antworten.

»Nun wohl,« sagte die Lehrerin befrembet und gewissermaßen verlegen, indem sie nicht gleich die Ursache errieth, »du bist zwar der französischen Conversation noch nicht gewohnt, wie die Andern, aber fasse nur Muth dazu, es wird schon gehen.«

Da sah Camilla Madame Labouret ehrlich in die Augen, und sagte:

»O, Madame Labouret, es ist nicht das, ich spreche so gut ich vermag, und werde mir Mühe geben, bald geläufig zu reden. Aber — ich habe Ihnen von meinem Geburtstage nichts zu erzählen, Madame Labouret, was der Mühe werth wäre, Ihnen mitzutheilen, wie es die Andern können. Mein Vater ist nicht reich, er kann mir keinen reichen Geburtstagtisch anputzen.«

Man sah es Madame Labouret an, daß es ihr Leid that, Camilla nach Etwas gefragt zu haben, was ihr wehe thun konnte, und die Uebrigen schienen dasselbe zu empfinden, indem sie bald mitleidig und schweigend auf Camilla blickten, bald sich unter einander verlegen ansahen.

Aber Camilla, nachdem sie dieses offene Geständniß von der Zunge hatte, fuhr fort:

»O, ihr braucht aber nicht zu glauben, daß ich deswegen nicht einen sehr vergnügten Geburtstag gehabt hätte.«

»Gewiß, das ist sehr möglich, und da du's selbst sagst, auch ganz

gewiß, liebe Camilla,« entgegnete Madame Labouret. »Denn sind es wohl kostbare Geschenke allein, welche einen Geburtstag schön machen?«

»O nein, liebe Madame Labouret, ganz gewiß nicht,« sagte Mimi.

»Ich sehe es Camilla an,« fuhr jene fort, »daß ihre Eltern ihren Geburtstag gewiß mit großer Freude und eben so viel Liebe gefeiert haben.«

»Mein Vater, Madame Labouret? und meine gute Mutter?« rief Camilla aus, indem ihre Augen fröhlich glänzten. »O, Sie glauben nicht, was ich für einen gütigen Vater und für eine liebe Mutter habe. Ich bin noch nie in meinem Leben so vergnügt gewesen, als an meinem letzten Geburtstage, Madame Labouret.«

»O, erzähle uns doch, Camilla, wie haben ihn denn dein Vater und deine Mutter gefeiert?« fragte Mathilde.

»Eine große Feier war's nun wohl nicht, Mathildchen, wer weiß auch, ob ich dabei so lustig gewesen wäre. Gleich als ich erwachte, stand mein Vater an meinem Bette, so vergnügt hat er das ganze Jahr nicht ausgesehen, als an dem Morgen. Als wir uns geherzt und geküßt hatten, gab er mir ein Geldbeutelchen in die Hand, welches meine gute Mutter für mich gearbeitet hatte. Und es war auch nicht leer, es war ganz was Besonderes darin.«

»Nun? was war denn darin?« fragte Mimi.

Camilla schien einen Augenblick nachzudenken, ob sie's sagen sollte.

»Bitte, bitte, sage es uns,« riefen Clärchen und Mathilde.

»Nun ich kann's euch wohl sagen, wenn ihr's wissen wollt,« erwiderte Camilla. »Mein Vater hat für den Herrn Minister sehr viel zu schreiben, und die ganze Woche über nicht einen Tag frei. Und doch schreibt er auch noch oft den ganzen Abend bis in die Nacht hinein für Andere, wenn ich schon lange schlafe, und wenn ich ihm den Winter über gute Nacht sagte und ihn bat, er solle doch auch zu Bette gehen, denn dem armen Vater thaten die Augen oft weh vom Schreiben, Madame Labou-

ret, so sagte er immer: Schlaf du nur, meine Camilla, ich wache gern für euch«

»Was kann es euch denn aber viel helfen, wenn er so viel schreibt?« fragte Mathilde.

»Camilla's Vater, liebe Mathilde,« fiel Madame Labouret ein, »ist, wie ich schon gehört habe, sehr gescheut, und wenn er für Zeitblätter und dergleichen schreibt, so bringt ihm das sicher manchen Thaler ein.«

»Nun, erzähle uns nur weiter, liebe Camilla,« bat Mimi. »Was war denn in deinem Geldbeutel, das wolltest du uns ja sagen.«

»Mein Vater hatte sechs blanke Achtgroschenstücke hineingesteckt, und meine Mutter sagte: sieh, Camilla, das ist ein Theil von dem Gelde, was sich dein guter Vater im Winter verdient hat, wenn er, statt zu Bett zu gehen, wie du ihn oft batest, noch so fleißig schrieb, wenn sein Kind schlief.«

»O, wie lieb muß doch Camilla's Vater sie haben,« rief Madame Labouret, »da er so gern für sie arbeitet.«

Ja, da haben Sie Recht, Madame Labouret,« sagte Mimi, »aber das macht, weil Camilla so ein gutes Kind ist.«

»Nun, und da freutest du dich gewiß so sehr, meine kleine Camilla,« fuhr Madame Labouret fort, »als habest du Goldstücke geschenkt bekommen?«

»O, Madame Labouret, ich herzte und küßte meinen lieben Papa, und er sagte, da ich fleißig und folgsam wäre, machte ich ihm ja auch so viel Freude, und darum werde ihm alles Arbeiten leicht und lustig.«

Rosa, meine Rosa, ich sage dir, ich hätte wohl in dem Augenblicke Madame Labouret sein mögen, um Camilla's Gesicht zu sehen, als sie das sagte. Das Antlitz eines Engels kann nicht seliger aussehen, als das eines guten Kindes, welches seine Eltern glücklich macht.

Mimi gab Camillen die Hand und sagte: »Du gute Camilla!« Und die übrigen kleinen Mädchen waren still geworden, und keine mochte

sich des vollen Tisches mehr rühmen, der an ihrem Geburtstage mit Geschenken geprangt hatte. So viel Freude ein solcher Tisch ihnen natürlich auch gemacht hatte, so war es ihnen doch in diesem Augenblicke, als habe die ärmere Camilla Etwas empfangen, was heller glänze und werthvoller sei als prächtige Geschenke.

Was meinst du wohl dazu, meine Rosa?

Als Camilla, welche heute etwas zeitiger von ihrer Mutter zu Hause bestellt war, als die Uebrigen, fortgegangen war, sagte Madame Labouret:

»Es freut mich ungemein, dieser kleinen Camilla Unterricht zu ertheilen, und daß sie euch, meine lieben Kinder, schon bekannt ist. Ich sah sie heute zum ersten Male, aber ich bin überzeugt, daß sie ein vorzügliches Kind ist. Die Freude, die ein so gutes Kind den Eltern macht, bleibt auch gleich groß für dieselben, sie mögen arm oder reich, vornehm oder gering sein. Camilla's Eltern dachten an ihrem Geburtstage, darauf will ich wetten, nicht halb so viel an die Sorge und Mühe, die es macht, ein Kind groß zu ziehen, als an die Freude über ihre gute und artige Camilla. Denkt ihr wohl manchmal daran, meine lieben Kinder, wie viel Mühe überhaupt Kinder den Eltern machen?«

»Ach ja, Madame Labouret,« sagte Clärchen, »das wissen wir wohl.«

»Ja,« fügte Mimi hinzu, »wir machen meiner Mama auch täglich manche Plage, Madame Labouret, Carl und ich, wenn wir's auch nicht gerade wollen. Und wir können doch wahrlich für unsere liebe Mama noch gar nichts thun, weil wir noch zu unverständig und zu klein sind, Madame Labouret.«

»Da hast du Recht, Mimi. Und doch können Kinder etwas für die Eltern thun, wenn sie nur wollen. Seht, ich kenne ein Haus, welches voller ungezogener Kinder ist. Wenn das Eine ein Spielzeug in die Hand nimmt, so reißt's ihm ein Anderes weg. Ae, ä, schreit das Erste, du ungezogner Bub', wart, du sollst's kriegen! Schwapp, hat

der Bub' eins in's Gesicht. Der fängt an zu heulen, und schlägt wieder. Das Mädel nimmt Reißaus, quiekt und schreit wie am Spieß, reißt die englischen Soldaten mit Willen um, die der Bub' hatte aufmarschiren lassen. Der schimpft hinter ihr drein, und nun — da sitzt die ungezogene Trulle im Winkel und schmollt, rührt sich nicht, den ganzen Tag spielt sie nicht mit, sagt sie. Und der Bub', o, der gäbe auch kein gut Wort. Wo Vater und Mutter sich auch sehen lassen, müssen sie schelten, endlich noch die Ruthe holen, und doch ist kein Vertrag«

»O, o!« sagten die kleinen Mädchen und lachten, »das mag eine schöne Wirthschaft sein.«

»Ja,« fuhr Madame Labouret fort, »in dem Hause singt Niemand ein Lied, an einen frohen Scherz ist nicht zu denken, man sieht nur saure Gesichter.«

»Pfui! in dem Hause möchte ich nicht wohnen,« sagte Mathilde.

»Aber es mag sein in der Welt, wo es will,« sprach Madame Labouret weiter, »in einem Hause, wo gute und darum fröhliche Kinder sind, da ist auch viel Segen. Wenn Gott den Eltern selbst einen Kummer schickt, so brauchen sie die lieben hellen Kindergesichter nur anzusehen, um ihn zu vergessen; da werden die alten mit der Jugend jung, uud die Jugend durch die Alten verständig, und alle Tage klüger und besser.

»Das ist's, was Kinder den Eltern geben können für alle Mühe und Sorge, wenn sie auch noch nicht groß genug sind, um Größeres zu leisten.«

»Nichts in der Welt ist seliger, als dankbar zu sein, und wie dankbar ist Camilla für die Liebe ihrer Eltern.«

»O, die gute Camilla!« riefen die Kinder. »Wir haben sie Alle so lieb! Nicht wahr, Madame Labouret, Sie haben sie auch schon lieb, wenn Sie sie auch heute zum ersten Male sahen?«

»Das versteht sich,« entgegnete diese. »Wißt ihr aber, was mir an

ihr noch ganz besonders gefällt? Das will ich euch sagen. Als ihr Alle von den herrlichen Geschenken erzähltet, welche eure lieben Eltern euch gemacht, habe ich auf ihrem Gesichte nicht eine Spur von Neid entdeckt, und doch wäre es an ihrer Stelle ganz gewiß manchem andern Kinde begegnet, sich unglücklich zu fühlen und voller Eifersucht auf die Vorzüge zu sein, welche ihr genießt, da Gottes Güte euren Eltern eine bessere Lage gegeben hat als den ihrigen.«

Jetzt war die Stunde beendigt, und die Kinder nahmen Abschied.

Zwar wußte Madame Labouret nicht gerade, wie wir es wissen, daß Clärchen wohl oft ihre Schwester und ihre Gespielinnen beneidet hatte, und sich nicht immer mit Andern des Guten freute, was ihnen widerfuhr. Aber die Worte der braven Lehrerin machten einen tiefen Eindruck auf sie, denn sie war sich ihres Lieblingsfehlers bewußt. Auf dem Nachhausewege nahm sie sich fest vor, künftig wie Camilla zu sein.

Der Geburtstag.

Froh und frisch sprang Mimi aus ihrem Bett.

»Heute ist mein Geburtstag!« rief sie aus, und tanzte sich eins. »Aber was ist denn das? da sieht's ja schon so grün und bunt auf meinem Tischchen aus.«

Sie tritt hinzu — da liegt der schönste Kranz — volle Astern, Georginen, Verbenen — er glänzt von Thau.

Mimi fragt: »o, wer hat mir den Kranz denn gebracht?« Da steht Dore, und lacht in sich hinein, und thut, als wisse sie von gar nichts. Aber Mimi springt ihr an den Hals und ruft: »Er ist von dir, gute Dore! Ich danke dir tausendmal.«

»Dore, Dore,« sagt die Mutter, welche ihre Mimi bereits an ihr Herz gedrückt hatte, »du ehrliche Seele sollst doch so viel Geld für Mimi nicht ausgeben. Er ist ja gar zu groß und schön.«

»O gnädige Frau,« erwidert Dore, »ich hätte ihn Mimi gern noch größer und schöner gegeben. Sie ist immer so gut und freundlich gegen unser eins; Jedem macht sie gern eine Freude, und alle Menschen im Hause haben sie lieb; wie sollte ich sie nicht lieben?«

»Wie innig freute sich Mimi's Mutter über Dorens Worte.

Da ging die Thür zum Wohnzimmer auf Der kleine Tambour Carl holte seine liebe Schwester unter Trommelschlag zum Papa hinein, der nur eben fertig damit war, das neunte von den Lichtern auf dem


Illustr. v. Arnz & Cie in Dusseldorf.

Der Geburtstag.

Kuchen anzuzünden, welche in der Mitte des mit nützlichen und niedlichen Geschenken bedeckten Tisches fröhlich flimmerten.

Mimi fiel dem Vater um den Hals, ehe sie noch ihren neuen Reichthum in Augenschein genommen, und der erfreute Vater drückte das geliebte Kind an sein Herz.

»Nun, komm nur, meine Mimi, und sieh, was der Geburtstag dir Alles gebracht hat,« sagte die Mutter, und führte Mimi an den Tisch.

»O mein Papa, o meine liebe Mama, ihr seid gar zu gut! Ei, das schöne rothe Kleid! und das Buch — das Kästchen — Fingerhut und Scheere darin — o, das ist zu viel Schönes, das ist allerliebst. Mama, ich werde auch so fleißig sein, ich werde damit ein Kissen für dich nähen, und für den Papa auch eins. Das Buch — mit den Bildern! Nicht wahr, ich darf euch des Abends etwas daraus vorlesen?«

Aber ihre Wonne stieg noch höher, als sie gar eine Wachspuppe in einem kleinen Bette erblickte, welche sie sich sehnlich gewünscht hatte.

Da ging's denn von Einem zum Andern. Mimi konnte gar kein Ende finden, und bald küßte sie des Papas liebe Hände, bald zog sie die Mama zu sich herunter, um sie zu herzen.

Mimi's Lehrer waren heute abgesagt, und nach einer vergnügten Frühstücksstunde versprach der Vater, so schnell als möglich von seinen Geschäften zu dem beglückten Geburtstagskinde zurückzukehren, während die Mutter sich gleichfalls entfernte, um zu einem festlichen Abende die Veranstaltung zu treffen.

Die Freude, welche wir Andern machen, ist gleich einem Edelstein, der uns geschenkt wird.

Mimi stand noch an dem beladenen Tische, und betrachtete ihre Geschenke.

So eben hatte die Mama ihr erzählt, daß sie Clärchen und Mathilde zum Abend geladen habe, und Mimi hatte nichts Wichtigeres zu thun, als die bei der Besichtigung durcheinandergeworfenen Geschenke wieder auf das Zierlichste zu ordnen, um sie von ihren Gästen gehörig in Augenschein nehmen zu lassen.

Dabei fiel ihr die gestrige Unterredung bei Madame Labouret wieder ein.

»Die Beste von uns Allen,« dachte sie bei sich, »ist doch Camilla.«

Sie stand eine Weile, und schaute nachdenklich auf die reichen Gaben ihrer Eltern, und da sie von ihrer braven Mutter schon zeitig gewöhnt war, auf sich und Andere zu achten, so war ihr jetzt zu Muthe, als müsse sie etwas Besonderes thun, damit sie sich mit aller der Freude, welche ihr heute zugedacht war, nicht vor Camilla schämen müsse, die bei so Wenigem so vergnügt und so dankbar und ein so gutes Kind war, daß ihr Vater ihr zu Liebe mit Freuden Nächte durcharbeitete.

»Die Mama erlaubt mir gewiß, sie auch einzuladen,« dachte sie, »und — was thue ich ihr nur zum Vergnügen?«

Sie sah auf dem Geburtstagstische umher — nahm ein kleines Geschenk nach dem andern in die Hand, was so recht eigentlich nur zu ihrem Vergnügen von ihren gütigen Eltern den größeren und nützlichen Dingen beigelegt worden war, und es ist leicht zu errathen, daß die Entscheidung, welche in Mimi's Seele jetzt vor sich gehen sollte, nicht eben leicht war.

Ihr Herz drängte sie, Camilla von ihrem Ueberflusse etwas mitzutheilen, und doch muß man gestehen, daß es selbst größeren Leuten, als unsere Mimi war, oft schwer ankommen dürfte, etwas so eben Empfangenes und Schönes wegzugeben.

Auf einmal aber war sie fertig mit ihren Gedanken. Sie lief zu ihrem Schränkchen, aus welchem sie ein Körbchen nahm.

»Der Onkel hat's mir einmal geschenkt, — er würde mir's gewiß nicht übel nehmen, wenn er wüßte, daß ich's Camilla bringe,« dachte sie.

Dann sprang sie zum Geburtstagstische zurück, legte schnell ein Nähtäschchen, mehre Früchte von Chocolade und einige solche Männchen, ein schönes Band — und endlich noch eine Apfelsine hinein, lief zur Mutter in die Küche, und bat sie um Erlaubniß, damit zu Camilla gehen zu dürfen.

Als diese hörte, wovon die Rede sei, küßte sie Mimi auf die Stirn, und sagte erfreut: »Recht so, mein Herzenskind,« ich habe dir zwar einige dieser Sachen gegeben, weil du sie gebrauchtest, aber ich glaube, daß, wenn du dein altes Band noch fortträgst und vielleicht die andern kleinen Geschenke auch entbehrst, du dennoch mit innigerem Vergnügen daran denken wirst, als wenn du sie behieltest. Geh in Gottes Namen, mein Herzblatt, lade die gute Camilla ein, und weil ich heute auch so viel Freude an meiner lieben Mimi habe, so will ich selbst auch des lieben Kindes Freude vermehren helfen.«

Sie langte aus einem Schubfache ein neues Bilderbuch hervor,

welches Mimi mit einem Freudensprunge in Empfang nahm; im Hui war sie die Straße hinunter, da Camilla am Ende derselben wohnte, indessen ihre Mama ihr lächelnd durch's Fenster nach sah.

Mimi klingelt, Camilla öffnet die Thür.

»Ei guten Morgen, Mimi! Wo kommst du so zeitig her?« ruft diese ihr entgegen. »Du willst mich wohl gar abholen zu Madame Labouret? Hast du vergessen, daß es Dienstag ist? Wir haben heute erst Nachmittags französische Stunde. Aber es ist ja auch heute dein Geburtstag? Es ist gar so lieb, daß du zu mir kommst, da kann ich dir ja auch gratuliren.«

»Ich danke dir sehr, Camillchen,« erwiderte Mimi, die ihr Körbchen sorgfältig mit ihrem Umschlagetuche zu verdecken suchte, und in die Stube trat. »Deine Mutter ist wohl ausgegangen, Camilla?«

»Ja,« war die Antwort, »aber es wird nicht lange dauern, so ist sie wieder da, sie wird sich so sehr freuen, daß du gekommen bist.«

»O, wenn du nur da bist,« sagte Mimi etwas verlegen, weil sie so viel zu verbergen hatte. »Du kannst's ihr ja nachher auch selbst sagen, daß meine Mutter sie bitten läßt, dich heute Abend zu uns zu schicken. Clärchen und Mathilde sind auch bei uns«

Camilla war voller Vergnügen über diese Einladung.

»Du mußt mir aber noch einen Gefallen thun, Camilla,« sagte Mimi geheimnißvoll — »willst du?«

»Ei warum das nicht? Zehne für einen,« rief jene.

»Geh' an's Fenster. —

»Warum denn das? – «

»Nun geh' nur, du wirst's schon sehen. Hier, hier stell' dich her, bitte, Camilla, bitte.«

»Und nun, was soll denn daraus werden?« fragte Camilla verwundert.

»Nun hältst du dir die Augen zu — siehst du —. so! Wir wollen Verstecken spielen, Camilla, du sollst mich suchen.«

»Ha ha ha! in der kleinen Stube? Wo ich jeden Winkel weiß? Das wäre doch närrisch.«

»Mache nur geschwind, Camillchen,« rief Mimi bittend, »es ist heute mein Geburtstag, du darfst mir nichts abschlagen.«

»Nun meinenthalben, du närrische Mimi, aber lange steh' ich nicht hier mit zugemachten Augen, und finden werde ich dich auch, davor ist mir nicht bange —«

Jetzt langt Mimi ihr Körbchen vor, packt aus, stellt's hin, huscht hinter den Bettvorhang.

»Piep!« ruft sie schelmisch.

Camilla reibt sich die Augen, sie ist geblendet. Schäckernd läuft sie auf den Bettvorhang zu — kommt an den Tisch — und bleibt wie eingewurzelt stehen.

»Nein! — Was soll denn das? Du hast wohl all' deine Geschenke mit aufgepackt, daß ich sie heute früh schon sehen soll?«

Da kann's Mimi hinter dem Vorhang nicht mehr aushalten — sie stürzt hervor, und ruft:

»Nein, nein, so ist's nicht gemeint, das mußt Du haben, Camillchen, gewiß, du mußt! Das Geburtstagsgeschenk ist für dich.«

Camilla steht bewegungslos. »Mein Himmel,« sagt sie, »es ist ja heute mein Geburtstag gar nicht.«

»Aber meiner ist, Camilla, und ich wollte dir so gern auch eine Freude machen.«

Da fällt Camilla Mimi um den Hals, und weiß nicht, was sie sagen soll. Dann besieht sie eins nach dem andern, und ruft:

»O du gute Mimi, aber das ist ja viel zu viel, das kann ich ja

gar nicht nehmen —« und doch besieht sie's immer wieder, eins nach dem andern, und sieht so glücklich aus.

»O, wenn meine Mutter kommt, wie wird die dir danken!« sagt sie einmal über's andre.

Aber Mimi sagt: sie könne nicht länger warten — sie müsse fort — »komme hübsch bei Zeiten heut Nachmittag, ruft sie, und — wutsch! ist sie aus der Thür, und die Straße hinauf zu Hause.

Eine Maskerade von besonderer Art.

Hört zu, meine lieben Kinder! Jetzt will ich euch erzählen, erstlich, was ihr schon vermuthet, und zweitens, was ihr wohl nimmermehr errathen hättet.

Was ihr vermuthet, ist: daß es heute im Bühl'schen Hause nicht anders als lustig zugehen kann.

In dem großen Wohnzimmer sind sie schon Alle beisammen. Da wird geschäkert und gelacht, während die Chocoladenkanne auf dem Tische dampft, die Mutter die Torte zerschneidet, die Zuckerbrezeln und Stollen, Tassen und Körbe voll Obst herzuträgt.

Clärchen und Mathilde sind über Mimi's herrliches Bilderbuch her, Camilla hascht sich mit Carl, der an Mimi's Geburtstage ganz ausgelassen ist.

Mimi selbst, scheint mir, ist die Glücklichste von Allen. Sie ist so innerlich vergnügt, so vergnügt — in ihrem Herzen tönt es so sacht durch die Freude um sie her hindurch: »Du hast Camillen deine eigene Freude gegeben! Du darfst dich nun selbst doppelt freuen.«

Was ist sie geschäftig! Sie trägt Kuchen unter den kleinen Gästen umher, bald hat der eine noch keine Früchte, bald der andere seine Tasse Chocolade schon ausgetrunken.

Dann wurde der große Tisch auf die Seite gerückt, und Bilderspiele gespielt. Drei Mann hoch, Blindekuh, die Reise nach Rom,

Vater Abraham — o, da gab's was zu lachen, selbst Carl war schon pfiffig genug, um Vater Abraham ernsthaft am Barte zu zupfen.

Endlich waren Alle außer Athem, die Gesichter glühend roth, die glatten Flechten der Mädchen zu losen Buschelköpfchens geworden.

»Halt,« sagte der Papa, der nebst Onkel Ernst mit der Cigarre in Händen aus seinem Zimmer hereintrat — »halt, ihr wilden kleinen Gesellen! Es ist nun genug mit dem Wildern. Laß sie aufhören, Mutter, das Kindervolk macht einen Spektakel, daß das Haus einfallen möchte.«

»O Papa, lieber Papa,« hieß es, »nur noch einmal Kämmerchen vermiethen, nur noch ein einziges Mal Katze und Maus; nicht wahr, Mathilde, nicht wahr, Camilla?«

»Ein ander Mal,« sagte der Papa. »Heute ist genug davon gethan. Dafür spielen der Onkel und ich selbst etwas Anderes mit euch, weil dein Geburtstag ist, Mimi, spielen wir mit.«

»O, das ist herrlich, das ist prächtig,« riefen Alle. »Clärchen und Mathilde, ihr müßt wissen, daß Niemand so herrlich zu spielen versteht, als Onkel Ernst,« sagte Mimi.

Stühle herbei, und da saß die kleine Gesellschaft mit sammt Papa und Onkel um den Tisch herum. Die Karten vom Schimmelspiel waren bereits vertheilt, und so eben hatte der Onkel baare achtzig auf den Schimmel gesetzt, als mit einem Male —

Und dieses war's, Rosa und Ferdinand, was ihr nicht errathen hättet von Mimi's Geburtstage — —

Als mit einem Male ein gewaltiges Gepolter und Klopfen an der Stubenthür entstand.

Alle sprangen auf, Niemand konnte begreifen, was das zu bedeuten hatte.

Onkel Ernst aber sagte lächelnd:

»Daß dich! Wer untersteht sich denn hier so zu lärmen? Geh doch, Mimi, sieh zu, was es sein kann?«

Mimi sah ihn an, und wagte erst nicht zu gehorchen.. Da er aber so schelmisch aussah, lief sie und öffnete.

Da sahen die Kinder ihr blaues Wunder. Carl holte seine Peitsche, faßte aber doch die Mama am Rockzipfel; stumm und starr standen die Andern.

Es war auch toll, sage ich euch, was da hereinspazierte.

Zuerst kroch ein gewaltig großer Bär auf allen Vieren herein; schwarze Zotteln hingen über sein Bärengesicht, und er brummte so fürchterlich, als befände er sich in den amerikanischen Wäldern.

Hinter ihm drein kamen eben so wunderliche Gesellen.

Der erste hatte eine spitze Bischofsmütze auf dem Haupte, eine gefährlich grinsende Maske und ein gewaltig weites Gewand von Goldbrocat. Die langen Aermel fielen über seine Hände, die zu denselben viel zu klein waren, er trug ein Kästchen.

Der Zweite war ein verzweifelt kecker Bursche. Er trug Harlekinshosen und eine Schellenkappe, deren Glöckchen bei jedem Bockssprunge, den er vortrefflich zu machen verstand, bimmelten.

Die dritte Gestalt war nicht weniger absonderlich. Es war nämlich ein kleines zierliches Madamchen, geschminkt, und die steife gepuderte Perücke war tief in die Stirn gezogen. Dabei ging das Madamchen auf altmodischen Hackenschuhen, um sich größer zu machen, damit der etwas zu lange Reifrock, wie ihn die Urgroßmütter sonst getragen haben, nicht schleppen sollte. Sie trug einen ellenlangen Fächer in der Hand, hinter welchem sie das Gesicht zu verbergen bemüht war, und machte einen Knicks nach dem andern.

Es war, als wenn die Urgroßmutter, welche in Papas Stube gemalt hing, wieder lebendig geworden wäre.

Niemand konnte aus diesen ungebetenen Gästen klug werden.

Sie machten die Runde in der Stube, der Bär brummte, der Harlekin bimmelte, der mit der Bischofsmütze trat gravitätisch mit einem langen goldenen Stabe einher, und das Madamchen that sehr apart.

Als sie an Mimi heran kamen, welche sie aufmerksam betrachtet hatte, standen sie still.

»Mumm! Mumm mumm!« brummte der Bär, und streichelte sie freundschaftlich mit der ungeheuren Tatze. Aber Mimi blieb gelassen stehen, und schrie nicht. Da hing plötzlich ein grün seidenes Shawlchen um ihren Schultern.

»Heisasa! Heisasa!« schrie der Harlekin mit einer heisern Stimmme, und machte einen Sprung, daß die Schellenkappe wackelte. Dann bespritzte er aus einem schönen Flacon die dreiste Mimi, und drückte ihr dasselbe ohne Umstände in die Hand.

Jetzt kam der ehrwürdige Bischof langsam herangeschritten. Der nickte der kleinen Geburtstägerin zu, als sei er ganz vertraut mit ihr, und reichte ihr das Kästchen, welches er trug.

Schnell öffnete Mimi dasselbe. Es lag ein allerliebster Ring darin.

Das kleine Madamchen ließ ihr jedoch kaum Zeit, ihn zu betrachten. Schnell langte sie ein Halsband von Rosenperlen hervor, machte einen Knix wie ein alter Tanzmeister, und hing es Mimi um den Hals.

»Das ist eine tolle Bande, Mimi!« rief der Onkel. »Wenn ich wäre wie du, ich holte die Polizei, um sie Mores zu lehren.«

»Ei, das will ich wohl bleiben lassen, mein lieber Onkel,« erwiderte sie lachend, »da sie mir so hübsche Geschenke bringen.«

»So würde ich wenigstens versuchen, ob ich das Bärenfell nicht zu einem Winterpelze erobern könnte,« meinte der Onkel.

Das ließ sich Mimi nicht zweimal sagen. Sie ging tapfer drauf los, aber sie machte sich zuerst an die kleine Madam. Denn sie hatte mit ihren Luxaugen bemerkt, daß eine blonde Locke unter der gepuderten Perücke hervorguckte, welches ihr verdächtig schien, und zugleich Muth einflößte.

Mir nichts dir nichts guckte sie jetzt hinter die kleine Maske.

»Margarethe! Margarethe!« schrie sie voller Freude, »Cläre!

Mathilde! Kommt herbei! Es ist Margarethe, ich hab's mir gleich gedacht, daß du's wärst!«

Da quiekt die kleine Margarethe vor Vergnügen, da laufen die Mädchen herbei, da war's leibhaftig Margarethe und ist's Margarethe.

Da dauert's auch nun kaum volle fünf Minuten mehr, so ist die Mimi mit der ganzen Mummengesellschaft fertig.

Dem schauderhaften Bären, Vetter Fritz mit Namen, zieht sie das Bärenfell über die Ohren, dem ehrwürdigen Bischof, Vetter Hermann, zieht sie die Bischofsmütze vom Haupte, und obgleich der wilde Harlekin viel Capriolen macht, und sich nicht ergeben will, so erwischt ihn Mimi behende an der Schellenkappe, und entdeckt Niemand anders, als den lustigen Vetter Wilhelm.

Lachend standen nun auch Onkel Lief und Tante Sophie an der Thür, und freuten sich an der wohlgelungenen Maskerade.

Onkel Ernst's Geheimniß war nun heraus; Niemand hatte darum gewußt, als er, daß jene heute schon aus dem Bade wieder zurückkehren würden, und er war es, der zum frohen Wiedersehen diesen lustigen Schwank erdacht hatte.

Wie traurig ist es, krank zu sein.

Je weniger Jemand sich gewöhnt hat, etwas Unangenehmes standhaft zu ertragen, desto weniger hat er Geduld; und ohne Geduld wird jede Krankheit schwerer, oft auch gefährlicher.

So lustig und zufrieden wir die Kinder im Bühl'schen Hause so eben verlassen haben, so traurig stand es zu jener Zeit im Schlosse Sonnenfels.

Doctor Heil hatte nur zu richtig befürchtet. Trotz Blutegel und Senfpflaster stieg das Fieber zu einer unerhörten Stärke, und Doctor Heil verließ das Schloß eben so wenig, als Louise das Krankenbett bei Tag und bei Nacht. Lange lag Amelie in hitzigen Phantasien, und erkannte selbst ihren Vater nicht mehr, der trostlos an ihrem Lager stand. Da bestand Doctor Heil darauf, daß dieser das Krankenzimmer nicht betrete, und ihm und Louisen die Pflege seines Kindes überlasse.

Aber Louise, diese treue Freundin, wich nicht einen Augenblick von Amelie's Bette. Sie war unermüdlich, von Stunde zu Stunde des Doctors Vorschriften auszurichten. Bald mußten dem armen Kinde Blutegel gesetzt, bald die Arznei gereicht werden. Amelie hielt Louisens Hand oft fest in der ihrigen, weil sie glaubte, alle Welt habe sie verlassen. Lisette mußte sie mehrmals festhalten, damit sie nicht aus dem Bette in der Fieberangst springe.

Doctor Heil, den der Graf in Verzweiflung bat, er solle doch sein einziges Kind nicht sterben lassen, gab zuerst nur wenig Hoffnung, aber seine Geschicklichkeit besiegte die heftige Krankheit.

Das Fieber verging, Amelie konnte zum ersten Male wieder schlafen, und sich durch ein erquickliches Compote und ein wenig Fleischbrühe stärken.

Wer war froher, als der Graf! Er überhäufte den Doctor mit Dank.

Aber der Vater konnte kaum glücklicher über die Genesung seines Kindes sein, als die treue Louise!

Denn was hätte Doctor Heil mit sammt Recepten geholfen, wenn Louise nicht um die bewußtlose Kranke wie ein guter Engel mit Pflege und Hülfe gewesen wäre? Hätte Lisette nicht Nächte durchgewacht, und alle Bedürfnisse, die ein schwer Kranker hat, nicht so pünktlich herbeigeschafft worden wären?

Die Genesung.

Amelie war zum ersten Male aufgestanden. Es war ihr erlaubt, in's andere Zimmer zu gehen. Mit erheitertem Gesicht führte sie Louise hinein, bereitete ihr einen behaglichen Sitz, von welchem sie in die sonnige Herbstlandschaft hinunter schauen konnte, indessen Lisette ihr das erfrischende Getränk nachtrug.

Die Sonne schien warm und belebend in das freundliche Zimmer, Amelie fühlte sich wie neugeboren.

»Hm! hm!« brummte Doctor Heil, der sie im Zimmer erwartet hatte, und heute so vergnügt und freundlich aussah, daß man hätte glauben können, die tiefe Falte zwischen seinen dicken Augenbraunen müßte ausgeplättet worden sein, »hm! hm! wir können zufrieden sein, mein gnädiges Fräulein Stiftsdame, das geht charmant für's erste Mal — wird alle Tage besser werden — nur Geduld, Comteßchen, Geduld müssen wir haben.«

»O, ich kann schon wieder ganz schnell gehen, lieber Doctor,« sagte Amelie, »morgen geh' ich in den Garten! Uebermorgen fahre ich aus, und dann reite ich —«

Indem sie so sprach, konnte sie jedoch kaum das Sopha erreichen. Sie glaubte stärker zu sein, als sie nach dem heftigen Fieber war.

»Nun, nun! Gemach, Comteßchen, gemach!« sagte Doctor Heil, indem er ihre Hand nahm. »Der Puls ist noch matt genug. So

schnell kommen wir nicht über den Berg. Comteßchen muß Geduld haben, sonst kommt das Fieber wieder anmarschirt.«

»O, ich nehme aber keine Arzenei mehr, Doctor, das sage ich Ihnen,« rief Amelie, und wiegte ihr eigensinniges Köpfchen.

»Das sollen Sie auch nicht, hm! hm!« war des Doctors Antwort. »Aber ruhig sollen Sie sein, vergnügt, daß Sie mit Gottes Hülfe durchgekommen sind, und vernünftig stille halten.«

»Unser braver Doctor hat Recht, mein Ameliechen,« sagte Louise freundlich, »und wenn du recht geduldig bist, so wollen wir die Zeit schon kürzen. Da giebt's bald eine Partie Puff im Damenbrett, wir ziehen Mühle, wir spielen Karten, oder ich lese dir vor — —«

»Ach, liebe Tante,« sagte Amelie ein wenig schmollend, »das ist Alles etwas langweilig, höchstens höre ich ein Mährchen gern vorlesen, aber — —«

»Aber das Comteßchen ritte lieber, oder führe gar auf dem Teiche spazieren, um nachher mit einer noch größeren Krankheit zu büßen,« sagte der Doctor, und zog die Stirn in eine tiefe Falte. »Ich dächte, Comteßchen dankte dem verehrten Fräulein auf andere Weise! Denn ich muß ihr sagen, daß, wenn Fräulein Stiftsdame nicht Tag und Nacht mit saurer Mühe um sie herum thätig gewesen wäre, die Medicin vom Doctor Heil wahrscheinlich den Tod nicht abgewehrt hätte.«

Amelie sah Louisen mit einem dankbaren Blicke an, zog sie auf's Sopha nieder, und küßte sie.

Als der Doctor Abschied genommen, stellte die gute Louise ihr liebreich vor, wie viel glücklicher sie sein werde, wenn sie ihre Fehler überwinden wolle, wie viel schneller sie genesen, und wie viel lieber sie dann andere Menschen haben würden.

Und weil Amelie Louisen wirklich herzlich liebte, so vergingen auch ganze drei Tage, in denen sie ihren guten Vorsatz festhielt, selbst wenn

auch ihr Vater, in der Wonne sie genesen zu sehen, weniger als je im Stande war, ihr irgend etwas zu versagen.

Aber es ist ein eigen Ding um das Gutsein.

Amelie war schon über sechzehn Jahre alt. Wer als junges Mädchen oder als Jüngling gut und liebenswürdig sein, tüchtig und fleißig, bei Gott und den Menschen beliebt werden will, der muß damit schon als Kind anfangen.

Denn wie wir uns von Kind an gewöhnen zu sein, so sind wir, wenn wir erwachsen.

Und jede böse Gewohnheit wird doppelt schwer abzulegen, wenn wir sie erst Jahre lang mit uns umhergeschleppt haben.

Wenn ein Kind Tag für Tag ein halbes Jahr lang eigensinnig gewesen ist, wenn es immerfort klatscht, zankt, rechthaberisch, unfreundlich gegen Dienstboten, mürrisch gegen Geschwister und Spielkameraden, oder ungehorsam ist, so wette ich darauf, das andere halbe Jahr ist es doppelt so ungezogen. Dann verliert es immer mehr die Kraft, sich zu überwinden, und am Ende wird es allen Menschen unausstehlich.

So war es Amelie ergangen!

Können wir uns wundern, daß sie keine Freunde hatte?

Sie war nun groß und ein schönes Mädchen; sie bewohnte das schöne Schloß, und besaß so viel, was ihr und Anderen Freude machen konnte; es waren eine Menge guter und liebenswürdiger Mädchen in der Umgegend, die oft und fröhlich zu einander kamen — aber keine von ihnen mochte Amelie leiden, keiner war daran gelegen, wenn Amelie sie einlud oder besuchte.

Denn Amelie's Fehler waren groß mit ihr geworden.

Einmal, wenn junge Mädchen zu ihr kamen, that sie groß und weise gegen sie; ein andermal, wenn sie dies oder jenes zu spielen wünschten, so war sie ungefällig, wollte gerade etwas anderes, und wurde übellaunig, wenn ihr der Wille nicht geschah.

Wenn der Papa ihr dieses oder jenes Geschenk gemacht hatte, so sagte sie wohl gar zu ihren Bekanntinnen:

»Seht ihr, das habt ihr doch nicht so, wie es mir mein Papa schenkt.«

Jene fühlten aber, daß die hochmüthige Amelie die schönen Gaben gar nicht einmal verdiente, und konnten sie alle nicht leiden.

Nicht besser ging es mit den Dienstboten. Da hieß es nicht:

Lieber Johann, sei so gut, und bringe mir ein Glas Wasser! oder: bitte, Lisette, zieh mich jetzt an! Ich danke dir, ich kann mir die Schuhe schon selbst anziehen.

Nein, im Gegentheil. Der Bediente wurde angefahren, wenn er Amelie die Schlüssel nicht so schnell reichte, als sie wünschte; wenn der Gärtner ihr die schönsten Blumen aus den Gewächshäusern brachte, so sah sie ihn kaum freundlich an für die Mühe, die er darauf gewendet hatte, sie für sie zu ziehen.

Es war denn auch kein Wunder, daß kein Mädchen lange im Hause aushielt, und daß Lisette, die sie noch nicht lange bediente, ohne Louisens Zureden heute lieber als morgen davon gegangen wäre.

Denn Amelie hatte nach ihrer einmal angenommenen Gewohnheit Lisetten während ihrer Krankheit, in welcher diese so viel Mühseligkeit für sie gehabt hatte, oft bitter angefahren und schlecht behandelt.

Was half es Amelie da wohl, daß sie, wenn sie einmal gut gelaunt war, ihrem Mädchen dies und jenes schenkte, oder daß es ihr dann und wann in ihrer Gutmüthigkeit einfiel, vorzugsweise freundlich gegen diese oder jene Gespielin zu sein?

Niemand setzte Vertrauen in sie, Niemand liebte sie wahrhaft, als Louise, gegen welche sie dennoch auch oft genug launisch und unfreundlich gewesen war.

Die Reisenden.

Es war ungefähr um dieselbe Zeit, als ein Reisewagen vor der Thür eines anständigen Gasthofes einer belebten Stadt hielt.

Es war ein Planwagen, wie Leute vom Lande ihn wohl zu Jahrmarktsfahrten zu benutzen pflegen.

Der Hausknecht kam herzu, um dem Manne, der darin saß, die Zügel abzunehmen, und das Pferd zu versorgen.

Es stieg ein ältlicher Mann aus, und half erst einem schon ziemlich großen Mädchen, und nach diesem einer freundlichen älteren Frau von dem hohen Tritte des Wagens herunter. Der Hausknecht wurde angewiesen, den unter dem Sitze befindlichen Koffer und die Reisetasche sogleich nach der Eisenbahn zu befördern, indessen die drei Reisenden sich in das untere Gastzimmer begaben, welches zur Aufnahme der Reisenden bestimmt war.

Hier angekommen, war des Mannes erstes Geschäft, sich nach der Wanduhr umzusehen, die fleißig pickte, und so eben elf Uhr schlug.

»Da sind wir ja noch zu guter Zeit angelangt,« sagte der Mann, indem er die Pelzmütze von dem halb ergrauten Kopfe zog, und den Ueberrock von den Armen streifte.

Sodann nahm er einen blanken Tisch in Beschlag, und bestellte einen kräftigen Imbiß bei dem Wirthe.

Es waren bei dieser frühen Stunde noch wenig Gäste im Zimmer, sie gingen und kamen.

Das junge Mädchen setzte ein Körbchen, welches sie der Mutter abgenommen hatte, bei Seite, und half derselben Hut und Mantel abnehmen.

Es war gar erfreulich anzusehen, wie diensteifrig das Mädchen um die Mutter war; der Morgen war frisch, die Frau schien gefroren zu haben, desto blühender sah das Mädchen aus. Ihre Backen waren roth und rund, unter der rothen Reisemütze guckten breite blonde Haarflechten hervor, das bunte Reiseröckchen saß knapp und ordentlich, und man sah es dem ganzen Anzuge des Mädchens an, daß es zu Hause bei ihr in Schrank und Commode gewiß eben so ordentlich aussehe, als sie selbst es that.

Was aber an dem Mädchen das Hübscheste war, das war der Ausdruck von Zufriedenheit und Fröhlichkeit ihres Gesichtes.

»Dir ist wohl recht kalt, meine Mutter,« fragte sie die Frau, und rückte ihr den Stuhl dem Ofen näher. Die Wirthin hatte bereits angefangen, ein kleines Feuer im Ofen machen zu lassen.

»Es ist schon vorbei,« antwortete jene freundlich, »habe keine Sorge, meine kleine Annemarie. Hier eine Tasse Warmbier, trink geschwind, die Locomotiven warten nicht auf uns.«

»Immer nehmen Sie sich Zeit, Mutter Rutheni,« sagte jetzt der Mann, der sich eine Cigarre anzündete, und behaglich neben ihr Platz nahm. »Sie können sich noch ein Stündchen ruhen, ich habe mich erkundigt. Der Zug geht erst um halb ein Uhr ab. Sie kommen auf die Weise noch bei guter Zeit in Hochstadt an.«

»O Mutter, das ist gut!« rief Annemarie. »Wie freue ich mich auf Onkel Georg!«

»Ja, Annemarie,« antwortete Frau Rutheni mit einem Seufzer; »wüßten wir auch nur, wie wir ihn finden.«

»Ach, mein Mütterchen, ängstige dich nicht,« sagte Annemarie. »Gewiß, es wird besser sein, als wir denken.«

»Wenn Sie auf dem Bahnhofe ankommen,« nahm der Förster wieder das Wort, »so gehen Sie links ab auf dem Wege, der durch ein Gebüsch zum Städtchen führt. Oder sollte es schon dämmern, wenn Sie ankommen, so thun Sie besser, einen Wagen zu nehmen, der Sie und das Gepäck zusammen nach Georg's Wohnung bringt.«

»Sieh nur, Annemarie, wie gütig dein Pathe für uns sorgt,« sagte die Mutter, und reichte dem alten Freunde die Hand. »Wir sind bis zur Eisenbahn gelangt, wir wissen nicht wie, und wie leicht macht er uns, die wir mit dem Reisen nicht eben bekannt sind, das weitere Fortkommen.«

»O Sie guter Pathe,« rief das Mädchen. »Ja, es fährt sich in keiner Kutsche schöner, als in Ihrem Wägelchen.«

»Nicht wahr?« erwiderte die Mutter lächelnd. »Und obendrein, wenn der beste Herr Pathe noch Brezeln und Pfefferkuchen in die Wagentaschen gesteckt hat, die Annemariechen herausholen muß!«

Annemarie war mit einem Sprunge um den Tisch herum, um den besten Herrn Pathen zu umarmen, der dem lieben Töchterchen schmunzelnd einen Kuß auf die Wange drückte.

»Ei,« sagte er, »ich müßte mich wohl schämen, wenn ich ein weniger guter Freund sein wollte, als mein Pathchen eine gute Tochter ist. Wer für seine Mutter einen Ami hergiebt, wie Annemarie, der verdient, daß man ihr Alles in der Welt zu Liebe thut.«

Annemarie blickte ihre Mutter an, und wurde über und über roth. Sie glaubte den Förster nicht vom Verkauf ihres Ami unterrichtet.

Er war nämlich in den wenigen Tagen, welche Mutter Rutheni gebraucht hatte, um der treuen Katharine Haus und Hof zu übergeben, und ihren Koffer zu packen, nicht zu ihnen in's Haus gekommen.

Sie hatten ihn nur eines Abends am Kreuzwege getroffen, als er in Geschäften auf den Herrnhof ging, und sie noch einmal in's Dorf gegangen waren, um Abschied von einigen guten Bekannten zu nehmen.

Und als Frau Rutheni ihm da gesagt, daß sie sich zu der Reise zu Georg Haland doch noch entschlossen habe, so hatte er ihr sogleich angeboten, sie in seinem Wagen bis zum Städtchen an die Eisenbahn zu bringen, worauf sie des andern Morgens auch sogleich abgefahren waren, wo denn nicht weiter die Rede von Ami hatte sein können. Aber dennoch wußte der Förster guten Bescheid um Ami's Verkauf.

Er hatte denselben Tag nämlich noch den Schäfer Jacob im Walde getroffen, der nichts Eiligeres zu thun gehabt hatte, als dem Förster zu berichten, in welche vornehme Gesellschaft er das Hündchen gebracht habe.

Nun wäre es dem Förster Bertram unter allen anderen Umständen höchst empfindlich gewesen, wenn Annemarie den schönen Hund, den er expreß für sie aufgezogen und abgerichtet hatte, so mir nichts dir nichts weggegeben hätte.

Aber Annemariens Liebe und Dankbarkeit, womit sie für Mutter und Onkel ein so großes Opfer gebracht hatte, erfreute und erhob ihren Pathen, und er hatte sich augenblicklich vorgenommen, Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, um Mutter Rutheni und Annemarie bei der Reise behülflich zu sein.

Doch wir wollen den guten alten Förster mit Annemarie noch weiter sprechen hören.

»Lieber guter Herr Pathe,« sagte sie verlegen, »bitte, sein Sie nicht böse auf mich, daß ich den Ami weggegeben habe! Sie hatten ihn mir freilich geschenkt, und ich hatte ihn so lieb — aber —«

Sie sah ihre Mutter an, als hätte sie sagen mögen, »es war ja für meine Mutter,« aber sie schwieg und mochte nicht reden.

Der alte Mann sah sie aber mit einem sehr freundlichen Gesichte an, streichelte ihr die Backen und sagte:

»Gott segne dich, Annemarie! und Gott behüte mich, daß ich alter Mann nicht mehr im Stande sein sollte, mich an einer Handlung zu erfreuen, über welche sich die Engel im Himmel freuen müssen. Ich habe

dich aus der Taufe gehoben, Annemariechen, und außer deiner braven Mutter freut sich Niemand auf der Welt mehr darüber, als ich, daß du so brav bist. Bleibe dabei, mein Kind!«

Dem guten Förster waren ein paar Thränen in die Augen getreten, als er so sprach, und Annemarie fiel ihm um den Hals, als wolle sie es ihm versprechen, ihr Lebelang so zu bleiben.

Es war jetzt Zeit aufzubrechen.

Da, wie gesagt, die Gaststube leer war, so hatten sich unsere Freunde so ungenirt unterhalten, als wären sie zu Hause. Jetzt erst, als der Förster nach seinem Mantel griff, ward er hinter einer Säule, wie man deren in alterthümlich gebauten Häusern in den Parterre-Zimmern wohl antrifft, eines Mannes gewahr, der schon vor dem Eintritt unserer Reisenden dort Platz genommen hatte. Es war ihm, als müsse er ihn schon irgendwo gesehen haben.

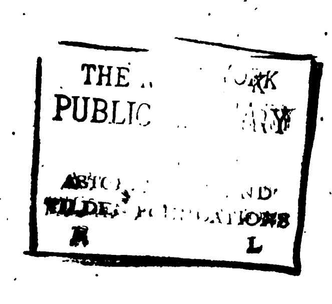
Er schien in's Lesen eines Zeitblattes vertieft, während eine Flasche Porter nebst Frühstück noch unberührt vor ihm stand. Ein Stock mit goldnem Knopf, eine silberne Tabacksdose, ja, seine große rothe Nase — wir theilen des Försters Verwunderung nicht, denn uns ist bei diesen Gegenständen, als hätten wir sie schon irgendwo gesehen. Ein derber Paletot mit Fuchspelz verbrämt hatte der kalten Herbstnacht guten Widerstand geleistet, und dennoch wollte der Mann, von welchem wir sprechen, sich nach einer Nachtfahrt von dem Fläschchen Porter noch nachhaltender erwärmen zu lassen.

Als die Reisegefährten sich der Säule näherten, guckte die große rothe Nase sammt ihrem Paar dicken Augenbraunen hinter der Säule hervor; es war nicht zu verkennen, daß die Neugierde ihn trieb, diejenigen in Augenschein zu nehmen, welche sich auf so besondere Weise nicht weit von ihm unterhalten hatten.

Er hatte jedoch kaum den Förster ins Auge gefaßt, als er eilig aufstand, um ihn zu begrüßen.



Die Reisenden.


THE
PUBLIC
R
L

»Ei, Förster Bertram, alter Freund,« rief er, ihm die Hand schüttelnd, »Sie auch einmal im Städtchen? Freue mich, freue mich herzlich, Sie nach so langer Zeit wiederum einmal zu treffen! hm hm! Müssen sich frühzeitig aufgemacht haben, he? 's ist frisch, es hat die Nacht Reif gesetzt. Nun, alter Freund, wie geht's? Wie steht's um das junge Leben?«

»Daß dich!« rief seinerseits der Förster. »Ei, sind Sie's wirklich? Ich traute meinen Augen nicht, wie der Herr Doctor dort im Schatten standen. Nun, sehen Sie einmal! Das hat mir nicht geträumt. Ei, das ist ja charmant! Wie lange hat man Sie nicht getroffen, Doctor Heil!«

»Ja, ja!« entgegnete dieser, »wie's denn so geht, alter Knabe! Doctor Heil steckt in den Krankenstuben, Förster Bertram im Walde. Gott sei Dank, man sieht dem Förster keine Noth an, hm! hm! Er bleibt ewig jung«

Wenn gleich Mutter Rutheni jetzt zum Aufbruch trieb, so besprachen die beiden alten Herren doch noch in der Eile, sich noch einmal hier zusammen zu finden, denn sie hatten sich viel von den Tagen zu sagen, die vergangen waren. Der Doctor aber richtete einen schnellen und durchdringenden Blick auf Annemarie. Es schien, als habe er nicht so eifrig in dem Zeitblatte gelesen, um nicht auf den Inhalt des Gesprächs seines alten Freundes mit Mutter Rutheni's Tochter zu achten..

An der Eisenbahn nahm der Förster Abschied. Er wünschte Mutter und Tochter Heil und Segen zur Fahrt, indem er ihnen noch eine Masse guter Lehren für die Reise gab, und vergnügt war, sie unter mehren hübschen Leuten im Coupé sitzen zu sehen.

Als der Förster ins Gasthaus zurückkam, war der Doctor richtig auch schon da.

Da sitzen denn die alten Freunde einander gegenüber. Sie brechen einer Fläsche Champagner den Hals, lassen die alten Zeiten beim Gläserklange leben, und schwatzen von den jetzigen Tagen.

Aber ehe sie wieder von einander gehen, läßt es dem Doctor, der doch sonst nicht unnütz fragt, keine Ruhe, er muß wissen, wie es mit Annemarie und dem Verkauf des Hundes zugegangen ist. Denn Mutter Rutheni mit ihrer Tochter hatten sein volles Interesse geweckt, und da die Pathin ein Hauptthema des alten Försters war, so ließ dieser sich nicht zweimal fragen; er erzählte die Geschichte von Anfang bis zu Ende.

»Hm hm!« sagte der Doctor, als er aufstand, um Abschied zu nehmen, »wollte wünschen, es gäbe mehr solcher Mütter und solcher Kinder! Schön das, gut das! sehr schön, sehr schön.«

Bald darauf fuhren die beiden alten Herren ab, der Förster zu seinem Walde, der Doctor bis tief in die Nacht zu seinen Patienten.

Der Letzte konnte Annemarie nicht vergessen, er sah sie lebendig vor Augen, wie sie Ami wegtrug, und beim Käsesacke Jacob's nachdenklich saß. Kam ein derber Stoß auf dem holprigen Feldwege, so fuhr er aus dem Traume von dem Mädchen in die Höhe, rieb sich die Augen und brummte:

»Hoho, sachte! ein wenig sachter, Kutscher! Fährt mich doch der Kerl, als hätte ich dem Mädchen den Hund weggenommen. Armes Kind, gute Annemarie! Wenn ich den Hund hätte, du solltest ihn wieder haben.«

Aber er hatte ihn nun einmal nicht, so fuhr er ohne ihn im Lande umher.

Wie wir Andere lieben, so lieben sie uns.

Amelie hatte dem Stifsfräulein versprochen, wie wir wissen, recht vernünftig zu sein, und hielt dieses Versprechen drei Tage.

Aber, mein Himmel! warum denn nur drei Tage? War sie nicht ein großes Mädchen? Kann man da nicht länger vernünftig sein als drei Tage?

Ehe wir darauf antworten, müssen wir uns erst ein bischen weiter im Schlosse umsehen.

Eines Morgens trat der Graf zu ihr ins Zimmer, freute sich, daß Amelie's Wangen wieder anfingen sich roth zu färben, und indem er sich zu ihr auf's Sopha niederließ, sagte er:

»Meine liebe Amelie, wie froh bin ich, daß ich dich in voller Genesung und in so guter Gesellschaft weiß, als du an unserer verehrten Stiftsdame hast! Wir können ihr nicht genug danken, daß sie uns so unschätzbare Hülfe leistete, und ich hoffe, daß sie dir auch in der nächsten Zeit ihren erfreulichen Schutz nicht versagen wird, da du seiner ohne mich ganz besonders bedürfen möchtest.«

Bei diesen Worten nahm er die Hand der Stiftsdame mit Wärme, und küßte diese wohlthätige Hand voll Ehrerbietung.

»Ich verstehe Sie nicht,« sagte Louise. »Bester Graf, warum sollte sie meines Schutzes ohne Sie bedürfen?«

Da theilte der Graf ihr seine Befürchtung mit, daß Krieg werden könne, ja, die eigenen Unterthanen im Lande seien ihrem Könige und den Gesetzen nicht mehr gehorsam, wie es ihre Pflicht sei; die Menschen

wollen oft besser wissen, als die Obrigkeit, was ihnen nütze sei, es seien in den letzten Tagen viele Widersetzlichkeiten vorgefallen, man fürchte sogar offnen Aufruhr.

Um nun Ordnung im Lande zu erhalten, habe der König befohlen, daß die Landstände zusammen kommen und Landtag gehalten werden sollte.

Da nun der Graf Landstand war, so hatte er auch Befehl erhalten, sich mit den übrigen Landständen zu versammeln.

Schon morgen müsse er abreisen, fügte er hinzu, und da Amelie zu einer Reise noch nicht kräftig genug sei, so bleibe ihm nichts übrig, als sie auf dem Schlosse zurück zu lassen. Daher bat er Louisen dringend, sie nicht zu verlassen, und Amelie, wiederholte liebkosend dem guten Stiftsfräulein seine Bitten.

Louise war nun zwar gern bereit dazu, da sie aber schon durch Amelie's Krankheit viel länger im Schlosse zurückgehalten worden war, als sie Urlaub von ihrer Aebtissin hatte, die sie schon einige Male aufgefordert, in's Stift zurück zu kehren, so kam man überein, daß der Graf seine Equipage dann zu Amelie's Abholung zum Schlosse zurückschicken solle, wann sie kräftig genug sei, die Fahrt zu unternehmen. Bis dahin versprach Louise, treulich bei ihr auszuharren, und der Graf reiste ab.

Seitdem wurde es nun noch stiller im Schlosse. Niemand ließ sich sehen. Theils hatte in der bösen Zeit Jedermann genug mit sich selbst zu thun, und theils bekümmerte sich aus der Nachbarschaft Niemand um Amelie.

Das Stiftsfräulein und Amelie waren daher auf einander beschränkt.

Das wäre nun der sorgsamen Louise ganz recht gewesen. Sie wünschte nichts mehr, als Aemlie unter ihrer Aufsicht bald blühend gesund zu sehen, und der Aufenthalt auf dem Schlosse bot dazu reichliche Mittel. Der Doctor hatte ihr nichts dringender angerathen als Bewegung in freier

Lust, leichte und angenehme Beschäftigung, und keine zu große Anstrengung. Die herrlichen Gärten um das Schloß boten in den sonnigen Stunden der schönen Herbsttage die herrlichsten Spaziergänge, es war allerliebst, wenn bald aus dem einen Gebüsch ein Trupp netter englischer Hühner mit weißbefiederten Pfötchen gelaufen kam, bald aus einem andern die bunten Fasanenhähne aufflogen. Einige Springbrunnen plätscherten, die Sonne versilberte ihren Wasserstrahl, und Georginen und andere Herbstblumen waren in voller Pracht.

Louise hatte so viel Sinn dafür, sie konnte sich, obgleich lange kein Kind mehr, doch darüber freuen wie ein Kind.

Sie hatte sich daran gewöhnt, sich fortwährend zu beschäftigen, nie wurde ihr die Zeit lang, und immer war sie zufrieden und heiter. Bald arbeitete sie für arme Kinder in ihrem Stifte, für deren Bekleidung sie gütig zu sorgen pflegte, bald für diese oder jene Freundin ein nützliches oder angenehmes Geschenk; oder sie las ein schönes Buch, oder beschäftigte sich mit den Kupferstichen, deren es in des Grafen Schlosse eine große Sammlung gab.

»Man kann nie aufhören, etwas zu lernen,« sagte sie oft, »man mag jung oder alt sein.«

Daher kam es denn auch, daß sie selbst nie mißmuthig war, und daß Niemand sich langweilte, der mit ihr lebte.

Nun wäre nichts natürlicher gewesen, als daß Amelie in dieser treuen Freundin Gesellschaft so viel Vergnügen, Beschäftigung und Belehrung gefunden hätte, als sie nur irgend bedurfte.

Allein Amelie hatte weder gelernt, sich regelmäßig zu beschäftigen, fleißig bei einer Arbeit zu bleiben, um sich daran zu erfreuen, etwas Nützliches zu Stande gebracht zu haben, noch wußte sie zu jeder Zeit das zu thun, was gerade passend und vernünftig war.

Sie that gewöhnlich nur, was ihr gerade einfiel.

Ihr Vater hatte ihr die besten Lehrer gehalten, und dennoch hatte Amelie nicht viel gelernt.

Wenn der Zeichnenlehrer ihre Zeichnungen corrigirte, so ward sie verdrießlich, wenn er ihre Striche tadelte oder verbessern wollte. Sie hatte die Mode, zu glauben, daß sie schon Alles gut genug wisse, was sie lernen sollte. Daher gab sie sich keine Mühe, und lernte nichts.

Nicht besser ging es mit dem Klavierspielen. Die französischen Aufgaben waren ihr langweilig zu schreiben, das Rechnen zerbrach ihr den Kopf, Geschichte mochte sie sich wohl erzählen lassen, fragte aber der Lehrer, was er ihr das letzte Mal gelehrt hatte, so wußte sie nichts mehr davon. Endlich wurden ihre Lehrer verdrießlich über eine solche Schülerin, und da sie, wenn die Lehrer klagten, meistens bei ihrem Papa Recht behielt, so blieb Amelie unwissend trotz den Ermahnungen ihrer Gouvernanten und Lehrer.

So lange sie noch Kind war, vertrieb sie sich die Zeit mit ihren Puppen noch so leidlich. Nun war sie aber groß, wußte sich nicht zu beschäftigen, da sie keine Kenntnisse hatte, dachte immer, das Neue müsse ihr besser gefallen als etwas Altes, und wenn sie das gewünschte Neue erhalten hatte, sah sie es bald eben so wenig mehr an als das Alte.

So war es ihr mit Ami ebenfalls ergangen. Das gute Thier wurde zwar noch auf seinem Kissen geduldet, aber das Futter mußte ihm Lisette geben, und wenn er freundlich bellte und mit dem Schwanze wedelte, fuhr ihn Amelie wohl gar an, wenn sie gerade nicht bei guter Laune war.

Louisen that das verzogene arme Mädchen leid; sie wußte wohl, daß Amelie von Grund aus gut war, daß sie zum Beispiel dem Armen gern eine Wohlthat erzeigte, sie konnte auch liebenswürdig sein, wenn ihr Eigensinn und ihre böse Laune nicht gerade die Oberhand bei ihr hatten.

Daher hatte Louise viel Geduld mit ihr, und hoffte, daß ihre Liebe sie auf einen andern Weg bringen werde.

Indessen war dieses nicht ganz leicht.

Wenn Louise ihr in den Vormittagsstunden vorschlug, auszugehen, wo die milde Luft sie gestärkt hätte, so hatte Amelie gewöhnlich etwas anderes vor, was gar nicht nothwendig war, und war nicht aus der Stube zu bringen. Dann fiel es ihr aber oft in der Dämmerung ein, auszugehen, wo die Abendluft ihr schadete, und welche Doctor Heil ihr verboten hatte.

Wollte die Stiftsdame ihr irgend etwas Hübsches vorlesen, so bekam Amelie Kopfweh, bot sie ihr irgend ein Spiel an, so fand Amelie das Spiel zu langweilig, und so ging's mit hundert andern Dingen.

Deswegen genas Amelie viel langsamer, als wenn sie Louisens Rathschläge mit Munterkeit befolgt hätte, und machte jener das Leben schwer, ohne zu bedenken, daß sie dadurch undankbar gegen ihre unermüdliche Güte war.

Eines Morgens war Louise in den Garten voran gegangen. Sie wollte das vorzüglich schöne Wetter genießen, und bat Amelie, ihr nachzukommen.

Als nun Lisette Alles herzu brachte, dessen Amelie zum Hinausgehen bedurfte, hatte sich diese gerade in ein neues Buch vertieft.

»Ich habe Alles gebracht, was die Comteß befohlen,« sagte Lisette. »Wollen Sie das Sommermäntelchen oder den großen Shawl umnehmen?«

»Ach! — laß mich nur jetzt,« war die Antwort. »Ich habe noch gar keine Lust, hinunter zu gehen.«

»Es ist aber draußen so schön, Gräfin,« erwiderte Lisette. »Fräulein Stiftsdame warten schon lange, daß Sie zu ihr kommen, sie sagte, der Sonnenschein werde der Gräfin recht wohl thun.«

»Ich bin aber nun einmal hier bei dem Buche,« antwortete Amelie mürrisch. »Ihr laßt einem auch niemals Ruhe.«

Indessen entschloß sie sich, sich anzuziehen.

»Mein Gott,« rief sie bald darauf ärgerlich, »warum bringst du mir nun die Lederstiefelchen? Ich hab's dir doch schon hundertmal gesagt, daß ich sie nicht anziehen will. Ich will die Zeugschuhe haben.«

»Wie die Gräfin befehlen,« entgegnete Lisette, erschrocken über den heftigen und unfreundlichen Ton, mit welchem Amelie diese Worte sprach. »Gestern hatten sie feuchte Füße bekommen, weil Sie Zeugschuhe anhatten, und der Doctor meinte — —«

»Was geht's dich an, was der Doctor gesagt hat,« fuhr jetzt Amelie das Mädchen an, die es doch gut mit ihr gemeint hatte. »Ich werde wohl selber wissen, was ich will, und daß du dich nicht drum zu kümmern brauchst. Gleich gehst du und holst mir die Zeugstiefelchen.«

Lisette antwortete nicht, war aber blutroth geworden, indem sie die Zeugstiefel holte.

Aber Amelie war einmal übler Laune, das flog ihr an, sie wußte nicht wie.

»Warum hängst du mir den Shawl nicht lang und immer viereckig um?« fuhr sie mißlaunig fort. »Du weißt, ich kann das nicht leiden! Daß du doch nie geschickt wirst, so lange wie du nun schon hier bist. Es ist Hopfen und Malz an dir verloren.«

»Aber Gräfin,« sagte Lisette empfindlich, »wenn man auch den besten Willen hat, es ist schwer, Ihnen etwas zu Danke zu machen.«

»Schweig!« rief Amelie und stampfte mit dem Fuße. »Ich habe nicht nöthig, mich von dir hofmeistern zu lassen, du bist mein Dienstmädchen.« Bei diesen Worten warf sie ihr das Flacon, was sie gerade in den Händen hatte, heftig vor die Füße.

Lisette beeilte sich, der Gräfin den Shawl lang gefaltet umzuhängen, und machte, daß sie zur Thür hinaus kam.

Indessen hatte es Louisen zu lange gedäucht, daß Amelie sich nicht im Garten sehen ließ, und sie machte sich auf, um nach ihr zu sehen.

Auf der Treppe begegnete ihr Lisette, und es fiel ihr auf, daß diese betrübt und ganz erhitzt aussah.

»Nun, Lisette,« sagte sie, »wo bleibt ihre Gräfin? Ist etwas Besonderes vorgefallen?«

Da brach Lisette in Thränen aus, und erzählte der Stiftsdame, wie schnöde Amelie gegen sie gewesen sei.

Und wenn es nur das eine Mal wäre, gnädiges Fräulein,« fuhr das gekränkte Mädchen fort, »aber so geht's tagtäglich, so lange ich bei der Gräfin bin, und wenn sich das nicht ändert, so wollte ich lieber als Kuhmagd beim Pächter dienen, als die Jungfer bei der Gräfin sein. Was habe ich doch wohl davon, daß ich in ihrer Krankheit so viel Mühe gehabt, und mich alle Tage anfahren lassen muß?«

Louise that ihr Möglichstes, um das Mädchen zu beruhigen.

Lisette aber ging kopfschüttenld davon.

Gleich darauf kam Amelie die Treppe herunter. Sie sah bleich und vom Aerger entstellt aus.

Indessen lud Louise sie liebreich ein, sie in den Garten zu begleiten, und machte sie im Gehen aufmerksam auf die Schönheit der herrlichen Landschaft im Sonnenscheine.

Als sie sich auf das Plätzchen am Springbrunnen gesetzt hatten, nahm Louise nach einer kleinen Pause Gelegenheit, Amelie das Unrecht vorzustellen, was sie an ihrem Mädchen beging.

»Es ist gewiß wahr,« sagte die vortreffliche Louise, »daß Heftigkeit und eigensinnige Launen uns selbst am meisten schaden, liebste Amelie. Unsere Gesundheit leidet oft mehr darunter, als unter einer großen Krankheit, wir verlieren die Liebe anderer Menschen, und können wir auch mit Geld die Dienste, welche wir von den Dienstboten fordern, bezahlen, so können wir doch in Fälle kommen, wo wir Alles darum geben würden, die Liebe der Dienstboten zu haben, von denen wir vorher oft nur mit Ungestüm und Unfreundlichkeit verlangten, ihre Pflicht zu

thun. Gewiß, Ameliechen, ich möchte mich von keinem Dienstboten bedienen lassen, der nicht auch mit Freude, sondern nur, weil er seinen Lebensunterhalt erwerben müßte, mich bediente. Ein guter und edler Mensch mag keine Dienstleistung annehmen, sie mag von Dienstboten oder von Andern ihm geleistet werden, die er nicht vor allen Dingen mit Freundlichkeit und Liebe wieder vergilt. Er vergißt nie, daß er entweder gar nicht im Stande wäre, das selbst zu verrichten, was ihm Dienstboten leisten, oder daß er so manches beschwerliche Geschäft selbst zu thun, gar nicht einmal Lust hätte.

Amelie nahm sich Louisens Worte zu Herzen. Sie suchte, zur Freude der Stiftsdame, ihr Betragen gegen Lisette wieder gut zu machen. Sie nahm sich ernstlich vor, Louisens Beispiel, sich regelmäßiger zu beschäftigen und vernünftiger in Allem zu sein, mehr zu befolgen. »Der Müssiggang macht Launen, Arbeitsamkeit macht froh,« sagte Louise.

Indessen mußte das arme Mädchen es nur zu häufig noch empfinden, wie schwer man gute Gewohnheiten im siebzehnten Jahre nachholt; ja, daß man wohl manchmal, aber nicht immer, die Folgen seiner Fehler wieder gut machen kann. Nicht immer läßt sich die Liebe von Andern, welche man einmal verscherzt hat, so leicht wieder gewinnen.

Ei, schönen guten Tag, Frau Amtmannin.

Die Stiftsdame und Amelie waren von einem Spaziergang zurückgekehrt. Ermüdet suchte Amelie das Sopha, Louise legte Hut und Shawl ab.

Da klopfte es an der Stubenthür. Ami bellte, und Amelie rief: herein!

Und herein trat eine wohlbehäbige bejahrte Dame.

Sie trug ein blau seidenes Kleid und eine schwere schwarz seidene Mantille, die nicht mehr modern war, eine fein garnirte Haube faßte ihr voll und rund aussehendes Gesicht rings um mit Streifen und Band ein, über welcher sie einen carmoisinrothen Hut gesetzt hatte.

Eine goldene Kette von ungewöhnlich dicken Gliedern hing an ihrem Halse, und als sie die Handschuhe auszog, erblickte man an ihren Händen einige große Ringe.

Trotz diesem schönen Putze trug sie ein Körbchen mit den schönsten Weintrauben am Arme.

Louise erkannte die Dame nicht sogleich, Amelie sprang aber auf, und rief:

»Ei, schönen guten Tag, Frau Amtmannin!«

Die Frau Amtmannin machte einen tiefen Knixs und sagte:

»Die liebe Comteß müssen verzeihen, daß ich so unangemeldet hereintrete, aber Johann war unten nicht zu finden.«

»O, das hat gar nichts zu sagen,« erwiderte Amelie lebhaft, »Sie wissen, Frau Amtmannin, daß Sie immer willkommen sind.«

»Das habe ich dreister Weise vorausgesetzt, meine Comteß,« sagte die Frau Amtmannin mit höflicher Geberde, »der Herr Graf und die Comteß sind, das weiß ich, immer so gütig gegen mich gesinnt. Aber mit dem größten Bedauern habe ich gehört, daß die Comteß so krank gewesen sind; Gott sei Dank, das Aussehen ist, wie ich sehe, doch nun wieder ganz munter.«

»O ja, Frau Amtmannin, es geht mir schon wieder gut,« antwortete Amelie. »Aber wollen Sie nicht ablegen, und sich zu uns setzen? Hier ist auch meine liebe Stiftsdame Louise, die Sie ja auch von sonst her kennen?«

»O, ich glaube, daß ich die Ehre habe,« erwiderte die Frau Amtmannin mit einer tiefen Reverenz, »von den Zeiten her, als die gnädige Frau Gräfin noch lebten, du lieber Gott! Ja, es ist schon so manches Jährchen seitdem hingegangen, meine gnädige Fräulein Stiftsdame, und ich bin eine alte Frau geworden.«

»Das finde ich gerade nicht,« sagte Louise lächelnd, »Sie haben ein so vollkommen munteres Ansehen, daß man Sie kaum für älter halten sollte, als in die dreißiger Jahre.«

Der dicken Frau Amtmannin schien der Lobspruch über ihr gutes Aussehen nicht übel zu gefallen.

»Ach, Sie scherzen,« erwiderte sie, und lachte. »Ja, wie ich mit meinem lieben seligen Mann noch auf der großen Pachtung des gnädigen Herrn Grafen saß, meine gnädige Stiftsdame, da waren bessere Zeiten. Da war ich noch flink auf den Beinen, und die Frau Gräfin freute sich jedesmal, wenn sie uns die Ehre anthat, uns zu besuchen, wie mein Milchkeller in Stande war, und die Kühe im Stalle so gedeihlich aussahen. Aber jetzt, du lieber Gott! — —«

»Ja, ja, gute Frau Amtmannin,« erwiderte Louise, »ich glaube es

Ihnen gern, das waren schöne Zeiten. Aber, wie ich höre, geht es Ihnen doch auch jetzt recht wohl, Sie haben im Städtchen ein schönes Haus gekauft, und sollen dazu einen allerliebsten Garten haben?«

»I nun ja, mein gnädiges Fräulein, es geht mir ja, Gott sei Dank, noch so ganz erträglich in meinem betrübten Wittwenstande. Mein Garten, nun ja, der liefert mir immer ganz hübsches Obst, und da ich gerade heute die ersten reifen Weintrauben vom Spalier abschnitt, so nahm ich mir die Freiheit, sie nach der alten Gewohnheit zum Schlosse zu tragen.«

Mit diesen Worten setzte die gute geschwätzige Frau den Korb vor Amelie hin. Die Trauben waren wunderschön, der Fuchs hatte sie geleckt.

»Ei, Frau Amtmannin,« rief Amelie, »Sie denken immer gar zu gütig an uns. Sie berauben sich ja selbst.«

»O, ich bitte,« versetzte die Frau Amtmannin, »die Comteß muß vorlieb nehmen, der Schloßgärtner hat gewiß noch bessere, aber ich dachte, weil die meinigen am ersten reifen weit und breit, so würde Comteß mit ihnen vorlieb nehmen. Das erquickt, wenn man krank gewesen ist.

Amelie und Louise nöthigten ihren Gast den Kaffee mit zu genießen, indem sie überdem noch Torte und süßen Wein zu bringen befohlen, um die Frau Amtmannin anständig zu bewirthen, wobei die gute alte Dame noch gesprächiger wurde.

Auch war in der That Amelie besonders über die freundliche Theilnahme der Frau Amtmannin erfreut; da sich Niemand um sie kümmerte, so stieg jeder Besuch, den sie empfing, an Werth.

Wie wir schon gehört haben, hatte die Frau Amtmannin von früher her eine Anhänglichkeit an das Haus des Grafen. Ihr Mann war viele Jahre Amtmann auf einer großen Besitzung desselben gewesen, hatte sich nach und nach ein hübsches Vermögen auf seiner Pachtung verdient, und nach seinem Tode hatte die Frau Amtmannin sich Haus,

Hof und Garten gekauft, welche unweit der nicht weit vom Schlosse gelegenen Stadt lagen, und wo sie sich ganz behaglich eingerichtet hatte.

Da ließ sie sich's nicht nehmen, jährlich einige Male den Grafen und seine Tochter zu besuchen, und dabei alle Geschichten zu erzählen, welche im Städtchen vorgefallen waren. Die gute Dame wußte besonders zu rühmen, wie viel angenehmen Umgang sie dort habe, und wie viel alle Leute auf die Frau Amtmannin hielten.

»Sie mögen ein sehr angenehmes Leben führen, liebe Frau Amtmannin,« sagte die Stiftsdame. »Aber sagen Sie mir, Sie wohnen wohl ganz allein vor der Stadt, es würde mir dabei ganz bange werden! In unserer Zeit zumal, wo viel böses Volk und Bettler sich im Lande herumtreiben sollen. Haben sie denn gar Niemand bei sich?«

»Nein,« erwiderte die Dame, »das nun so eigentlich nicht. Allein es hat das, Gott sei Dank! bisher noch keine Noth gehabt. Es müßten denn die Zeiten noch unruhiger werden, wovor uns unser Herr-Gott bewahre, beste Fräulein Stiftsdame. Indessen habe ich eine Magd, einen großen wachsamen Hund, und bin auch sonst nicht ganz allein im Hause.«

»So? wen haben Sie denn darin? Sie wohnten, denke ich, doch sonst ganz allein?« fragte Amelie.

»Ja sehen Sie,« versetzte die Dame gesprächig, »das ging so mit besonderen Dingen zu. Es lebt in unserem Orte seit einiger Zeit ein braver alter Mann; zu seiner Zeit hatte er ein kleines Gut, es war nicht weit von der Pachtung gelegen, die mein Mann, Gott habe ihn selig, bewirthschaftete. Der Mann war ein guter Freund meines Mannes; als der nun aber leider gestorben war, bekam unser guter Freund es auch satt, sich mit der Wirthschaft zu plagen, zumal da er kränklich wurde, und seinen Sohn auch noch dazu verlor. Unser Freund war damals schon in die Stadt gezogen, und hatte sein Gütchen zu einem ziemlichen Preise verkauft, so daß er, ohne Noth zu haben, leben kann. Und

da ich viel Platz übrig habe in meinem Hause, denn es ist, Gott sei Lob und Dank! schön groß, so bot ich ihm an, mir das Parterre abzumiethen, worin er denn jetzt wohnt.«

»Ei, das paßt sich aber vortrefflich so für Sie Beide,« bemerkte Louise. »Da haben Sie ja einen männlichen Schutz, wie Sie ihn nur wünschen können, gute Frau Amtmannin.«

»Ja,« sagte diese aufbrechend, denn der Tag neigte sich bereits, »das wäre ganz gut. Aber an Schutz ist nun gerade dabei nicht zu denken, denn der gute alte Mann ist selbst elend genug, seitdem ihn — —«

In diesem Augenblicke trat Johann ins Zimmer, und meldete, daß der Kutscher der Frau Amtmannin nicht länger warten könne, es sei lange schon angespannt. Diese richtete die Bitte an die Damen des Schlosses, sie doch einmal zu besuchen, um ihre schönen Calvillenäpfel zu probiren, wenn sie einmal nichts Besseres vorhätten.

Als sie fort war, sagte Amelie:

»Es ist eine ganz gute Frau, die dicke Frau Amtmannin, und ihre Weintrauben sind wie bezuckert, das muß man ihr lassen. Koste nur diese hier, bestes Stiftsdamchen. Aber ich muß doch gestehen, was Besseres kann man auch noch alle Tage anfangen, als die gute Amtmannsfrau zu besuchen in ihrem erbärmlichen Städtchen. Sie denkt Wunder, was das für ein Vergnügen für uns sein würde. Sie bildet sich entsetzlich viel ein, und ist unausstehlich geschwätzig.«

Louise sah Amelie an, ohne zu antworten.

»Nun,« fuhr diese fort, »habe ich nicht Recht? Ist's nicht wahr?«

»Nicht so ganz,« liebe Amelie. »Solltest du nicht eher an die Liebe und Anhänglichkeit der guten alten Frau denken, als über sie lachen? Oder hat es dir nicht etwa gefallen, daß sie so theilnehmend für deine Krankheit, dir gutherzig ihre schönsten Weintrauben brachte?«

Amelie schwieg beschämt still.

»Gewiß, meine Tochter, Niemand in der Welt ist so vornehm und

unabhängig, daß er der Hülfe und der Liebe Anderer nicht bedürfte. Und Niemand ist auch so klein und gering, daß er nicht oft dem, der viel hat, große Dienste leisten könnte. Ein guter Freund ist mehr werth als Gold.«

Amelie widersprach zwar Louisen nicht; allein sie dachte in ihrem verwöhnten und stolzen Sinne:

»Ja ja, die gute Louise! Sie kann Recht haben, daß es manchmal in der Welt so ist. Aber du mein Himmel! was sollte die Frau Amtmannin mir auch wohl viel thun können, als daß sie mir Weintrauben bringt? Der Fall paßt doch gar nicht auf mich?«

Jenun, kleine Rosa! wir werden ja weiter sehen.

Die Ankunft.

Aber, meine Großmama, wo blieb denn Mutter Rutheni mit Annemarie? Bitte, erzähle! Na, bitte!

Ja so, kleine Rosa! Ja ja, ich komme schon, du mein liebes kleines Mädchen, und erzähle. Es ist wahr, wir haben Mutter Rutheni ein wenig aus den Augen verloren.

Aber ich höre eben eine Locomotive pfeifen. Komm geschwind mit mir, wer weiß, sitzt Mutter Rutheni im Coupé?

Und so war es auch.

So eben sank die Sonne hinter den Wald, als der Bahnenzug bei Hochstadt anlangte.

Annemarie, welche während der Fahrt entzückt gewesen war, an Städten, Dörfern, Bergen und Schlössern wie im Hui! vorüberzufahren, so vieles Neues zu sehen, und wißbegierig nach den Namen der Orte zu fragen, die an ihr vorbeiflogen, Annemarien, sage ich, klopfte das Herz, als nun still gehalten wurde, und der Bahnwärter: »Hochstadt« rief, um die Reisenden, welche nach Hochstadt wollten, zum Aussteigen zu ermahnen.

Sie sah ihre Mutter an, und dachte: »ach, wenn wir nur erst wüßten, wie wir den Onkel finden werden.«

Indessen sagte sie nichts weiter, um die Mutter nicht noch besorg-

ter zu machen, nahm die Reisetasche, und angekommen waren sie nun wirklich ohne Unfall.

Mutter Rutheni erkundigte sich sogleich nach Georg Haland's Wohnung, bat, daß man ihren Koffer dort hin besorgen möge, und folgte einem Knaben, der sich erbot, sie zu führen, mit Annemarie auf einem Fußpfade, der um die Stadt herum lief.

Haland wohne außerhalb der Stadt, sagte der Knabe.

Der Mond ging so eben auf, und man hatte nur noch so viel Tageslicht, um den Weg zu unterscheiden.

Hand in Hand gingen Mutter und Tochter, ohne mit einander zu sprechen.

Hier und da begann in den Häusern ein Licht aufzublinken, — war es wohl Georg Haland's Licht?

Der Mond stieg über dem Hügel herauf, und beleuchtete die unscheinbaren Häuschen der letzten Gasse, als der Knabe um die Ecke in eine kurze Lindenallée einbog, welche zu einer Reihe von Gartenhecken führte, hinter denen mehre einzelne, neugebaute Häuser lagen.

Der Knabe stand an einem der größesten und freundlichsten dieser Häuser still, und sagte:

»Hier wohnt Herr Haland.«

Als Mutter Rutheni das hörte, hätte sie sich gleich in ihres Georg's Arme werfen mögen.

Allein die Thür in der Gartenhecke war verschlossen, im ganzen Hause war kein Licht zu sehen, und ein großer Hund bellte und knurrte innerhalb der Hecke, als er fremde Stimmen draußen gehört hatte.

»Du irrst dich wohl, liebes Kind,« sagte Mutter Rutheni, »wohnt Georg Haland wirklich hier? Es ist ja Alles dunkel, und Haland wohnt wohl nicht in einem so großen Hause?«

»Er wohnt hinten hinaus,« versetzte der Knabe, und zog an einer Klingel.

Auf den Schall der Klingel wurde es oben im Hause lebendig, man sah ein Licht, welches an den Fenstern des oberen Stockwerks hin und her getragen wurde, es ging ein Fenster auf, aus welchem der Kopf einer alten Magd herausfuhr.

»Wer klingelt denn da unten um diese Stunde?« brummte sie. »Es kommen am Tage genug Bettelleute, und wer meine Madame besuchen will, kommt nicht bei Mondschein. Uebrigens ist sie auch nicht einmal zu Hause. Nun, was giebt's?«

»Wir wollen auch nicht zu ihrer Madame, mein gutes Kind,« antwortete Mutter Rutheni, »wir wollen zu Georg Haland. Er muß wohl auch hier wohnen?«

»Zu Georg Haland?« scholl die Antwort herunter.« »Nun das wäre mir auch das erste Mal! Haland? Georg Haland? Das mag auch wohl nicht an dem sein! Der kriegt am Tage keinen Besuch, geschweige denn bei Nacht! Das muß ich erst noch besser wissen.«

»Sie können immer aufmachen, alte Barbara,« rief der Knabe jetzt zum Fenster hinauf. »Diebe sind's nicht, das sieht man ihnen an. Es ist eine Frau mit einem Mädchen, die mit dem Dampfwagen eben angekommen sind.«

»Ei, das wäre!« sagte Barbara, indem sie neugierig mit der Laterne zum Fenster herausfuhr, ohne zu bedenken, daß sie gerade durch das Laternenlicht behindert war, die Gegenstände draußen zu erkennen.

»Sie haben nichts von uns zu befürchten, gute Barbara,« rief Frau Rutheni ihr zu. »Da Haland in ihrem Hause wohnt, so thun Sie mir doch den Gefallen, zu ihm zu gehen, und ihn selbst zu fragen, ob er uns sehen will. Ich will mich gern dankbar gegen Sie für diesen Dienst bezeigen.«

»Schon gut,« entgegnete Barbara in einem minder barschen Tone, da ihr Mutter Rutheni's Worte Aussicht auf ein Trinkgeld gaben.

»Aber wen man bei Namen nicht kennt, den man bei Namen nicht nennt. Was wollen Sie bei Herrn Haland? Wen soll ich melden?«

Mutter Rutheni bedachte sich einen Augenblick. Sie wollte Georg nicht unvorbereitet überraschen.

»Sagen Sie ihm, gute Barbara,« sagte sie, »die Mutter mit ihrem Kinde ständen vor der Thür, nach denen er sich so sehr gesehnt.«

Diese Rede machte Barbara noch neugieriger.

Nachdem sie sich umsonst abgemüht, beim Laternen- und Mondenscheine wahrzunehmen, wer es nur eigentlich sein mochte da unten an der Gartenthür, befahl sie dem großen Hunde Wodan Ruhe, schlug das Fenster zu, und stieg eilig die Treppe hinunter; hier ließ sie einstweilen die Laterne vor einer Thür stehen, welche sie polternd öffnete.

Indessen wir Mutter Rutheni mit Annemarie ungeduldig wartend bei ihrem Knaben länger stehen lassen müssen, als wir gewünscht hätten, wollen wir uns einstweilen in dem Zimmer umsehen, in welches Barbara so eben eingetreten war.

Wo keine Frau das Zimmer in Ordnung hält, und für des Mannes Kleidung, Wäsche und Hausgeräth Sorge trägt, da sieht's gewöhnlich kläglich mit der Sauberkeit aus.

Denn die Frauen sind die Seele der Reinlichkeit, der häuslichen Ordnung. Der Mann läßt den Staub auf Tischen und Stühlen liegen. Die Frauen wischen ab. Der Mann kann prächtig schreiben, reiten, fahren, jagen, gelehrt sein — aber waschen und nähen, kochen und sich selbst sauber besorgen, das thun die Frauen, und das ihr Stolz.

Darum merkt man in der Regel auch gleich, ob man in das Zimmer einer Frau oder in das eines Mannes eintritt.

Hier in diesem Zimmer war es jedoch anders. Man sah, es war die Wohnstube eines Mannes, aber doch herrschte Ordnung darin. Es hatte etwas Gemüthliches.

Obgleich es durch das Feuer, welches im Kamin brannte, nur halb

erleuchtet wurde, so war es doch hell genug, um die Gegenstände darin vollkommen gut zu erkennen.

An der reinlich gehaltenen blau gemalten Wand lief ein Gesims hin, worauf eine Anzahl Pfeifen, Bücher und Meß-Instrumente gut geordnet aufgestellt waren. Zwei Vogelbauer am Fenster mit einem Canarienvogel und einem Dompfaffen schienen der Zeitvertreib, so wie die Bücher und Meß-Instrumente die Beschäftigung des Bewohners dieses Zimmers zu sein, und einige grünende und blühende Gewächse, welche in der Wärme des Zimmers für den herannahenden Winter gedeihen sollten, schmückten das Fensterbret.

Unweit des freundlichen Kamins stand ein großer runder Tisch, an welchem in einem reinlich gepolsterten Großvaterstuhle Georg Haland saß.

Das flackernde Feuer im Kamin fiel hell auf sein Gesicht und auf seine Gestalt, indessen er nachdenklich in das Feuer sah, und dasselbe von Zeit zu Zeit mit einer mächtig langen Feuerschaufel zu hellerem Brennen anschürte.

Er war ein langer, etwas hagerer Mann, dem man es ansah, daß er vor Zeiten kräftig gewesen sein mußte. Sein Gesicht trug den Ausdruck der Redlichkeit und des Wohlwollens; so wie man Georg Haland erblickte, faßte man unwillkürlich Liebe und Vertrauen zu dem ruhigen Ernste, womit er die Schickung Gottes ertrug, vom Schlage halb gelähmt und einsam zu sein.

Da saß er, wie ihr eben gehört, und weil Barbara länger als gewöhnlich ausgeblieben, noch in der Dämmerung. Zuweilen kehrte er seinen Blick nach einer Stelle an der Wand, wo er den Säbel und den Tschako seines Sohnes Friedrich zu seinem Gedächtnisse aufgehangen hatte, und dachte wehmüthig an diesen guten Sohn, und dann wandte er sich wieder nachdenklich zum Kamin, um die Flammen zu schüren.

Da polterte Barbara in's Zimmer.

»Nun,« sagte Georg Haland gelassen, »was giebt's, Barbara, daß Sie so gewaltig eilig sind? Sie können mir jetzt die Lampe anzünden, damit ich lesen kann.«

»Was lesen? Lesen hin, lesen her,« entgegnete Barbara. »Lassen Sie nur heute den Bulver oder Pulver, oder wie Ihr Buch da heißt, auf dem Gesimse, Herr Haland. Sie bekommen Besuch, 's ist Zeit, daß Sie braten und kochen, oder wenigstens Punsch brauen.«

Dabei zündete sie zwei Lichter an, die auf Haland's Commode auf Bronceleuchtern standen, und in der Regel so lange auf's Anzünden warteten, bis Georg einmal einen Besuch vom Herrn Actuar oder vom Herrn Pastor aus dem Städtchen bekam, was höchstens alle Monate einmal geschah.

»Besuch?« fragte Haland verwundert. »Sie träumen wohl Barbara? Wo sollte mir heute noch Besuch herkommen?«

»Hm! ja!« sagte Barbara, mit dem Kopfe nickend.« Er steht schon vor der Thür, ich soll ihn melden.«

»Nun, so melden Sie doch!. Wer ist es denn?« fragte Georg Haland, und schürte sein Feuer.

»Ja, hören Sie, sehen Sie, ich weiß es nicht,« sagte Barbara, und that sehr wichtig. »Es sind zwei Frauensbilder, aber ihre Namen sagen sie nicht.«

»Nun, was sagen sie denn?«

»Herr Haland,« fuhr Barbara mit demselben wichtigen Tone fort, »gemeldet habe ich sie und draußen stehen sie. Und sagen will ich Ihnen auch, was sie sagen, aber ich sage Ihnen auch, Herr Haland, thun Sie dann, was Sie wollen, und was Sie verantworten bei meiner Madame, welche die Besitzerin des Hauses nun einmal ist. Denn es laufen in unserer Zeit manche Frauenzimmer in der Welt herum, die man nicht ins Haus einlassen möchte bei Nachtzeit, und —«

»Na, Barbara, na,« fiel ihr Georg Haland jetzt in die Rede, »machen Sie erst einmal ein Ende! Was sollen Sie mir denn sagen von den Leuten?«

»Ich soll Ihnen sagen,« erwiderte Barbara, — »ja — wie wär's denn nun gleich? ja, so war's! Ich soll Ihnen sagen: es wäre die Mutter mit ihrem Kinde vor der Thür, nach denen Sie sich so sehr gesehnt hätten, Herr Haland! Nun möchte ich wohl zwar wissen, nach welcher Mutter mit ihrem Kinde — —«

— Sie sich doch wohl sehnen könnten, wollte Barbara sagen. Aber Haland ließ sie nicht ausreden.

»Was?« rief er, und griff nach dem Stabe, mittelst dessen Hülfe er seit einiger Zeit wieder gehen konnte, indem er mit ungewohnter Schnelligkeit aufstand. »Wäre es möglich? Mutter und Kind, nach denen ich mich gesehnt? O, das kann mir Niemand sagen lassen, als Eleonore! Ihr Kind? Das ist Annemarie! O! o! wäre es möglich? O geschwind, wo sind sie? Barbara, mache fort, Alte! mache fort! Laß sie herein, laß sie herein!«

Und mit diesen Worten trieb er, als habe er mit einem Male auf's Neue das Gehen gelernt, Barbara zur Thür, sperrte diese auf, und rief laut in die Nacht hinaus:

»Eleonore, bist du's? bist du's wirklich? oder bist du's nicht?«

Barbara denkt zwar: »Ist unser Herr Haland nicht bei Troste?« Aber da er doch sonst so gelassen ist, und sie auch Respect vor ihm hat, so nimmt sie nur schnell die Laterne, öffnet die Hausthür, schilt den lärmenden Wodan hinter sich zur Ruhe, schließt das Pförtchen auf, und läßt die Wartenden ein.

Und als Mutter Ruthени Georg Haland's Stimme hört, da findet sie im Halbdunkel die Stufen zur Hausthür hinan, und durch den Seitengang an die hellschimmernde Stubenthür, auf deren Schwelle

Georg mit offenen Armen steht. Da haben sich die alten Geschwister wieder, und Annemarie hängt sich an Haland's Arm, und küßt seine hagern Hände mit Inbrunst, und Barbara mit der Laterne steht im Gange und horcht, hört, daß Haland sagt: meine Ellen, meine gute Ellen, bist du da?

Und Georg, mein Bruder Georg, ja ich bin da, ich bin zu dir gekommen!

Nachbar hilft dem Nachbar aus.

Es ist nicht schwer zu begreifen, daß eine Weile damit hinging, ehe Georg Haland sich in sein Glück finden konnte. Es war, als sei ein neues Leben in ihn gekommen.

War Mutter Rutheni auch grau geworden, und ihre Züge eingefallen, Georg hätte Schwester Ellen doch erkannt, wo sie ihm auch begegnet wäre. Er hielt ihre Hand, er blickte von ihr zu Annemarie, und von Annemarie auf sie.

»Nimm deinen Hut ab, Kind,« sagte er zu Annemarie, »nimm ihn ab, daß ich dein Gesicht sehe. Was hast du für ein liebes Kind, Ellen! Wie schön sie ist! wie groß! Kind, du wirst wie deine Mutter, Gott segne dich! Ellen, Ellen, keine Andere wäre zu dem alten verlassenen Mann so weit hergekommen, als du!«

Dann aber fiel es ihm auf's Herz, daß seine Gäste nach der kühlen Fahrt der Stärkung bedürfen würden, und da eben Barbara eintrat, welche, als sie sah, daß die Frau und das Mädchen keine Betteleute, sondern ersehnte Gäste waren, plötzlich gefällig und freundlich geworden war, so bedurfte es nur einiger Worte von Georg Haland, um ein gutes Warmbier mit Hülfe der Glühkohlen des Kamins zu bereiten.

Nun bedarf der Mensch aber stets, und nach einer Reise besonders, außer eines Imbisses, auch eines Lagers für die müden Glieder.

Haland, der, wie man sich denken kann, nicht darauf eingerichtet war, so plötzlich zwei Gäste zu logiren, bewegte eben den Gedanken in

seiner Seele, und war im Begriff, nach Barbara zu rufen, um sich mit ihr darüber zu berathen.

Mutter Rutheni errieth, was er wollte, und sagte: »Mache dir keine Sorge, bester Georg, wo wir die Nacht bleiben. Läß uns eine Streu in der Kammer machen, wir haben unsere Mäntel zur Decke. Morgen findet sich's weiter. Sind wir doch nun beisammen.«

In diesem Augenblicke schlug Wodan vor der Hausthür noch einmal laut an, und man hörte das Rasseln eines Wagens.

Georg horchte auf, und sagte:

»Da kommt meine Wirthin eben zu Hause, die ausgefahren ist. Wir wollen noch ein wenig warten, sie wird Barbara eben jetzt gebrauchen.«

Barbara war nämlich die Köchin der Hausbesitzerin, und hatte zugleich die Verpflichtung, Georg Haland zu bedienen.

Man hörte Jemand in's Haus kommen und die Treppe hinaufsteigen, indem Barbara beim Hinaufleuchten von Georg Haland und seinen Gästen schwatzte, wie man deutlich vernehmen konnte.

Es dauerte gar nicht lange, so kamen dieselben Schritte die Treppe wieder herunter, und es pochte Jemand an Georg Haland's Thür.

»Herein!« rief Haland.

Und herein trat eine wohlbeleibte Dame mit blauseidenem Kleide und schwarzer Mantille; ihr rundes Gesicht, welches vom Abendwinde noch röther gefärbt war, sah aus der weiß garnirten Mütze heraus, wie der freundliche Vollmond, wenn er einen Hof hat*).

»Mein guter Herr Haland,« sagte sie, »ich habe mich auf dem Schlosse bei der Comteß etwas verspätet, und komme erst eben wieder an. Da höre ich von Barbara, daß Sie so lieben Besuch bekommen

*) Man sagt: der Mond hat einen Hof, wenn sich Dünste um ihn gesammelt haben, die einen weißen Kreis um ihn her bilden.

haben. Ei sehen Sie einmal! Wer hatte sich das gedacht! Da haben Sie sich wohl recht gefreut.«

»Gefreut, Frau Amtmannin, gefreut, wie ich nicht gedacht, daß ich mich, so lange ich noch leben soll, wieder freuen könnte. Sehen Sie hier, das ist meine Schwester, das ist meine kleine Annemarie.«

Da haben wir's, kleine Rosa! Du erriethest es wohl schon, als sie eintrat, daß wir die Frau Amtmannin heute zum zweiten Male erblicken? In der That, es war die Frau Amtmannin selbst. Es war das Haus, von dem sie Amelien und Louisen erzählte, und Georg Haland war der alte Freund, der als Abmiether in ihrem Hause wohnte.

Die Frau Amtmannin hatte zwar, wie wir dies schon bemerkt haben, den Fehler einer übergroßen Geschwätzigkeit. Allein sie war eine grundgutmüthige Frau, die überdies ihr Haus in der größten Reinlichkeit und Ordnung erhielt, und gegen ihre Freunde höchst gefällig war.

Als sie nun Georg Haland ihre Theilnahme an seinem Vergnügen bezeugt, auch ihre Neugierde befriedigt hatte, die angekommenen Gäste in Augenschein zu nehmen, bot sie Frau Rutheni an, ihre Gaststube zu benutzen, da sie bei Georg Haland vor der Hand ja kein gutes Unterkommen finden könne.

Haland drückte der guten Frau herzlich die Hand für dieses Anerbieten, und es dauerte gar nicht lange, so ruhten Mutter und Tochter nach dem anstrengenden Tage und dem Wiedersehen Georg Haland's in den hochgethürmten schneeweißen Betten von unserer Frau Amtmannin aus, indessen helle Träume von Mutter Rutheni und Annemarie um Georg Haland's Lager schwebten.

Uebermuth weckt Feinde.

Alltäglich siehst du's auf dem Gebirge, welches dich umgiebt, meine kleine Rosa, Wölken und Sonnenschein wechseln an dem schönen blauen Himmelsgewölbe, und obgleich mein kleiner Ferdinand das erste Sternlein und das schwache Licht des ersten Mondesviertels selbst sogleich erspäht, wenn sie erscheinen, und Niemand noch ihrer achtet, so deckt doch oft eine Wolke unsere Erde so dicht zu, daß selbst Nandi's Blauauge vergebens danach ausschaut.

Und wie Wolken und Sonnenschein wechseln, so wechselt's im Menschenleben. Maskeraden und ernste Arbeit, Wiedersehen und Abschied. Die lustige Maskengesellschaft im Bühl'schen Hause hatte sich bald in der Welt zerstreut. Herr von Lief und seine Sophie, begierig ihre Heimath wiederzuerreichen, reisten mit Margarethen ab, welche nach dem Sonnenschein auch erfuhr, daß der Himmel sich oft mit Wolken trübt. Die Kleine hatte nämlich nicht allein von Mimi, sondern auch von ihrem Gefährten, Bruder Wilhelm, Abschied nehmen müssen; o, das war ihr sauer angekommen. Und doch war dem nicht anders.

Seine Eltern hatten nämlich beschlossen, daß er eine Schule beziehen solle, denn er war groß und reif genug dazu, und da der Hauptmann Bühl und seine Frau ihnen freundschaftlich ihr Haus für seinen Aufenthalt anboten, und sie es nicht besser wünschen konnten, als Hermann und Wilhelm selbander eine Schule theilen zu sehen, so finden wir den munteren Knaben schon ganz einheimisch dort.

Denn Wilhelm wurde es gar nicht schwer, sich in seiner neuen Lage einzurichten, nachdem der Abschied überstanden war. Zwar fehlten ihm Vater und Mutter, sein lieber dunkler Wald, Ilmenaus freier Himmel mit der untergehenden Sonne und dem Leben in Berg und Thal gar oft, allein Tante und Onkel Bühl waren so gütig für ihn; Berlin war ihm neu, und ein Knabe ist immer gern mit anderen Knaben beisammen.

Dazu, wenn ein Knabe wißbegierig ist, so tritt er mit Freude in eine Schule ein, wo geschickte Lehrer ihn in nützlichen Kenntnissen üben, und er mit anderen Knaben wetteifern kann, wer seine Aufgabe wohl am besten liefern werde.

Wilhelm war so glücklich, fast Alles leicht und schnell zu begreifen, was ihm gelehrt wurde. Dabei war er stark und gesund, und hatte seine körperlichen Kräfte auf dem Lande mehr geübt, als viele seiner Schulkammeraden, welche Stadtkinder waren, und von Klein auf mehr in der Stube gesessen hatten.

Gab Herr Reinhard ihm Aufsätze auf, so war es ihm nicht schwer geworden, dieselben niederzuschreiben, und meistens war Herr Reinhard zufrieden mit Wilhelm's Fleiß, denn von einem kleinen Knaben verlangt man noch nicht so viel, als von einem Schüler.

Wilhelm hatte also eine recht gute Meinung von seinen eigenen Leistungen, und ging mit der Ueberzeugung in seine neue Schule, daß es ihm nicht sauer werden würde, die anderen Schüler bald zu überholen. Denn wie es in den Schulen zu geschehen pflegt, wenn ein neuer Schüler eintritt, so hatte man Wilhelm auf einen von den unteren Plätzen in seiner Classe angewiesen, um erst zu sehen, wie er sich benehmen werde.

Sein Vetter Hermann war zwar etwas jünger und viel kleiner als er, da er aber schon länger in der Schule und auch einer der fleißigsten Schüler war, so hatte er einen der ersten Plätze in der Classe.

Auf dem Spielplatze freilich, da war gleich vom Anfange her Wil-

helm unter seinen Spielkameraden mehr angesehen, als Hermann. Weil er der kräftigste und größeste war, so wurde er meistens zum Anführer gewählt.

Einmal, am Mittwoch Nachmittag, war Groß und Klein auf dem Spielplatze versammelt.

Die Kleineren spielten Soldaten, und einige der älteren Schüler gingen Arm in Arm hin und her, indem sie sich mit einander unterhielten.

Des Morgens hatte der Lehrer in Wilhelm's Classe den Knaben von dem großen Kriegshelden Napoleon erzählt, wie er in seiner letzten Schlacht bei Belle-Alliance alle seine Kräfte angestrengt habe, um das Heer der Deutschen zu schlagen, wie es ihm auch beinahe zuerst geglückt sei. Da seien aber die Engländer, mit dem tapferen General Blücher vereinigt, auf die Franzosen losgebrochen, Napoleon habe fliehen müssen, und die Franzosen seien verjagt.

Das war etwas für die Knaben, welche stets bereit sind, sich unter einander zu boxen.

Sie theilten sich in zwei Haufen. Wilhelm war General Blücher, und ein anderer Knabe, Namens Alfred, war Napoleon. Zum Adjutanten hatte General Blücher seinen Freund Ernst gewählt.

»Hieher, ihr tapferen Deutschen!« schrie Wilhelm, »wir schlagen die Franzosen, wir wollen den Napoleon schon fassen!«

»Ei, das werden wir erst sehen!« rief Alfred, »Napoleon ist der größte Held, und ihr müßt erst noch Alle daran glauben, ehe er sich ergiebt.«

Wilhelm nahm sich nicht die Zeit zu antworten. Man hatte eine Furche in den Sand gezogen, welche die beiden Heere von einander trennte. Auf jeder Seite aber war ein kleiner Hügel aufgeworfen; auf Napoleon's Seite prangte auf diesem Hügel die französische Fahne, und General Blücher hatte auf dem seinigen eine rothe und eine schwarz-weiße Fahne aufgepflanzt.

Zur Seite stand ein Tambour. Keiner von beiden Generalen

durfte »Vorwärts« commandiren, bis der Tambour trommelte, und es war ausgemacht, daß eine Partei suchen sollte, der andern die Fahne wegzukapern, sobald die Trommel geschlagen wurde.

Der Tambour aber mußte hundert zählen, und nach dem Gefecht zum Waffenstillstand trommeln. War die Fahne bis dahin nicht erobert, so durfte Niemand daran rühren, bis sich Jeder wieder bei seiner Armee aufgestellt hatte, und von Neuem getrommelt wurde. Alle waren mit diesem Gesetze zufrieden gewesen.

Rrrrrrr! Rrumm bumm bumm! wirbelte der Tambour.

»Vorwärts! Marsch!« commandirten Napoleon und General Blücher wie aus einem Munde, und die beiden Armeen rannten, wie aus der Pistole geschossen, auf die gegenseitigen Fahnenhügel los. Jede Partei vertheidigte den ihrigen. Die beiden Generale nahmen es besonders mit einander auf, und indessen die Uebrigen noch zu keiner Fahne gelangen konnten, warf Wilhelm seinen Gegner Alfred mir nichts dir nichts in den Sand, und nahm einen tüchtigen Anlauf auf die Fahne der Franzosen. Da —

Rrrrrrr! Rrumm! bumm! bumm! wirbelte der Tambour. Hundert war gezählt, und die Haufen hielten im Kampfe ein.

Allein Wilhelm war so in Eifer gerathen, daß er sich nicht halten konnte.

»Was da,« rief er triumphirend, indem er schnell wie der Wind auf dem Hügel war, die Fahne an sich riß, und hoch in der Luft schwenkte. — »Victoria! die Fahne ist mein! Napoleon ist besiegt! Seht, da liegt er im Sande!«

Und im Hui war General Blücher bei seiner Armee wieder angekommen, und pflanzte die französische Fahne frohlockend neben die rothe und die schwarz-weiße.

»Halt!« rief Alfred, der sich indessen schnell aus dem Sande wieder

aufgerappelt hatte. »Die Trommel ging, ehe du bis zu unserer Fahne gekommen warst, Wilhelm! Du giebst sie wieder heraus, sonst — —«

»Ei bewahre,« rief Wilhelm erhitzt. »Die Fahne kriegt ihr nicht wieder! Seht zu, ob ihr sie euch von den tapfern Engländern und Preußen wiederholen könnt. Sie werden euch schon jagen.«

Und Wilhelm's Armee stimmte mit ihm ein, und forderte Napoleon heraus, seine Ehre, das heißt die Fahne, wiederzuholen.

Aber Alfred war böse, Wilhelm habe wider das Gesetz gehandelt, er solle die Fahne gleich wiedergeben, sagte er, sonst werde er sehen.

Da zog Ernst seinen Freund Wilhelm auf die Seite.

»Höre Wilhelm,« sagte er leise zu ihm, »du hast Unrecht, die Trommel ging, als du noch nicht an der Fahne warst, gieb sie Alfred wieder.«

»Wo denkst du hin?« rief Wilhelm. »Wer die Fahne erobert hat, der hat Recht. Mögen sie doch sehen, wo sie sie wieder her kriegen. Ich war schon bei der Fahne, als der Tambour trommelte.«

»Wilhelm, ich hab's genau gehört,« entgegnete Ernst, »du warst noch unten.«

»Was?« rief Wilhelm hitzig, »du bist mein Adjutant? Du willst mein Freund sein, und stehst mir nicht bei?«

»Aber, Wilhelm, ich bin dein Adjutant, ich — —«

»Nein, nein! das wäre! geh du doch zu den Franzosen, wenn du denkst, daß ich Unrecht habe — geh!«

Diese Rede that Ernst gar weh. Der gute sanfte Knabe fand keine Worte, um seinem besten Freunde zu antworten, der ihn so kränken konnte. Er wandte Wilhelm den Rücken und ging.

Während dessen waren zwei der größeren Schüler bei dem Kriegsschauplatz still gestanden, um das Spiel der Jüngeren mitanzusehen.

»Der Wilhelm ist ein unbändiger Junge,« sagte Richard zu Horst. »Er wirft ja die ganze Armee durcheinander, und ist kaum erst in die Classe gekommen. Wo mag er denn her sein? Kennst du ihn?«

»Nein,« erwiderte Horst, »ich weiß nichts von ihm bis jetzt, als daß ich sehe, daß es ihm Noth thut, tüchtig in die Lehre genommen zu werden, er scheint sehr übermüthig zu sein.«

»Ja,« sagte Richard, »und Recht haben zu wollen, wann er Unrecht hat.«

»Das hat gute Wege,« entgegnete Horst.

»Man kennt Mittel, solche übermüthige Jungens zahm zu machen. Das findet sich.«

Damit gingen Richard und Horst weiter. In dem Augenblicke ertönte die Glocke, welche die Schüler zur Lehrstunde in die Classen rief. Alle verließen den Spielplatz Die Meisten aber mit der Meinung, morgen einen andern zum General zu wählen, als Wilhelm.

Es wurde indessen mehre Tage an kein Kriegführen gedacht. Donnerstag und Freitag waren Tage, an welchen die Lehrstunden häufiger waren; ein Jeder hatte einen deutschen Aufsatz zu schreiben, und ein langes Gedicht auswendig zu lernen.

Ernst und Wilhelm saßen in der Arbeitsstube an einem Tische, und pflegten sonst aus einem Tintefasse zu schreiben. Heute aber hatte ein Jeder sein eigenes; sie sahen einander nicht an.

Zwar war es Wilhelm bald leid geworden, daß er Ernst in der Heftigkeit gekränkt hatte; allein da mehre von ihren Schulkameraden zugehört, als Wilhelm so häßliche Worte zu seinem Vetter gesagt, und die Anderen Ernsten Recht gegeben hatten, so konnte Wilhelm sich nicht entschließen, sein Unrecht gut zu machen, und ihn um Verzeihung zu bitten.

Jetzt saßen nun alle Schüler, und arbeiteten, daß ihnen die Köpfe rauchten. Man hörte eine Weile nichts im Zimmer, als das Gekritzel der emsigen Schreibfedern.

»Punktum! Streusand drüber!« rief Wilhelm und sprang auf. »Ich bin fertig. Nun, ist noch Niemand anders so weit? Ich dächte, ihr faulen Jungens hättet genug an den Federn gekaut! Wer will Schach mit mir spielen?«

»Ich!« rief Andreas. »Du bist mir noch eine Partie von gestern her schuldig, Wilhelm. Es schlägt eben sieben Uhr, die Arbeitsstunde ist aus.«

»Ja, aber dein Aufsatz ist noch nicht fertig,« sagte Andreas Bruder, Gebhard, »du wirst morgen in Strafe kommen, Andreas.«

»Das wüßte ich auch noch nicht warum?« antwortete dieser; »ich kann ihn noch lange fertig machen, heute Abend.«

»Thut doch der Gebhard, als wenn solch ein Aufsatz Wunder was wäre,« fiel Wilhelm etwas verächtlich ein. »Seht hier! mein Aufsatz ist fertig! wer wird so lange über einen Aufsatz schwitzen, das wäre meine Freude.«

»Oho! Nicht zu voreilig, mein Herr Wilhelm!« entgegnete Gebhard, ohne sich im Schreiben zu unterbrechen. »Uebermuth kommt vor dem Fall! Uebrigens hat Herr Lehfeld noch keinen Aufsatz von dir corrigirt, da sieh erst zu. Seht doch! es ist sein erster Aufsatz, den er in der Classe macht«

»Bah!« rief Wilhelm eifrig, »du glaubst wohl, ich hätte noch niemals Aufsätze geschrieben? Mehr als zwanzig bei Herrn Reinhard, mein Bester, und mit dir nehme ich's auch noch auf.«

»Sei doch ruhig, Wilhelm,« sagte Ernst gutmüthig und leise zu ihm. »Du bist immer gleich so eifrig, und weißt nicht —«

»Laß dich doch ja unbekümmert, Ernst!« rief Wilhelm. »Du bist ja selbst auch nicht fertig mit —«

Indem sie so sprachen, trat Horst ins Zimmer, und ein Jeder schwieg still.

Es war nämlich hier, wie in den meisten größeren Instituten, die Einrichtung, daß eine gewisse Anzahl von den ältesten Schülern abwechselnd die Aufsicht über Ruhe und Ordnung in den Classen und auf dem Spielplatze führen mußten. Und Horst war heute an der Reihe.

Horst aber war bei den jüngeren Schülern der beliebteste von

allen Primanern. Wenn die anderen Primaner zuweilen ungerecht und unfreundlich gegen die Unteren waren, so nahm im Gegentheil Horst sich jedesmal der Unterdrückten an, und theilte nie eine ungerechte Strafe aus. Deshalb stand er in der ganzen Schule in besonderm Ansehen.

»Was giebt's hier für einen Lärm?« fragte Horst. »Ihr sollt arbeiten, und keine Albernheiten treiben. Was hat Wilhelm da mit Ernst und Andreas vor? Es wäre gescheuter, er hielte sich selbst dazu, um fertig zu werden.«

»Oho,« antwortete Wilhelm dreist, »ich bin längst fertig, und jetzt kann ich machen, was ich will.«

Die übrigen Knaben sahen Wilhelm verwundert an.

»So?« fragte Horst ruhig und ernsthaft. »Bist du fertig, ist das recht gut für dich, aber die Anderen arbeiten, und du darfst sie weder stören, noch gegen das Gesetz hier lärmen. Bringe mir das Buch, was dort auf dem Tische liegt.«

Wilhelm brachte es, und Horst schlug darin ein lateinisches Gedicht auf.

»Diese funfzehn Verse wirst du mir morgen früh auswendig gelernt haben, damit du mir, als Inspector deiner Classe, ein andermal nicht so antwortest, wie du es gethan, und die Anderen ruhig arbeiten lässest.«

Wilhelm nahm das Buch, und schlich beschämt an seinen Platz. Denn Horst hatte das Recht und auch die Pflicht, den kleineren Schülern diese Strafe zu dictiren, wenn sie Unfug trieben.

Wilhelm hatte noch nie so Bitteres erfahren, als wie er das allgemeine Lächeln seiner Mitschüler sah, welche ihn mit ihren Blicken bis zu seinem Platze begleiteten.

Keiner gab Horst Unrecht.

Des andern Morgens traf die Lehrstunde, in welcher die schriftlichen Arbeiten von der vergangenen Woche an den Lehrer abgeliefert wurden.

Herr Lehfeld ging die Aufsätze genau durch, und ein jeder Schüler erfuhr hier öffentlich, was an dem seinigen zu loben oder zu tadeln war.

Unter den ersten Knaben der Classe erhielt Ernst zuförderst die beste Censur.

»Man sieht,« sprach Herr Lehfeld, »daß Ernst mit Nachdenken und Fleiß gearbeitet hat. Seine Handschrift ist zudem reinlich und gleich. Einige kleine Schreibfehler ausgenommen, ist sein Aufsatz vorzüglich gerathen.«

Hierauf bekam Gebhard und mehre Andere, die gestern noch mit Schreiben beschäftigt gewesen, als Wilhelm schon triumphirend über seinen fertigen Aufsatz umhergesprungen war, das beste Lob neben einigen unbedeutenden Erinnerungen über ihre Arbeiten.

Jetzt war die Reihe an Wilhelm.

»Mit Wilhelm's Aufsatz,« sagte Herr Lehfeld, »kann ich keinesweges so zufrieden sein, als mit den vorhergehenden. Man sieht es zwar seiner Arbeit an, daß er die Fähigkeiten hat, viel zu leisten, und die ersten zwei Seiten zeigen, daß er seine Gedanken bei der Arbeit hatte, und daß er eine geläufige und gute Handschrift hat, wenn er sich Mühe giebt. Allein der übrige Theil zeigt von leichtfertiger Ungeduld, nur immer fertig zu sein, hat daher viel Faseleien aufzuweisen, und die Schrift ist auf den letzten Seiten so unleserlich und schlecht, daß Wilhelm den Aufsatz in der Freistunde noch einmal abschreiben wird.«

Wilhelm saß mit niedergeschlagenen Augen da. Er wäre gar gern fortgelaufen, da er hörte, wie die Uebrigen unter einander zischelten: »Seht, das ist ihm schon recht! Wie that er sich gestern so groß mit seinem Aufsatze! Das hat er nun davon.«

Es vergingen einige Tage, in welchen eine Stunde der andern

folgte, und die gewohnte Schulordnung der Knaben nur erlaubte, sich mit ihren eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen.

Wilhelm suchte durch Fleiß und Aufmerksamkeit die Zufriedenheit der Lehrer zu erwerben, denn er fühlte sich sehr gedemüthigt und gekränkt durch die Erfahrung, welche er gemacht hatte.

Wir müssen ihm auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er es fühlte, daß er Unrecht in der Classe und Unrecht gegen Ernst beim Kriegsspiele gehabt hatte. Aber es ging ihm wie manchem Kinde: er konnte sich nicht entschließen, sein Unrecht einzugestehen. Er hatte Ernst so lieb, und hatte Ernst nicht etwa Recht gehabt? Wäre es nicht besser von Wilhelm gewesen, die eroberte Fahne an Alfred zurückzugeben, wie es Ernst wollte? Und als Ernst gutmüthig Wilhelm in der Classe warnen wollte, hatte ihn dieser angefahren!

Er hatte Ernst so lieb! Ernst war traurig und sah ihn nicht an — aber Wilhelm, der immer gern Recht behielt, konnte sich nicht entschließen, Ernst ein gutes Wort zu geben, und war doch selbst nicht vergnügt.

So kam der Sonnabend. Der Director der Anstalt hielt auf strengen Fleiß und gutes Betragen. Wenn aber die Schülerschaar eine Zeitlang tüchtig gearbeitet hatte, gönnte er ihr auch gern ein Vergnügen.

Heute war ein großer Vogel an einer hohen Stange auf dem Spielplatze aufgepflanzt, es sollte ein Vogelschießen gehalten werden.

Dicht vor Tisch stand ein Haufen Schüler am Spielplatz, um sich den Vogel mit Krone und Scepter zu betrachten, wie er seine breiten Flügel ausspreizte.

»Ei,« sagte Gebhard, »unser Director hat uns dasmal ein schönes Thier spendirt. Ich hätte die größte Lust, mir die Krone herunterzuholen.«

»Und ich mir den Reichsapfel,« rief ein Anderer.

»Der Scepter ist mir eben so lieb,« sagte Andreas.

Horst stand nicht weit davon, und sagte nichts zu dem Geschwätz der Quartaner.

»Es ist doch recht gütig von euch,« fiel Wilhelm ein, »euch sogleich mit den besten Stücken versorgen zu wollen. Ihr denkt wohl, es ist so ein Kinderspiel, den Reichsapfel zu treffen?«

»Je nun, es kommt auch dabei auf's Glück an,« bemerkte Philipp.

»Auf's Geschick, wolltest du wohl sagen?« antwortete Wilhelm. »Mein Vater hat uns zu Hause schon manchen Vogel abschießen lassen, aber wenn ich nicht das Geschick gehabt hätte, würde ich wahrscheinlich den Reichsapfel nicht getroffen haben, wie es bei dem letzten Vogelschießen in Ilmenau der Fall war.«

»Der Tausend,« sagte Philipp, »du denkst wohl am Ende, daß du der beste Schütze von Allen bist?«

»Hm! das will ich just nicht sagen, aber so viel ist doch gewiß, daß ihr nicht halb so viel geschossen habt, als ich. Meine Schüsse gehen selten vorbei.«

»Nun das werden wir ja sehen,« antwortete Philipp ungläubig.

Nachmittags war das Vogelschießen im besten Gange.

Die Namen der Schüler waren auf einer großen Tafel verzeichnet, und einer von den Lehrern rief sie nach der Reihe zum Schusse auf.

Die Primaner, unter denen sich auch Richard und Horst befanden, hatten das Recht, nicht allein nach der Reihe, wie es ihnen zukam, einen Schuß zu thun, sondern sie hatten auch, nach einer einmal in der Schule eingeführten Sitte, noch einen Extra-Schuß frei, sobald fünf Quartaner hinter einander gefehlt hatten.

Es war schon tüchtig geschossen worden. Richard und mehren Primanern waren bereits der Reichsapfel, der Scepter und große Stücken von den Flügeln zu Theil geworden. Aber auch die Quartaner hatten brav ge-

schossen, und besonders Wilhelm hatte, da er in der That am geübtesten im Schießen war, eine bedeutende Anzahl der Schwanz- und Flügelfedern des gewaltigen Vogels erbeutet. So kam es denn, daß Gebhard und seine übrigen Kameraden, gegen welche er, wie wir hörten, seine Geschicklichkeit gerühmt hatte, stillschweigend zusahen, wie er eine Feder nach der andern ohne Fehlschuß herunter holte.

Sein Gelingen machte ihm so großes Vergnügen, daß er sich nach und nach in den Kopf setzte, er müsse, wie letzthin in Ilmenau, auch noch den Königsschuß thun. Nun war aber der Vogel in Ilmenau bei weitem kleiner, und auch neben Wilhelm nicht gerade viel geschicktere Schützen als er selbst war beim Vogelschießen gewesen. Allein das bedachte er nicht.

Das Schießen ging schon zu Ende, und es kam nur noch darauf an, Kopf und Krone herunter zu holen, welche sich noch immer gehalten hatten.

Es war die Reihe wieder an den Quartanern. Gebhard und Ernst und noch zwei von ihnen hatten bereits geschossen, aber gefehlt. Jetzt war Wilhelm an der Reihe.

Hastig griff er nach der Armbrust und rief:

»Ha, Kopf und Krone habt ihr Alle doch sitzen lassen müssen! Gebt Acht! Es wäre ja nicht das erste Mal, daß sie mir gehörten!«

Er zielt — er schießt los — aber, o weh! Wilhelm hatte zu hoch gehalten, und der Bolzen flog in einem großen Bogen an Kopf und Krone vorbei! —

Da, wie aus einem Munde, erscholl ein schallendes Gelächter im Haufen der Kameraden. Aber Alles schwieg still, als Horst hervortrat, die Armbrust ergriff, sicher und fest zielte, und schoß. Mit Blitzesschnelle flog der Pfeil, und alsbald ward ein Krachen am Vogel laut. Kopf und Krone flogen zugleich herab.

»Bravo! Bravo!« schrieen die Schüler, daß es im Garten wieder-

hallte. Alle stürzten auf den herabgefallenen Preis zu, um ihn Horst zu bringen, indessen er und Wilhelm allein am Schießplatze stehen geblieben waren.

Da wandte sich Horst zu Wilhelm und sagte gelassen:

»Wilhelm, es thut mir leid, daß du gerade durch mich eine Kränkung erfährst. Ich hatte von Anfang her was auf dich gehalten, weil du ein gescheuter Junge bist.«

Da trat Richard herzu und sagte: »Laß ihn, Horst! Wilhelm hat sich die Lehre zugezogen, und wenn er trotz seiner Gescheutheit unter seines Gleichen Freunde haben will, so mag er sie nicht vergessen. Denn Uebermuth weckt Feinde.«

Reue versöhnt.

Der Sonntag Morgen vor der Kirchenzeit gehörte im Bühlschen Hause so recht eigentlich den Kindern. Es war der Morgen, an welchem für den Vater die Geschäfte ruhten, und er sich mit Mimi und Carl besonders gern beschäftigte. Am Sonntage war zugleich die einzige Frühstücksstunde in der ganzen Woche, die Wilhelm mit Tante und Onkel theilte, da die Lehrstunden sonst täglich früher anfingen.

Mimi und Carl hatten denn auch an diesem Sonntag Morgen die beste Absicht, ihr Recht zu behaupten. Sie kletterten auf des lieben Vaters Schooß, ließen ihm keine Ruhe, ihnen etwas zu erzählen, und forderten Wilhelm auf, die kleinen Schelmenstreiche zu wiederholen, mit denen er sie oft zu unterhalten pflegte.

Aber Wilhelm war heute mißmüthig und gar nicht bei Laune. Schon am gestrigen Abende, wo Ernst da war, war es Tante Bühl nicht entgangen, daß die beiden Knaben nicht so vergnügt geschienen, und daß sie auch nicht so brüderlich mit einander waren, als man es sonst von ihnen sah.

Da sie aber beide Knaben wie eine Mutter liebte, so war es ihr unmöglich, dem Wesen stillschweigend zuzusehen.

Als Bühl sich entfernt hatte, sagte sie: »Wilhelm, du hast etwas. Du und Ernst, und wenn ich nicht sehr irre, so hat Einer oder der Andere ein Unrecht. Sage mir aufrichtig, Wilhelm, was ist es?«

Da erzählte Wilhelm aufrichtig, was geschehen war. Als er fertig war, sagte sie:

»Die Sache ist einmal geschehen, Wilhelm, aber sie betrübt mich. Ich sehe daraus noch manche Schwierigkeit für dich entstehen.«

»Schwierigkeit, liebe Tante? Wie meinst du das?«

»Sieh, lieber Wilhelm, du hast dich aus Uebereilung und Uebermuth in's Unrecht gebracht — ist's nicht so?«

»Ja, liebe Tante, ich sehe ein, daß ich sehr dumm gehandelt habe.«

»Nun, so mußt du auch begreifen, daß es dir nicht ganz leicht sein wird, die Liebe deiner Kameraden wieder zu erwerben. Ferner müßte ich mich sehr irren, aber Herr Lehfeld wird es von nun an mit jedem Fehler in deinen Aufsätzen viel genauer nehmen.«

»Das ist wahr,« entgegnete Wilhelm, »Herr Lehfeld wird wohl streng gegen mich sein. Aber, liebe Tante, ob die Jungen mich lieb haben oder nicht, das ist mir einerlei.«

»So sprecht ihr Knaben leicht,« sagte die Tante, »weil es euch niemals an Stolz fehlt. Aber ich halte dafür, Wilhelm, daß du dich selbst darin täuschest«

»O nein, gewiß nicht, liebe Tante, ich versichere dich — —«

»Die Hand auf's Herz, Wilhelm!« rief die Tante, und sah ihm in die Augen. »Ist dir's einerlei, wenn du nicht mehr zum General gewählt wirst? War's dir angenehm, wie sie zischelten: es ist ihm schon recht? oder wie das schallende Gelächter entstand, als du fehlschossest?«

»Nein,« sagte Wilhelm, und schlug die Augen nieder; »aber du kannst doch nicht verlangen, liebe Tante, daß ich sie deshalb lieb haben soll?«

»Lieber Wilhelm, mich dünkt, es würde deiner Liebe zu ihnen kein Hinderniß entgegen stehen, wenn du ihre Liebe nicht selbst verscherzt hättest. Wäre dieses nicht gewesen, so würden sie weder gezischt noch gelacht haben, als dir etwas Unangenehmes widerfuhr.«

Wilhelm wußte nichts darauf zu antworten.

»Sieh, das ist's, was ich mit den Schwierigkeiten meinte, mein guter Sohn. Das hast du nun freilich erst wieder gut zu machen.«

»Gut zu machen?« rief Wilhelm. »Das würde mir auch viel helfen, liebe Tante. Ich lasse die Jungens alle laufen, wenn sie nun einmal meine Feinde sein wollen.«

»Woher weißt du das aber, Wilhelm?«

»Nun, Richard sagte es mir ja, Uebermuth weckt Feinde.«

»Da hatte er Recht! Kannst du das leugnen?«

»Nein,« erwiderte Wilhelm, »aber es ist doch wahr, daß ich besser schieße, als die Andern, und ich hatte es auch so böse gar nicht gemeint.«

»Das will ich dir gern glauben,« sagte die Tante. »Aber hier handelt es sich um etwas ganz Anderes, lieber Junge.«

»Um was denn, liebe Tante?«

»Erstlich thut derjenige ganz sicher sich selbst das größte Unrecht, welcher einen Fehler, den er begangen hat, nicht wieder gut machen will, so weit er es nur irgend kann. Denn er verschlimmert die Folgen seines Fehlers für sich selbst, und das Geschehene kann er nicht mehr ändern. Wenn du aber von nun an einsiehst, und dies ist die Hauptsache, daß es noch eben so gescheute, ja gescheutere Knaben unter euch giebt, als du denkst einer zu sein, daß Mancher eben so viel Geschicklichkeit und vielleicht noch einige andere mehr besitzen, als du, so wird sich die Liebe der Andern von selbst wiederfinden, und sie werden nichts gegen dich haben.«

Wilhelm küßte die Tante und sagte:

»Tante, ich sehe ein, daß du Recht hast.«

»Das habe ich von dir erwartet, lieber Wilhelm, weil du Verstand hast. Wenn man seine Fehler nicht einsieht, beweist man, daß man einfältig ist.«

»Aber du verlangst zu viel von mir, liebe Tante, wenn du sagst, ich müsse suchen, es wieder gut zu machen bei denen, die mir Feinde sind.«

Die Tante schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie:

»Sage mir, lieber Wilhelm, wer war wohl zuerst dein Feind, war es dein eigener Uebermuth, oder waren es deine Kameraden zuerst?«

»O liebe Tante, ich weiß, was du sagen willst,« sagte Wilhelm.

»Nun, was meinst du wohl?« fuhr die Tante fort. »Sieh, ich bin der Meinnng: daß man meistens zuerst sein eigener Feind gewesen ist, d. h. daß man meistens zuerst selbst gefehlt hat, wenn Andere unsere Feinde werden. Und wäre das auch nicht der Fall, so soll der Knabe bei kleinen Streitigkeiten schon den Spruch ausüben, dem er als Mann einst mit ganzer Seele anhängen soll.«

»Welchen Spruch meinst du, liebe Tante?«

»Den Spruch, lieber Wilhelm, den uns unser Meister Jesus Christus gelehrt hat: liebet eure Feinde! Und nun gar, wenn man einem Freunde mit Unrecht etwas übel genommen hat, — Wilhelm, hast du keinen Freund betrübt? Sieh, wer edel und gut werden will, der versöhne sich vor allen Dingen mit einem gekränkten Freunde.«

Sie wurden hier durch die Kleinen unterbrochen, welche im Sonntagsstaate hereinkamen, um ihre Mutter zum Spazierengehen abzuholen.

Wilhelm aber ging durch die Straße. Er drückte seinen Hut in die Augen, als möge er weder die bunten Sonntagsröcke der aus dem Thore wogenden Menge, noch manche Equipage mit den prachtvollen Hengsten betrachten.

Seine Füße trugen ihn unwillkürlich dahin, wohin ihn sein gutes Herz und seine Reue hinzogen.

Ernst stand in dem kleinen Gärtchen an seines Vaters Hause, und harkte die gelben Blätter des Herbstes von seinem Beetchen. Da ging die kleine Gartenthür auf, und Wilhelm trat herein.

»Guten Morgen, Ernst,« sagte er freundlich, »wie geht's dir, was machst du hier?«

»Guten Morgen,« erwiderte Ernst, »ich harke mein Beet, weil ich nichts Besseres vorhabe.«

»Ich wollte dich fragen, lieber Ernst, ob wir nicht mit einander in den Thiergarten gehen wollten? Hast du Lust, mit mir zu kommen?«

Ernst sah ihn an, es war ihm erfreulich, daß Wilhelm gekommen war. Denn Ernst hatte ein Gemüth, welches empfangene Kränkungen gern vergißt.

»O ja,« sagte er, »wenn mein Vater es mir erlaubt? Ich will ihn fragen.«

»Ernst,« sagte Wilhelm, indem er seine Hand ergriff, »ich wollte dich auch fragen, ob du mir böse bist? Vergieb mir, daß ich dich gekränkt habe, es soll gewiß nicht mehr geschehen.«

Da fielen sich Beide um den Hals. Nie habe ich nachher gehört, daß Wilhelm seinem Ernst wieder zu nahe getreten wäre.

Zwei Briefe.

Eines Morgens lag dicker Nebel über der Aue, welche man aus Amelie's Fenstern vom Schlosse herab übersehen konnte.

Amelie saß mit Louisen in einer der tiefen Fensterbrüstungen; sie waren mit einer Tapisseriearbeit beschäftigt, und Louise erfreute sich an einer prachtvollen Rose, die Amelie so eben vollendet hatte.

Da trat Johann herein, und brachte zwei Briefe. »Sie seien,« sagte er, »mit einem besondern Boten vom Postmeister geschickt worden.«

Befremdet über eine so ungewöhnliche Maßregel laß Louise mit einiger Hast die Adressen derselben.

»Von deinem Vater an dich, Ameliechen« sagte sie, ihr den einen mit »pressant« bezeichneten Brief reichend. Schnell erbrach sie selbst den andern.

Beide lasen mit Spannung.

Louisens Antlitz ward traurig, indessen Amelie's Mienen Freude verriethen.

»Du bist erfreut, meine Amelie?« seufzte die Stiftsdame. »Leider —«

»O lies nur, lies, du wirst dich mit mir freuen,« rief Amelie.

Louise nahm den Brief, er lautete:

Berlin, d . . . .

Ich schreibe dir, mein liebes Kind, in Eile. Es ist des Königs Wille, daß ich nach München in besondern Aufträgen reise. Da aber

die Zeiten unruhig zu werden drohen, das Schloß zu einsam gelegen für dich ist, und du genesen bist, so habe ich beschlossen, dir morgen Wagen und Pferde zu senden. Sehr erfreut würde ich sein, wenn unsere verehrte Stiftsdame dich begleiten wollte. Vielleicht wäre sie geneigt, dich mit mir nach München zu begleiten u. s. w.

»O das ist herrlich!« rief Amelie. »Liebe, beste Louise, komm mit mir! Wir sehen Berlin, wir reisen nach München — —«

Aber die Stiftsdame erwiderte mit Kopfschütteln:

»Mein liebes Kind, ich fürchte, es erwarten uns Beide ernste Tage. Meine Aebtissin ist tödtlich erkrankt, sie verlangt dringend nach mir. Ich kann mich der Pflicht unter keiner Bedingung entziehen, eiligst zu ihr zurückzukehren, da ich dich gesund und versorgt weiß. Wir müssen es als eine gute Schickung betrachten, daß deines Vaters Entscheidung der Botschaft der Aebtissin begegnet ist.«

Da wurde Amelie auf einen Augenblick innig betrübt über diese plötzliche Trennung. Doch in dem nächsten färbte die Aussicht auf so viel neue Genüsse ihre Wangen mit einem lebhaften Roth der Freude.

In dem weitläufigen Schlosse wurde jetzt mit einem Male Alles lebendig. Man packte, man ordnete an, man hatte viel zu bedenken für eine längere Abwesenheit.

Louise trug auch jetzt Sorge für Alles. Sie benachrichtigte schriftlich den Grafen über den Grund ihrer Abreise. Sie halte es für unbedenklich, seine Tochter der Fürsorge seines bewährten Kammerdieners und Kutschers auf der Reise nach Berlin anzuvertrauen. Und während sie Amelie die mütterlichsten Ermahnungen und Verhaltungsregeln nicht vorenthielt, war sie beflissen, die Reisekoffer mit größter Umsicht und Eile zu füllen.

Am andern Morgen stand Louisens Wagen vor der Thür. Nach ihrer Berechnung mußte die Equipage des Grafen noch heute Mittag eintreffen, und sie selbst durfte nicht säumen, wollte sie die Aebtissin noch

am Leben finden. Dringend empfahl sie Lisetten und Johann, bis zur Ankunft des alten treuen Kammerdieners Gottfried auf das Pünktlichste für ihre junge Gräfin zu sorgen, die sie unter der Obhut des alten Gottfried, der ja in wenigen Stunden erscheinen mußte, auf das Sicherste bedient und beschützt wußte.

Und da Amelie ihr das Versprechen abgenommen hatte, ihr auf den Fall, daß die Aebtissin schnell genesen und ihrer nicht mehr bedürfe, doch noch nach Berlin zu folgen, so milderte dies den Abschied, der Beiden herb ankam.

»Alles, was Gott schickt,« sprach Louise bewegt, »muß dem Guten zum Besten dienen, wenn es auch schwer ist. Habe guten Muth, meine Tochter, in wenig Stunden bist du bei deinem Vater, und wir sehen uns wohl bald wieder.«

So rollte Louisens Wagen durch das Burgthor. Noch war keine halbe Stunde verflossen, und Amelie konnte ihn auf der Chaussee vor ihrem Fenster nicht mehr unterscheiden, die weit hinaus durch das Thal in die Berge hinlief.

Da wurde ihr weh um's Herz, denn sie war so allein ja noch nie gewesen.

Horch! Horch! Das sind Kanonenschüsse!

Während Amelie sehnsüchtig nach ihres Vaters Wagen ausschaute, trat an demselben Morgen Onkel Bühl zu einer ungewöhnlichen Stunde in seiner Marie Zimmer.

Schon am vorigen Abende hatte er ihr die Besorgniß mitgetheilt, daß man in der Stadt einen Aufruhr befürchte. Große Haufen müssiger Menschen waren auf abgelegenen Plätzen zusammengelaufen, denen unbekannte Anführer mit großen Bärten, frechen Gesichtern und in Verkleidungen aller Art viel von Freiheit und Gleichheit vorgepredigt hat-

ten. Und anstatt daß jeder, der den Verstand auf dem rechten Flecke und ein Gewissen in seiner Brust hat, einsehen konnte, daß man gegen Gott sündigt, wenn man sich gegen den König und das Gesetz empört, welches Ruhe und Ordnung befiehlt, so war im Gegentheil Einer durch des Andern Geschrei und Unverstand immer nur wilder geworden.

Da ahnte Mimi's Mutter schon nichts Gutes, als Bühl so früh wieder zu Hause kam Er war von raschem Gehen erhitzt, und Marie sah ihm an, daß etwas Besonderes vorgefallen sein mußte.

»Was giebt es, bester Mann? sagte sie, ihm mit Hast entgegentretend. »Sie werden doch nicht — —«

»Liebe Marie,« entgegnete Bühl, »es steht traurig um Stadt und Land, wenn die Treuen und Braven nicht zusammen halten für das Recht und für den König. Der Aufruhr wogt durch die Straßen.«

In demselben Augenblicke hörte man draußen deutlich ein verworrenes Geschrei, und es fielen mehre Schüsse.

»O mein Gott,« rief Marie bleich, »was wird noch daraus werden? Und du? O, du gehst von uns!«

»Du sagst wahr, bestes Weib, heute weiß jeder brave Soldat, daß sein Platz da ist, wo es gilt, den König und das Recht zu vertheidigen.«

»Bester Bühl!«

»Man hat bereits Vorkehrungen getroffen, meine Compagnie wartet nur noch des Befehls, um die Aufrührer anzugreifen. Ich kam in der Hast, um dir noch das Wichtigste nur zu sagen.«

Marie war unfähig, ihm sogleich zu antworten.

»Meine Marie,« sagte Bühl, und schloß sie in die Arme, »du wirst muthig und gefaßt bleiben! Ich müßte dich nicht kennen. Gott wacht über uns!«

»Ja,« sprach Marie, »ich werde gefaßt sein, bester Paul, Gott wacht über uns.«

Mimi, die herzugelaufen war, als sie ihres Papa's Stimme ge-

hört hatte, hing sich jetzt an sein Knie, und sagte weinend: »o mein lieber, guter Papa, sie sollen dich nicht todtschießen, die bösen garstigen Menschen.«

Carl, der, als der Vater von Krieg und Soldaten sprach, seinen Säbel geholt hatte, warf diesen jetzt weg, und folgte dem Beispiel seiner Schwester.

Aber Bühl wußte die Kinder zu beruhigen. Er küßte sie, gebot ihnen zu ihren Beschäftigungen im andern Zimmer zu gehen, und benutzte die wenigen Augenblicke des Abschieds, mit der besonnenen Marie das Nöthigste für den Fall der Noth zu verabreden.

»Leb' wohl! leb' wohl! Gott mit dir! Gott mit euch!« das war Alles, was die beiden Menschen zum Abschiede sagen konnten. Und dahin ging Mimi's und Carl's Vater in den Kampf.

Es verging eine bange Viertelstunde. Horch! horch! — Das sind Kanonenschüsse! Die Glocken läuten Sturm!

Da zog es noch einmal an der Hausklingel. Alle laufen hin, da kommen Wilhelm und Hermann herein.

»O wie gut, daß ihr da seid!« ruft Marie. »Umsonst zerbrach ich mir den Kopf, wie ich euch herbringen lassen könnte. Ich konnte euch Niemand schicken — erzählt, erzählt, wie stehts draußen? wie kamt ihr durch?

»Der Director hat alle Schüler zu Hause gehen lassen, beste Tante,« sagte Wilhelm. »Hermann's Vater kam in Eile zu uns, und hat uns durch die Seitengassen bis vor's Haus gebracht. Er würde mit heraufgekommen sein, aber es wartete Jemand von der Regierung auf ihn, der ihn eiligst dahin holen sollte.«

»Er läßt dich bitten, Tantchen,« sagte Hermann, »mir zu erlauben, bei dir zu bleiben. Ach, aber ich bin dir wohl zur Last.«

»Nein, mein Hermann,« antwortete Marie, und reichte ihm die Hand. »Im Gegentheil, ihr seid mir tröstlich. Aber versprecht mir, vorsichtig und vernünftig zu sein, es mag da kommen, was da will.«

»Du kannst dich darauf verlassen, meine Tante,« erwiderte Wilhelm, der seit dem Vogelschießen viel bescheidener und nachdenkender geworden war.

Die Beschreibung aber, welche die Knaben von dem machten, was sie auf ihrem Gange durch die Straßen gesehen, war nicht gemacht, um Mimi's Mutter zu beruhigen.

Große Haufen wild schreiender Männer waren beschäftigt, Barrikaden zu bauen, wozu ihnen aufgerissene Pflastersteine, umgestürzte Wagen, Eisengitter und Alles, dessen sie habhaft werden konnten, dienen mußte. Dadurch wollten sie den braven Soldaten den Weg versperren, die auf Befehl des Königs Ruhe stiften sollten. Die bösen Menschen hatten sich Flinten und Kugeln verschafft, erstiegen die Dächer der Häuser, schossen auf die Straßen und in die Fenster, auf Soldaten und unschuldige Einwohner, sie versuchten, die Häuser in Brand zu stecken.

»Horch! Das sind Kanonenschüsse!« sagte Wilhelm. »Ich hörte schon auf der Straße das Schießen, aber es kommt näher.«

Und in dem Augenblicke folgte dem Donner des Geschützes ein Prasseln und Krachen, daß die Fenster zitterten und das Haus zu erbeben schien.

Bühl hatte Marien beim Abschiede empfohlen, sich und die Kinder durch die Eisenbahn in Sicherheit zu bringen, sobald die Gefahr größer werde, und ehe sie vielleicht ganz verhindert sei, das Haus zu verlassen.

Das hatte Marie ihm auch versprochen, aber die Angst um ihn hielt sie immer noch zurück, da sie, wenn er verwundet sein sollte, es doch eher hier für möglich hielt, ihm beizustehen, als wenn sie die Stadt verlassen hätte.

Es war ihr bei jedem Schusse, als sähe sie ihren Bühl getroffen niedersinken! Sie war wie gebannt an den Ort so vieler Schrecken. Aber dennoch hielt sie das Versprechen, welches sie ihrem Bühl gegeben hatte, muthig und gefaßt zu sein.

Obgleich blaß und zitternd, saß sie nicht etwa da, und rang die Hände. Wilhelm und Hermann mußten ihr helfen, einige kostbare Sachen so gut als möglich in Sicherheit zu bringen. Sie nahm die Baarschaft zusammen, welche in Bühl's Schreibtisch vorräthig war, nähte das Geld in eine Tasche, welche sie, wenn es etwa sein müßte, an sich zu tragen beschloß, und packte die nöthigsten Kleidungsstücke und Wäsche für sich und die Kinder in ein leicht zu transportirendes Mantelsäckchen auf den Fall einer schnellen Flucht.

Es war Mittag vorüber, als sie mit Allem fertig war, und noch war kein Bote von Bühl erschienen, den er ihr sobald als möglich zu senden versprochen hatte.

Das Mittagsessen, welches sie für die Kinder von den noch vorhandenen Vorräthen des kleinen Haushalts hatte auftragen lassen, stand fast unberührt, denn außer Carl hatte der Gedanke der Gefahr und die Sorge um die abwesenden Väter der Kinder, Allen die Kehle beim Essen wie zugeschnürt. Mimi, die schon groß genug war, um die Angst ihrer Mutter um den Vater zu verstehen, hatte Wilhelm umsonst versucht, zu beruhigen, indem Hermann den kleinen Carl beschäftigte, um seiner Mutter Freiheit zu den nöthigen Besorgungen zu lassen.

Aber nun war Alles besorgt, und da die arme Frau sich ermüdet niedersetzte, und vergebens auf die Klingel horchte, die kein Bote zu ziehen kam, und der Donner der Kanonen, das Läuten der Sturmglocke, das unheimliche Geschrei der Kämpfenden auf den Straßen mit immer wachsender Angst an ihr Herz schlug, so trat die Gefahr ihres geliebten Bühl und ihrer Kinder immer lebendiger vor ihre geängstete Seele.

Sie verließ auf einen Augenblick ihre Kinder, und ging in ihre Kammer. Da warf sie sich in ihrer Angst auf die Knie und betete inbrünstig zu Gott.

»Vater im Himmel,« sagte sie, »laß mich dir vertrauen, auch in dieser großen Noth! Dir, der du mächtig bist im Himmel und auf

Erden! Beschütze, o beschütze das Leben meines treuen Bühl, erhalte meinen Kindern den Vater! Aber nicht wie ich will, sondern dein Wille geschehe!«

Und siehe, meine kleine Rosa, da ward es in Mariens Brust still, und die Angst wich aus ihrer Seele. Betest du nicht auch zu Gott alle Tage, und weißt, wie wohl dir dabei ist? Aber es giebt einen alten schönen Spruch, der heißt: »Je größer die Noth, desto näher ist Gott!« Das heißt, wenn du große Noth hast, und weißt nicht aus noch ein, und hältst dich an Gott, und rufst zu ihm wie ein Kind zu seinem Vater, so giebt er dir seine Kraft, daß du sie fühlst und getröstet wirst.

Siehe, Marie stand auf, und obgleich die Kanonen noch donnerten, so hatte doch das Gebet ihr Kraft und Ruhe gegeben. Da stand Mimi hinter ihr, die ihr nachgelaufen war, und da sie ihre Mutter beten hörte, auch ihre Händchen gefaltet hatte, um für den lieben Vater mit zu beten zu Gott im Himmel. Und Marie nahm sie in ihre Arme.

Da plötzlich ging die Hausklingel.

Wer Füße hatte, eilte an die Hausthür. Aber Marie wehrte den Knaben mit Besonnenheit, sogleich zu öffnen. Als jedoch auf ihre Frage, wer ist da? die Stimme ihres Diener Friedrich antwortete: »ich bin's,« und sie durch's Schlüsselloch sein redliches Gesicht gewahrte, öffnete sie hastig, und der von Staub und Schweiß bedeckte Friedrich schlüpfte flugs hinein, indem er die Thür hastig hinter sich zu schlug.

»Friedrich! Friedrich!« riefen Alle durch einander. »Was macht der Vater? Wo hast du den Onkel gelassen? Friedrich, bester Friedrich, wo ist mein Mann?«

»Der Herr Hauptmann ist noch unversehrt und wohlauf, Gottlob!« sagte Friedrich eilig, »er sendet mich zu Ihnen, gnädige Frau, um Ihnen den Zettel hier zu bringen, und Ihnen zu sagen, Sie sollten nicht säumen, das zu thun, was er mit Ihnen besprochen habe.«

»Komm herein, Friedrich, ruhe dich ein wenig, iß und trink, und sage uns, wie es gegangen, und was unser Herr hofft.«

»Ausruhen darf ich nicht,« antwortete jener, »in fünf Minuten muß ich wieder auf meinem Posten sein, ich bin nur in der Hast durch die Hintergäßchen hergerannt. Mein Herr grüßt die gnädige Frau, es gehe scharf her, läßt er sagen, aber er sei guten Muthes, Sie sollten es auch sein.«

»Nun so schütze Euch Gott,« sagte Marie, und holte in Eile einige Erfrischungen herbei, womit sie Friedrich's Taschen füllte.

»O, kommt gesund wieder, bringe deinen Herrn bald zurück!« sagte sie mit zitternder Stimme. Und alsbald war Friedrich verschwunden.

Marie schlug den Zettel auseinander, auf dem Bühl mit Bleistift geschrieben hatte:

»Es ist ein heißer Tag, meine Marie! Fritz und ich sind aber noch unverwundet, der brave Junge hält tapfer neben mir aus, unsere Mannschaft weicht nicht, wenn auch die Kugeln von den Dächern ihnen um die Ohren sausen. Aber doch ist es hohe Zeit für Euch zu thun, was wir verabredeten. Verlaß so schnell als möglich die Stadt mit dem nächsten Bahnenzuge. Geh getrost, sorge dich nicht um mich; im Fall der Noth ist Fritz in meiner Nähe, wir werden einander nicht verlassen. Küsse meine Kinder, eile! Dein Bühl.«

Marie küßte die lieben Zeilen mit Rührung.

Da kam Wilhelm gesprungen, der gegangen war, um durch ein kleines Fenster im Treppenhause zu lauschen, was in der Straße für ein neuer Lärm entstehe?

»Tante,« rief er, »in der nächsten Straße lodern die Flammen aus dem Dache des Eckhauses. Der Haufen davor schreit: Soldaten heraus, wenn ihr nicht feige Memmen seid! Sie glauben, daß sich Soldaten darin versteckt halten, deshalb haben sie das Haus angesteckt.«

»Nun dann,« sprach Marie, »so müssen wir unser Heil versuchen,

den nächsten Bahnhof zu erreichen. Ihr Knaben, es gilt, muthig und vorsichtig zu sein. Thut genau und schnell, was ich euch sagen werde, und Gott stehe uns bei!«

Sie theilte jetzt den beiden Knaben in kurzen Worten ihren Plan mit.

Der Bahnhof war von der Straße, welche Bühl's bewohnten, nur durch einen freien Platz getrennt, auf welchem bis jetzt keine Barrikaden errichtet waren, und der entfernter von dem eigentlichen Tummelplatze der wilden Rotte lag. Man konnte auf eine Seitenstraße durch den Hof gelangen.

Wilhelm wurde ausgesandt, um sich zu überzeugen, ob diese Straße zu durchwandern sei? Unterdessen versorgte Marie die Kleinen mit warmen Kleidern, nahm einigen Mundvorrath, um ihren Hunger stillen zu können für den Abend, trug Dore auf, das Mantelsäckchen dicht hinter ihr her zu tragen, indessen sie selbst Carl auf die Arme nahm.

So stand die kleine Karavane zum Abzuge bereit, als Wilhelm zurückkam.

»Die Straße ist frei von Barrikaden, liebe Taute,« sagte er Athem schöpfend, »und obgleich auch dort Leute hin und her laufen, so wird man doch nicht aufgehalten. Es ist aber die höchste Zeit, daß wir gehen, um vier Uhr geht der Dampfwagen zum letzten Male, hörte ich sagen, es ist drei Viertel auf Vier Uhr.«

»Geschwind!« sagte Marie; »Wilhelm und Hermann, ich vertraue euch Mimi an. Geht dicht und still vor mir her, Dore bleibt neben mir. Ihr nehmt Mimi in die Mitte, ich verlasse mich auf Mimi, daß sie ihre Furcht überwindet, nicht schreit, nicht weint, und sich verständig von Wilhelm und Hermann führen läßt.«

Eilig traten sie aus der Thür, welche Marie mit doppeltem Schlüssel verschloß, den sie zu sich steckte. Leise und schnell gingen sie die Treppe hinab, entkamen glücklich durch eine Seitenhalle des Hauses bis

zum Hofe, so daß die Barrikadenmänner, welche vor der Thür nach der Straße Wache hielten, sie nicht gewahr wurden; so erreichten sie die Nebenstraße. Alles geschah, wie es Marie geordnet. Mimi konnte, durch Wilhelm's und Hermann's Unterstützung, mit ihnen Schritt halten, Marie, deren Augen ihnen mit hochklopfendem Herzen folgten, folgte ihnen dicht mit Carl auf den Arm, Dore keuchte nebenher mit dem Gepäck.

Sie waren noch nicht weit in der Seitenstraße gegangen, als das Gedränge zunahm. Das Gekrach des Gewehrfeuers schien näher zu kommen, und die Menschen suchten hier einen Ausweg, da sie sich in der größeren Straße nicht mehr sicher glaubten.

Marie rief den Knaben zu, sich nicht von ihr trennen zu lassen, was ihnen auch bis zu dem Ausgange auf den freien Platz gelang. Mimi hielt sich mäuschenstill, Hermann und Wilhelm schützten sie vor Stößen, indem sie selbst manches blauen Fleckes nicht achteten. Carl schmiegte sich dicht an der Mutter Brust, man konnte einander nicht mehr verstehen vor dem Lärm.

Indem rasselte ein Karren mit Schrot und Kugeln vorbei. Marie war dadurch nebst Dore gezwungen zurückzubleiben, während die Knaben mit Mimi vorwärts gedrängt wurden.

»Platz da!« schrie der Karrenführer mit einer Bärenstimme. »Ihr unnützes Pack! macht Platz für Schrot und Blei, daß die Barrikadenfechter den Soldaten das Garaus machen.«

Marien lief es kalt über. Schweigend suchte sie Doren nachzukommen, welche versuchte, zu den Knaben durchzubrechen.

Aber ehe sie dieselben zu erreichen vermochten, kam ein neuer Haufen vom Platze her. Sie trugen blaue Blousen, rothe Schärpen, Mützen mit allerlei Abzeichen, hatten ein wildes und drohendes Ansehen, und schrieen und lärmten durch einander.

»Nieder, nieder mit den Offizieren,« rief der Eine. »Fangt sie ein, schießt sie nieder.«

Wilhelm's Blut kochte in den Adern, als er das hörte, und an Onkel Bühl und Fritz und an die braven Offiziere dachte, die im Kampfe waren. Er hätte gern darauf geantwortet, aber er dachte an seiner Tante Angst um Mimi, welche sie ihm anvertraut, und schwieg.

»Sieh, sieh!« schrie wieder Einer aus dem Haufen. »Das sind Offizierskinder, ich wette. Die wollen durchschlüpfen, das wäre so etwas. Die Dame gehört zu ihnen, das sind Flüchtlinge.«

»Ich kenne die Frau, es ist die Frau eines Offiziers,« murmelte ein Anderer, »sie gehören zusammen, fort mit dem Pack!«

Da strengte Marie ihre letzten Kräfte an, um zu Mimi durchzubringen, und doch gelang es ihr nicht.

Zugleich jedoch machte sich ein auffallend großer Blousenmann Platz durch den Haufen, und sagte mit einer Donnerstimme:

»Halt da! meine Herren! keine Gewaltthat gegen Weiber und Kinder! Sie vergessen, daß die Blousenmänner nicht gegen Weiber fechten!«

Diese rauhen Worte klangen den armen Flüchtlingen wie Musik. Zwar sah der Sprecher furchtbar aus; ein schwarzer Bart hing von dem geschwärzten Gesichte bis auf seinen Gürtel herab, er blickte wild um sich, trug einen scharfen Speer in der Hand, Pistolen an der Seite, und seine Donnerstimme drang durch den tobenden Lärm.

»O mein Herr,« sagte Marie zitternd, indem sie Carl in die Höhe hielt. »Sie denken gewiß zu großmüthig, als daß Sie nicht hülflose Kinder und Frauen in der Gefahr beschützen würden.«

»Es soll Ihnen nichts widerfahren, Madame,« entgegnete der gewaltige Mann. »Meine Herren, lassen sie die Frau mit den Kindern ihrer Wege ziehen, ich verbürge mich für sie, daß sie nicht in die Stadt zurückkehren.«

Da wichen die Andern zurück; dieser Blousenmann, der gerade am fürchterlichsten aussah, schien bei der ruchlosen Bande in besonderem An-

sehen zu stehen. Man machte den Flüchtlingen Platz, und der Blousenmann machte sich's zum Geschäft, die armen Geängstigten bis hinaus auf den freien Platz zu geleiten.

»Wer Sie auch sind, mein Herr,« sagte Marie, und zog ihren Beutel, haben Sie Dank, daß Sie sich unserer Angst erbarmten. Gestatten Sie mir, Ihnen meinen Dank zu beweisen.« Und sie reichte dem Mann einen blanken Thaler.

Aber der Blousenmann weigerte sich, ihn zu nehmen.

»Gehen Sie mit den Kindern, wohin Sie wollen, beeilen Sie sich aber. Nicht alle Blousenmänner denken wie ich, das haben Sie gesehen. Ein ächter Blousenmann ficht gegen andere Feinde, als gegen Wehrlose.«

Und damit verlor er sich wieder unter der Masse.

Marie aber und ihre kleine Schaar nahm sich nicht die Zeit, über den wunderlichen und furchtbaren Mann nachzudenken, der zwar Wehrlose beschützt hatte, aber dennoch zu seinen heillosen Kameraden zurückkehrte, um in der armen Stadt Berlin zu sengen und zu brennen, und wider die ersten Gesetze zu sündigen, die ein vernünftiger und guter Mensch befolgen soll. So wunderbar und schlecht handeln leider die Menschen nur zu oft.

Hastig schritten die Flüchtlinge nun dem Bahnhofe zu. Ein glücklicher Zufall wollte, daß Marie einem der anwesenden Bahnhofsbeamten bekannt war. Dieser verhalf der geängsteten Frau freundlich zu den nöthigen Plätzen, und Alle athmeten freier als die Locomotive anrückte und sie mit Blitzesschnelle aus der Nähe so viel grausigen Lärmens wegführte.

Was giebt's auch da draußen vor dem Schlosse?

Ihr erinnert euch doch noch, meine lieben Kinder, wie Amelie nach Louisens Abreise im Schlosse zurückblieb, um die Equipage des Grafen zu erwarten?

Des andern Morgens hatte sie früher ausgeschlafen als gewöhnlich. Die Erwartung einer angenehmen Reise hatte sie erweckt, und Lisette wurde von ihr zur Eile ermahnt, um bei Ankunft des Wagens sogleich zur Abreise bereit zu sein.

Es konnte ihr bei der Ungeduld, welche sie hatte, nach Berlin zu kommen, nichts schnell genug gehen. Hastig fuhr sie in ein leichtes Reisekleid von schottischem Taffent hinein, tanzte im Zimmer umher bei dem Gedanken, baldigst lustig abzufahren, und glaubte in jedem Augenblicke, den Wagen in den Schloßhof rollen zu hören.

Wohl zehnmal klingelte sie nach Lisetten, um ihr noch Dies und Jenes aufzutragen, und da sie die Ungeduld plagte, konnte jene niemals schnell genug herbeieilen, um ihre Befehle auszurichten, die sie mitunter im nächsten Augenblicke widerrief.

Da nun das Mädchen beschäftigt war, die Koffer und Packete mit Johann herunterzuschaffen, der auch noch nicht recht Bescheid wußte, da er erst kürzlich in des Grafen Dienste getreten und noch zum Bedienen ziemlich ungeschickt war, so verdroß es Lisette, von ihrer Herrin selbst fortwährend in den Geschäften gestört zu werden, zu denen sie das Mädchen mit so viel Ungeduld antrieb.

Und doch, kaum war sie eben die Treppe hinunter, so hörte sie Amelie schon wieder schellen.

»Wo bleibst du nur schon wieder so lange?« rief Amelie ihr unfreundlich entgegen. »Siehst du nicht, daß hier noch meine Schatulle stehen geblieben ist? Daß mein Reiseetui noch nicht geschlossen ist? Daß du meinen Mantel und Hut noch aus der Garderobe zu holen hast?«

»Ich weiß es wohl, Gräfin,« erwiderte Lisette, »aber haben Sie doch nur ein wenig Geduld, Sie sehen, daß man nicht Alles auf einmal tragen kann. Auch hat es noch gar keine so große Eile, denn die Equipage des Herrn Grafen ist noch nirgends zu sehen.«

»Das ist nicht deine Sache,« rief Amelie mit Unwillen, »wenn Du nur fertig bist. Aber es ist dir wenig gefällig, eine Sache schnell zu besorgen. Ich will nun aber, daß es heute Morgen rasch geht.«

Lisette, die noch nicht von den Füßen gekommen war, antwortete geärgert:

»Gräfin, ich thue mein Möglichstes, aber haben Sie auch nicht so viel Ungeduld.«

Da vergaß Amelie die guten Lehren der braven Stiftsdame ganz. Wer keinen, auch vernünftigen Widerspruch ertragen kann, der beleidigt Andere oft ungerecht.

»Oho,« rief sie aufgebracht, »meine Ungeduld soll wohl an deiner Langsamkeit schuld sein? Sieh doch! Du solltest nicht vergessen, Lisette, daß man in Berlin geschicktere Mädchen haben kann, als du bist, wenn es dir nicht gefällig ist, so zu thun, wie man dir sagt.«

Lisette war im Begriff, etwas zu erwidern, als Johann eintrat, um mit ihr die letzten Packete fortzuschaffen, indessen Amelie in das anstoßende Zimmer lief, um die Landstraße nach ihrem Wagen zu überschauen.

»Was haben Sie denn schon wieder mit der Comteß vor,« fragte

Johann Lisetten, indem sie die Koffer hinunter trugen. »Sie sehen ja so roth aus, wie der Kragen von unserm Truthahn.«

»Ach, das geht Sie nichts an, Johann,« antwortete Lisette mit weinerlicher Stimme; »aber es ist gar nicht mehr auszuhalten, seit Fräulein Stiftsdame uns verlassen hat.«

»Ja, ja,« sagte Johann, »ich will's glauben. Aber warum lassen Sie sich so ungerechte Schelte gefallen? Ich wüßte, was ich thäte.«

»Nun? was denn?«

»Lisette, einer guten Herrschaft sieht man gern Alles an den Augen ab, und thut seine Schuldigkeit, wo man kann. Aber wenn die Comteß sich einbildet, daß ich ihr ein treuer Diener sein werde, wenn sie mich täglich anfährt, mich, der ich auch nicht von der Straße aufgelesen bin, so irrt sie sich. Da ist sich jeder selbst der Nächste.«

»O,« sagte Lisette und weinte, »wäre ich doch noch bei meiner vorigen Herrschaft, so etwas ist mir dort nicht geschehen.«

Indessen sah sich Amelie die Augen beinah aus, und Stunde um Stunde verging, ohne daß der Wagen auf der Heerstraße zu sehen war.

Amelie hatte keine große Lust, nach dem was geschehen, Lisetten wieder herauf zu klingeln, und suchte sich, einsam wie sie war, die Zeit damit zu vertreiben, daß sie das weite Schloß durchwanderte, um bald von dieser, bald von einer andern Seite nach dem Wagen zu sehen.

Da ward es ihr um so unheimlicher zu Sinn, als die Sonne sich verkroch, der Wind Wolken aufjagte, und die Gegend immer dunkler und trüber ward.

Es mochte bald um Mittag sein. Amelie konnte es nicht mehr ertragen, und schellte nach Johann.

Dieser erschien, aber langsam und mit verstörter Miene.

»Hast du noch nichts von meines Vaters Diener, dem alten Gottfried, gesehen?« fragte sie mißmüthig. »Du bist am Ende nur nachlässig,

mir den Wagen anzumelden? Wahrscheinlich ist er von der Wasserseite her schon im Schloßhofe angekommen? Wie?«

»Verzeihen, Comteß,« antwortete Johann, »es ist noch kein Pferdehuf zu sehen gewesen, geschweige denn die Equipage. Und am Ende wird sie auch ganz wegbleiben, heute.«

»Was redest du da?« fragte Amelie. »Woher solltest du wissen, daß sie nicht käme? O ich habe keine Angst darum! Mein Papa hält, was er verspricht.«

»Das will ich nicht sagen, daß er das nicht thäte, der Herr Graf,« erwiderte Johann.

»Nun, was schwatzest du denn da für ungewaschnes Zeug, Johann, und schneidest so ein erbarmungsvolles Gesicht?«

»Comteß,« fuhr Johann jetzt heraus, »es sieht schlecht aus um uns herum. Es steht zu vermuthen, daß wenn auch der Graf die Equipage abgeschickt hat, sie doch nichts weniger als ankommen kann.«

»Mein Gott, wie so?« rief Amelie verwundert, »woher weißt du das?«

»Es standen vorher ein Paar Bursche aus dem nächsten Dorfe vor'm Schloßhofe, sie waren heute Nacht von Berlin weggegangen. Die sagten —«

»Nun? was sagten sie?«

»In Berlin geht Alles drüber und drunter, die Königlichen schießen auf die Aufrührer, und die Aufrührer wehren sich wie die wilden Thiere. Es brennt an allen Ecken.«

Amelie erschrak so sehr, daß sie stumm blieb.

»Die Comteß sind auch nicht etwa gut aufgehoben hier im Schlosse,« fuhr Johann mit wichtiger und einfältiger Miene fort. »Die Burschen wollten wissen, daß es in allen Städten und im ganzen Lande zum Aufruhr kommen würde, na, und —«

»Und,« sagte Amelie mit zitternder Stimme, »was und? Sage es nur heraus, was du weißt?«

»Ja, die jungen Kerle sprachen allerlei; sie meinten, es würde noch bunt hergehen hier bei uns. In Hochstadt und überall solle es bald eben so losgehen, wie in Berlin.«

Das junge Mädchen war bei diesen Worten bleich geworden, wie der Tod.

»Aber, mein Gott,« rief sie aus, »was werden wir denn machen, wenn der Wagen nun ausbleibt, Johann?«

Aber Johann stand da mit einem einfältigen Gesicht, was eher darauf schließen ließ, daß er um seine eigene Person mehr in Furcht sei, als um die Comteß.

Und wir müssen bekennen, kleine Rosa, daß die arme Amelie sehr betrübt dran war. Sie wußte sich in dieser Noth keinen andern Rath, als sich an die Leute um Hülfe zu wenden, welche so oft und eben noch ihre Laune und Unfreundlichkeit erfahren hatten.

»Johann, lieber Johann,« sprach sie, »ich bitte dich, geh' hinaus auf den Weg nach der Wasserseite, schaue dich nach allen Seiten um, ob der Wagen nicht zu erblicken ist. Schicke doch einen Boten nach dem Gasthause auf der Heerstraße, welches eine Stunde weit von hier ist, vielleicht hat Gottfried den Pferden dort noch Futter geben lassen. Er soll schnell kommen, recht schnell! Aber komm so geschwind wieder, Johann, als möglich! Bleibe ja nicht lange aus!«

Johann machte sich auf seiner Herrin Gebot fort, und Amelie blieb unter tausend Aengsten noch einmal allein.

Nachdem sie unentschlossen bald hier, bald dorthin lauschte und gelaufen war, um irgend wie zu erfahren, was sich unten im Schlosse zutrage, stand sie an der Klingel still. Sie, die heute Morgen noch wohl zwanzig Mal nach Lisetten klingelte, wagte jetzt kaum noch einmal nach dem Mädchen zu schellen, die sie um so ein Garnichts beleidigt hatte, und

von der es ihr in dem Augenblicke des Bedürfnisses sehr ungewiß vorkam, ob sie auf die so manches Mal aus Laune und Eigensinn gezogene Klingel hören werde.

Aber allein zu bleiben in großer Seelenangst, das erträgt nur der mit gefaßtem Muthe, welcher gelernt hat, sich muthig selbst zu helfen. Das hatte die arme Amelie nun niemals gelernt.

Sie zog also die Klingel und, siehe da! Lisette kam, allein eben so blaß und verstört, als ihre Herrin selbst es war.

Sie trug eine kleine Schüssel und etwas Brod herbei, welches sie auf den Tisch setzte.

»Was ist der Gräfin gefällig?« fragte sie mit einem ruhigen aber kalten Tone. »Ich dachte, Sie würden hungrig sein, denn es ist schon lange Mittag vorbei, darum bringe ich etwas Essen mit. Besseres war nicht in der Küche zu haben, denn weder Koch noch Küchenmädchen sind zu finden.«

Es rührte Amelie, daß Lisette an ihr Essen gedacht hatte.

»Ach ja, Lisette,« sagte sie, »wenn ich essen könnte. Aber ich bin so angst. Hast du keinen Wagen erblickt? Kam Johann noch nicht zurück.«

Aber Lisette verneinte beides, und wußte nur zu wiederholen, was Johann der Gräfin bereits berichtete.

Amelie versuchte etwas zu genießen, aber sie vermochte es nicht. Kaum reichte sie Ami, welcher wedelnd an ihr hinaufsprang, einige Bissen. Der arme Hund hatte sich bis jetzt kaum aus seinem Winkel an seine Herrin herangetraut, deren unruhiges Wesen ihn zu ängstigen schien, als ob er die nahe Gefahr witterte. Amelie beachtete ihn nicht, und so schlich Ami wieder dahin, woher er gekommen war, indem er von Zeit zu Zeit ein trauriges Geheul ausstieß.

Allein Lisette schien sich in Amelie's Nähe auch nicht wohl zu befinden. Ein Geräusch, welches sich unten im Schlosse erhob, nahm

sie zum Vorwande, nachzusehen, was es gebe, und war aus der Thür verschwunden.

»Komm wieder, und sag' mir, was es giebt,« rief Amelie ihr nach.

Unruhig trat sie an's Fenster. Der regnigte Tag erhellte sich eben, da es Abend ward, und die Heerstraße und der Garten waren von einem Strahl der untergehenden Sonne beleuchtet.

»Ob ich es wage, in den Garten zu gehen?« dachte Amelie. »Die schöne Luft würde mich erfrischen, ich kann ja über die kleine Treppe hinter der Garderobe nach dem Garten gehen.«

Gesagt, gethan. Sie nahm Shawl und Hut, und ging zur Garderobe. Schon im Begriff, hinunter zu steigen, erhob sich aber plötzlich ein Geschrei im Schloßhofe, und Amelie rannte erschreckt zu ihrem Wohnzimmer zurück, in der Hoffnung, Lisette dort anzutreffen. Das Zimmer war aber leer. Amelie erblickte jetzt auf der Heerstraße statt des ersehnten Wagens einen Haufen wilder Gesellen, welche, mit Knüppeln, Flinten und Spießen bewaffnet, auf das Schloß zu kamen.

Johann, der es in seiner Einfalt richtig prophezeit hatte, dachte jetzt an nichts, als an die Prügel oder Flintenstöße, welche ihm zu Theil werden könnten, wenn die wilde Rotte ins Schloß dringen sollte. Er war eben in Begriff, das Reißaus zu nehmen, um sich in einem Schlupfwinkel des Schlosses zu verbergen.

Da rannte Lisette herzu.

Dem Mädchen schlotterten die Glieder vor Furcht.

»Was?« rief Johann; »Sie sind noch da? Nun, das nenne ich toll! Ich denke, Sie sind längst zum Loche hinaus. Was machen Sie denn noch hier? Die Spitzbuben werden Ihnen bald die Lust vertreiben, im Schlosse zu sein. Adje! ich gehe meiner Wege! Mich sollen sie nicht kriegen.«

»O daß Gott sich erbarme!« rief Lisette athemlos. »Johann! so warten Sie doch einen Augenblick, Johann! Gehen sie doch zur Gräfin

hinauf, wir können sie doch nicht ganz allein lassen — holen Sie sie doch herunter, Sie haben ja schnellere Füße als ich, die meinigen sind wie Blei.«

»Ich soll jetzt hinauf zur Gräfin? Was liegt mir an der launigen Gräfin? Sie können viel eher zu ihr hinaufsteigen, was werden die Freischärler euch Weibern gerade thun? Wenn sie mich erwischen, so geht's mir an den Hals. Und wenn ich Ihnen rathen soll, so fackeln Sie nicht lange, Jüngferchen, thun Sie was Sie wollen.«

Und im Umsehen war Johann fort, daß man nicht wußte, welcher von allen vier Winden ihn weggeblasen hatte.

Lisette stand einen Augenblick und überlegte. Sie wollte hinaufsteigen, sie wollte — sie wußte vor Schrecken nicht mehr was. Hätte sie Amelie geliebt, sie wäre die Treppe hinaufgestiegen.

Horch! welch gräßliches Geschrei! Das Schloßthor kracht! Die Freischärler dringen herein! —

Lisette hatte den Kopf verloren, auf und davon rannte sie durch die langen Gänge des unteren Schlosses, wer weiß, wohin!

Amelie, die arme Amelie hörte alsbald dasselbe Geschrei, denselben Knall. Dabei ergriff sie das Entsetzen! Sie rannte der großen Treppe zu, rief laut nach Lisetten, Johann, nach allen übrigen Schloßdienern, welche sonst dort aus- und eingingen — Niemand antwortete als das tobende Geschrei im Schloßhofe. Da kehrte sie eilends wieder um, schlug die Thür ihres Zimmers zu und verriegelte sie, an allen Gliedern zitternd. Sogleich kam ihr aber der Gedanke, daß weder Schloß noch Riegel wider das Anstürmen der Bösewichter helfen würden, und daß noch so mancher Zugang zu den Zimmern im obern Schlosse unverriegelt geblieben.

Was thun? wie konnte sie entkommen?«

Da fiel ihr der große Gartenschlüssel in die Augen, den sie gestern noch benutzt hatte, um in den Feldern außerhalb des Gartens spazieren

zu gehen. Zufällig lag er noch da, und dieser Zufall bot dem armen Kinde Rettung. Rasch ergriff sie den Schlüssel, stürzte der geheimen Treppe zu, war im Hui die Stufen hinunter, lief wie mit brennenden Sohlen durch den Garten bis an die Hinterthür. Mit zitternder Hand steckte sie den Schlüssel ins Schloß, die Pforte ging auf, Amelie warf sie hinter sich zu, und stand athemlos still, draußen in der schon eingetretenen Nacht.

Die Flucht.

Draußen war sie allerdings! — Die Gartenthür wieder ins Schloß geschnappt, und der Gedanke, daß kein Verfolger sie sogleich erreichen werde, löste von des geängstigten Mädchens Seele die Todesangst, die sie empfunden, daß ihre Augen übergingen, und sie laut weinte.

Aber damit war noch wenig geschehen. Es war leicht zu begreifen, daß Amelie hier nicht verweilen konnte, da das Schloß und seine Umgebung von Freischärlern wimmelte. Ein frischer Herbstwind jagte die Wolken vor dem Monde her, der nur dann und wann die Gegend erhellte, indessen der trübe Himmel nicht aufhörte, mit Regen zu drohen.

Wie wir schon gehört, hatte Amelie nur Shawl und Hut in der Eile ergriffen, und war wenig gewöhnt, dem Winde einer Herbstnacht Trotz zu bieten.

Und dennoch mußte sie fort! Zu Fuß und einsam fort, statt in dem bequemen Wagen des Grafen dem von ihr noch heute Morgen geträumten Vergnügen in Berlin entgegen zu fahren.

Aber wohin?

Das war die zweite Frage, welche sie rathlos ließ. Wer würde sich ihrer rings in der Gegend sogleich annehmen? Hatte sie sich so gute Freunde erworben?

O, wie arm ist man nicht, wenn man sich in der Noth auf keinen Freund besinnen kann, der etwas für uns thäte!

Sie stand eine Weile trostlos und sann, wohin sie sich wenden solle? Da kam ihr plötzlich ein Gedanke —

»Ja,« rief sie, »sie wird sich meiner annehmen! ich muß versuchen, den Weg zu finden, ich bin ihn ja schon einige Male gefahren — bei der Mühle vorbei — ja, dessen erinnere ich mich — dann kommt man durch die Felder — dann bei dem Wäldchen vorbei — fort! fort!«

Ein wildes Schreien und Rufen, welches so eben ihr Ohr von der Seite des Schlosses her erreichte und aus dem Garten sogar zu kommen schien, gab ihr neue Kräfte. Eilig schlug sie den Weg um die Gartenmauer herum zur Mühle ein, den Damm entlang, und befand sich bald auf dem Feldwege, der einsam und abgelegen fortzog durch die Flur.

Eine geraume Zeit lang dachte die junge Flüchtige an nichts, als wie sie nur so schnell als möglich dem Haufen der wilden Freischärler entkommen möchte. Sie lief mehr als sie ging, indem sie sich von Zeit zu Zeit furchtsam umblickte, ob Niemand auf ihrer Spur sei. Trotz dem Winde, der über das Stoppelfeld ging, war sie aus Ermüdung gezwungen, sich auf einen Stein am Wege ein wenig zu setzen, wo der Feldweg auf eine ihr unbekannte Straße auslief.

Da schaute sie um sich her, und erkannte mit Schrecken, daß sie von hier ab den rechten Weg wohl kaum zu finden vermochte.

Bei dieser Wahrnehmung sank ihr aller Muth. Sie rang die Hände und schluchzte. Aber bald nöthigte sie ein sich nahendes Geräusch, sich zu fassen, um zu horchen. Es klang wie ein Fuhrmannskarren, der über den steinigen Weg langsam fortholpert, und bald erkannte auch Amelie, als gerade der Mond aus den Wolken trat, einen Mann in einem blauen Kittel, der im Straßenschmutz neben seinem Gaule hertrabte, indem er diesen mit dem bekannten Ausrufe von: Hütte! hotte! hü! zu einem schnelleren Schritte anzutreiben suchte. Er hatte Tonnen und einige Ballen geladen.

Zwar hielt die Furcht sie einige Augenblicke ab, ihre Gegenwart durch irgend eine Bewegung zu verrathen. Allein ein Fuhrmann war, gegen einen Freischärler gerechnet, ein Engel, ein Erretter, und Amelie sah wohl ein, daß sie etwas wagen müßte, wenn sie nicht in die noch größere Gefahr gerathen wollte, den Freischärlern in die Hände zu fallen.

»Junge! Hans!« hörte sie jetzt den Fuhrmann rufen. »Bleib nicht so weit hinten! Paß auf, daß vom Wagen nichts verloren geht, ob an den Rädern alles in Richtigkeit bleibt. Wir dürfen keinen Aufenthalt machen, die gottlosen Freischärler sind hinter uns. Wenn die unsere Tönnchen merken, werden sie nicht lange machen, bis sie die tollen Köpfe mit einem Morgentrunke von meinem Bittern vollends illuminiren.«

»Ja,« antwortete Hans, »da kann's uns noch schlecht ergehen obenein; haltet 'mal still, Vater, die Speiche von einem Rade ist lose.«

Der Fuhrmann hielt an.

Da stand Amelie auf, ging mit Zittern auf ihn zu, und sagte:

»O guter Mann, habt Erbarmen mit mir! Wer ihr auch seid, nehmt mich auf euren Wagen nur bis zum nächsten Orte, ich will's euch belohnen.«

Der Fuhrmann sah sich verwundert nach ihr um, und sagte brummend: »ei, was will denn das Lumpenpack auf der Straße? Man ist wohl froh, wenn man in einer solchen Nacht seinen eigenen Karren in Sicherheit bringt. Was geht's mich an?«

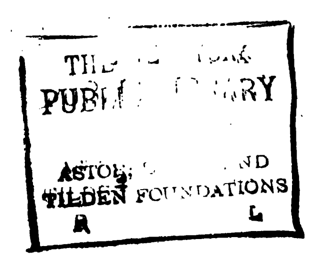
»Ich will euch gut belohnen,« sagte Amelie noch einmal, die erst im Augenblicke des Bedürfnisses nach Geld in ihre Tasche gegriffen, und zufällig gewahr wurde, daß sich in ihrer Börse ein Thaler befand, den sie vor einigen Tagen ohne an Vieles zu denken, hineingesteckt hatte.

Hans, der indessen herzugetreten war, sah den blanken Thaler in ihrer Hand glitzern, und betrachtete neugierig die junge Wandrerin.

»Vater,« flüsterte er dem Fuhrmann zu, »das ist was Vornehmes, sie hat Geld.«



Die Flucht.



Diese Worte und ein gewisses Mitleid, welches Amelie's bittende und zitternde Stimme dem Manne einflößte, thaten ihre Wirkung auf den Fuhrmann.

Er trat auf Amelie zu und sagte freundlicher: »Denkt Sie wohl, daß es meine Sach' ist, mich mit Frauenzimmern zu befassen, die Nachts auf den Straßen einherlaufen? Sie ist mir dazu verwünscht geputzt, und scheint mir das verdächtig.«

Aber Amelie nahm sich ein Herz und ließ sich nicht abschrecken. Sie hielt ihm den Thaler entgegen, sagte ihm, daß sie aus der Nachbarschaft sei, und habe fliehen müssen vor den Aufrührern, indem sie ihn dringend bat, sie nicht hier auf der Straße in ihrer Noth allein zu lassen.

Da nun zum Glücke unser Fuhrmann selbst seine Fässer zu retten hatte, daher auch kein guter Freund der Aufrührer war, und einen blanken Thaler für einen blanken Thaler ansah, so ließ er sich bereitwillig finden.

Mit Hansens Hülfe hob er die von Frost und Angst zitternde Amelie auf seinen Karren, wo sie mühsam einen Sitz zwischen des Fuhrmanns Tonnen fand, und siehe! der Karren knarrte langsam weiter mit seiner neuen Last, der jungen reichen Gräfin, dem armen Kinde, welches sich's nicht hätte träumen lassen, daß ein Fuhrmann sie, verlassen und zum Tode ermüdet, auf seinen Karren laden, daß dieser Karren sie von der Gefahr retten würde, in der sie von ihren eigenen Dienern verlassen worden war!

Im Hause.

An demselben Tage, von welchem wir so eben sprechen, wurde die Ruhe der Einwohner des Städtchens Hochstadt zwar nicht auf eine so furchtbare Weise unterbrochen, als es im Schlosse Sonnenfels der Fall war, allein es gab dennoch auch dort genug Anlaß zu Besorgnissen.

Leider war es im ganzen Lande unruhig. Die ruhigen und guten Bürger fürchteten die Bosheit der wilden Aufrührer, die das Hab und Gut derer zu verheeren und zu verbrennen drohten, die keinen Theil am Aufruhr nehmen mochten. Daher hatten sich manche Einwohner aus Hochstadt geflüchtet, manche auch waren schlecht genug, sich zu den Aufrührern zu gesellen, die wenigsten hatten den Muth, ruhig abzuwarten in ihren Behausungen, daß die braven Soldaten des Königs ihnen zu Hülfe eilen, und die Ordnung wieder herstellen würden.

An diesem Tage nun war es, als Mutter Rutheni gegen Mittag in der kleinen Küche von Georg Haland's Wohnung beschäftigt war, mit Annemarie für einige Tage im Voraus ein großes Stück Rindfleisch mit Gemüse zuzubereiten, um im Fall der Noth nicht ohne Nahrungsmittel zu sein.

»Hast du die Milch in den Keller getragen, Annemarie,« fragte sie diese mit ihrer gewohnten ruhigen Art, »die wir zu heute Abend haben wollen?«

»Ja, mein Mütterchen, und auch die frischen Eier, welche die Bauerfrau dir heute in der Angst verkaufte, daß sie die Aufrührer

austrinken könnten,« erwiderte Annemarie schelmisch, indem sie ihre langen glattgeflochtenen Haarzöpfe von der Schulter auf den Rücken warf, um sich bequemer zu einem Körbchen mit Aepfeln zu bücken, aus welchem sie einen nach dem andern vorlangte, und zu einem erfrischenden Apfelmuse für Onkel Haland zubereitete.

»Hüte dich, hüte dich, du lose Annemarie,« entgegnete ihr Mutter Rutheni, mit dem Finger drohend, »daß dir's nicht ähnlich wie jener guten Frau ergeht! Wir haben, Gott sei Dank, hier in unserer stillen Wohnung noch nicht gerade nöthig, so ängstlich drein zu sehen, wie die Leute im Städtchen drinnen, wo die wilde Schaar heute früh auf der Straße hinzog, und jedes Haus in Gefahr war, von ihr heimgesucht zu werden. Aber in unseren Tagen, Annemarie, muß man auf Alles gefaßt sein, das sage ich dir.«

»Nun ja doch, mein Mütterchen, ich will ja auch nicht lose sein. Aber warum sollte ich mich heute schon fürchten, da du und mein Onkel Georg doch selbst so muthig und gefaßt sind?«

»Ja, Annemarie, du weißt, wir haben Alles ruhig überlegt, und wenn man mit sich selbst einig ist, nach besten Kräften das Vernünftigste gewählt zu haben, so ist es unter allen Umständen das Beste, sich keiner Angst vergeblich hinzugeben, und auf Gott zu vertrauen.«

»Ja, und so lange du und der Onkel Muth haben, bin ich auch noch lustig, mein Mütterchen. Ihr macht's doch ganz anders, als unsere Frau Amtmannin! O, was hatte die gute Frau gestern für einen Jammer und eine Noth! und wer weiß, ob's ihr viel helfen wird, daß sie Hals über Kopf mit sammt der alten Barbara aufpackte, die vor Schrecken und Angst noch käsiger aussah, als unser frischer Kuhkäse, und ihr Haus verließ, um zu ihrer Freundin auf's Land zu fliehen. Hat wohl schon ein Aufrührer den Weg bis zu unserm versteckten Plätzchen gefunden? Sind wir hier nicht besser daran, als wenn wir nun auch im

Lande umherziehen müßten? Mutter, unsere Frau Amtmannin ist doch eine ganz unvernünftig verzagte Frau.«

»Es ist nicht zu leugnen, Annemarie, daß sie den Kopf verloren hatte; ich selbst halte ihre Flucht und ihren Schrecken für voreilig.«

»Und du armes Mütterchen hast, seitdem Barbara auch fort ist, die uns so Manches besorgen konnte, so viel Plage und Arbeit mehr.«

»Das wäre das Wenigste, Annemariechen, da ich, wie du weißt, die Arbeit nie scheue, und du mir fleißig an die Hand gehst.«

Annemarie liebkoste bei diesen freundlichen Worten ihr liebes Mütterchen.

»Was aber die Frau Amtmannin betrifft,« nahm Frau Rutheni wieder das Wort, so dürfen wir nicht vergessen, daß wir trotz ihrer kindischen Verzagtheit, mit der sie uns gestern den Kopf warm machte, ihrer Gutmüthigkeit doch recht viel verdanken.«

»Das ist wahr,« entgegnete Annemarie.

»Man muß mit den Schwächen anderer Leute Nachsicht haben, mein Töchterchen,« fuhr Frau Rutheni fort, indem sie beiläufig das Feuer auf dem Herde schürte und die Töpfe näher heranrückte, »besonders wenn man den Beweis noch nicht hat ablegen können, ob man im Augenblicke einer eigenen Gefahr mehr Muth zu beweisen im Stande wäre, als diejenigen, welche wir außer Fassung und verzagt gesehen haben.«

»Du willst sagen, mein Mütterchen,« sagte Annemarie, und legte ihren Kopf an der Mutter Schulter, »ich soll vor meiner eigenen Thür zuerst kehren. Nun, ich will ja auch. Du mußt auch nicht glauben, daß ich es der guten alten Frau Amtmannin vergessen habe, wie gut sie gleich am ersten Abend war, als wir hier ankamen, und wie sie uns nachher das hübsche Hinterstübchen mit der Kammer einräumte, uns mit Betten aushalf, und kurz, uns so viele Gefälligkeiten erwiesen hat.«

»Ohne die wir uns hätten gar anders behelfen müssen,« fügte

Frau Rutheni hinzu. »Sieh, Annemarie, die Freundschaft der Frau Amtmannin verdanken wir hauptsächlich deinem braven Onkel, der von ihr, wie von Jedermann, so geachtet und geliebt wird.«

»O mein lieber, theurer Onkel Georg!« rief das Mädchen aus. »Meine Aepfel sind geschält, Mutter, ich muß nur gleich einmal zu meinem geliebten Onkel hinspringen, wir ließen ihn nur zu lange allein mit seinem Buche.« Lächelnd sah ihr Mutter Rutheni nach.

Wirklich hatte sich Haland's Aussehen seit Frau Rutheni's Ankunft in Hochstadt um viele Jahre verjüngt. Die Freude und die gute Pflege hatten seine bleichen Wangen wieder gefärbt, seine Kräfte waren wiedergekehrt, er bedurfte kaum der Hülfe seines Stockes.

Was war es auch nicht für ein anderes Leben seitdem für ihn! Statt daß er früher traurig und einsam war, erfreute ihn der guten Schwester Ellen verständige Rede, er sprach so gern mit ihr von seiner Jugend; fühlte er sich matt und unwohl, wußte Frau Rutheni ihm irgend ein stärkendes Getränk zu bereiten, eine kräftige Suppe zu kochen, oder was ihm sonst erquicklich war.

Und Annemarie? Als sie ihren lieben Ami verkaufte, da hätte sie nicht gedacht, wie innerlich zufrieden und glücklich sie dadurch werden könnte. Sie hatte sich so oft gewünscht, noch einen Vater zu haben. Nun war aber der gute Georg ihr wie ein zärtlicher Vater.

Auch war es unter ihnen beschlossen, sich nicht mehr zu trennen, Georg Haland wollte mit seiner Ellen und Annemarie nach Ilmenau ziehen, und sie waren übereingekommen, dazu nur die rechte Zeit noch abzuwarten.

Aber wer sieht voraus, was sich Alles zutragen kann? Der Aufruhr war über das Land gekommen, und so war vor der Hand nicht daran zu denken, die Rückreise zu machen.

Außer dem Hause.

Georg Haland saß im Großvaterstuhle. Die Sonnenstrahlen fielen durch's Fenster auf seinen Scheitel; er war vertieft in das Lesen einer alten Chronik.

Da huschte Annemarie zur Thür hinein, küßte seine Stirn, und nahm ihm gottlos das Buch weg.

»Hast schon zu lange gelesen, mein liebes Onkelchen, während Annemarie Aepfel schälte. Du mußt ja deine lieben Augen schonen, um mich noch lange ansehen zu können.«

Und Georg Haland sah sie an und lächelte, und ließ sich's gern gefallen, daß das lose Kind seinen Willen hatte.

»Will dir auch gleich den Tisch decken, mein Onkelchen, unsere Suppe soll dir schon schmecken, trotz den wilden Spießgesellen und dem Rumor und der Angst da draußen, was dich aber Alles nichts angehen soll,« fuhr sie fort.

Da klopfte es an die Thür. Annemarie ging zu öffnen. Es trat ein Bauer ein.

»Gott grüße euch!« sagte er, wie es der gewohnte Gruß in seinem Lande war, und nahm den Hut ab.

»Gott grüße euch!« erwiderte Annemarie; »nun? ehrlicher Rindorf, seid ihr glücklich wieder angekommen? Wie geht's der Frau Amtmannin? Habt ihr sie glücklich hingebracht zu ihrer Muhme?«

Rindorf nickte bedenklich und sagte: »Ja, hingebracht hätt' ich sie, aber noch einmal möchte ich's nicht machen, Jüngferchen.«

Georg Haland aber stand auf und ging auf Rindorf zu.

»Guten Tag, Nachbar!« sagte er. Wie meint ihr das? Hattet ihr Noth, sie zu fahren?«

»Ei, meiner Treu, Herr Haland, keinen Hund schicke ich heute mehr vor die Thür, wenn mir sein Leben lieb ist.«

»Nun, es ist doch der braven Frau nichts Unangenehmes begegnet?«

»Das nun, Gottlob, noch nicht,« war die Antwort des Bauern. »Ich soll Sie schön grüßen von ihr, und sie läßt Ihnen sagen, sie wäre halb todt angekommen bei ihrer Muhme.«

»War's denn so schlimm?« fragte Annemarie.

»Gut ist anders, Jüngferchen,« antwortete der Bauer. »Sie hätten mir bei einem Haar die Pferde ausgespannt, wenn ich nicht derb auf meine Gäule eingehauen hätte, daß sie wie der Satan davon rannten. Auf der Heerstraße durfte man sich nicht sehen lassen, die ist voll Aufrührer, ein schönes Gelichter das! Raison nehmen die nicht an, ehrliche Leute haben sich nichts Gut's zu erwarten von solchen Halunken. Hätt' ich nicht den Weg durch den Wald und hinten an den Feldern herum gewußt, ich wäre nimmermehr durchgekommen.«

»Welche Zeiten!« rief Georg Haland.

»Ja, Herr Haland, ich sag's Ihnen, es wird nicht gut mit uns. Im Schlosse Sonnenfels soll's Kopf über Kopf unter gehen. Und wer hier bei uns noch das Dach über'm Kopfe hat, Herr Haland, der weiß auch nicht, ob er morgen des Tags noch darunter sitzen wird. Es zieht ein schlechter Haufe von Gesindel nach dem andern durch unsere Stadt. Na, Adieu, Gott behüt' euch, Herr Haland, ich muß machen, daß ich zu Hause komme, ich will sehen, daß ich Abends mein Vieh in den Wald treibe. Hier ist der Teufel los, Nachbar.«

Damit ging der Bauer Rindorf eilends. Georg Haland's Stirn

war ernst geworden. Er ging in der Stube auf und ab, und wie er ging, so war's, als werde sein Schritt fester.

»Rufe mir deine Mutter, Annemariechen, mein gutes Kind.«

Und Annemarie holte Frau Rutheni flugs herbei.

Georg Haland war ein alter Soldat, und von Natur ein entschlossener Mann. Bei der Einsicht in die Gefahr, welche ihn und die Seinen treffen konnte, war ihm, als kehre die frühere Kraft seiner Glieder zurück.

»Ellen,« sagte er, »ich glaube, es ist bald an der Zeit, unsere Sicherheit anderswo zu suchen, als hier.«

Er erzählte Frau Rutheni, was er von Nachbar Rindorf erfahren, und die Geschwister überlegten, was zu thun sei.

Frau Rutheni hatte wohl bedacht, was eine Flucht auf die Gesundheit von Georg Haland für einen traurigen Einfluß haben könnte, und die Verborgenheit, in welcher der Amtmannin Haus gelegen war, hatte sie glauben lassen, hier unbemerkt bleiben zu können.

Haland kannte einen sichern Schlupfwinkel in seiner Gegend. Er beabsichtigte, nur im Falle wirklicher Gefahr zu flüchten.

Beide Geschwister fanden, daß es keine Kleinigkeit sei, sich aus ihrem ruhigen Versteck heraus zu begeben, und daß vielleicht in weniger Zeit die Wege wieder sicherer sein konnten, als in diesem Augenblicke.

Annemarie hatte das Mittagbrod indessen herbeigetragen, man setzte sich, um zu essen, aber man aß in Unruhe. Bald hörte man Flinten knallen, bald ein unheimliches Rasseln und Schreien, welches von der Stadt bis zu Haland's Wohnung drang.

Gegen Abend jedoch schien es ruhiger werden zu wollen. Die Geschwister gingen nach dem Ende des Gartens, wo man eine weitere Aussicht nach allen Himmelsgegenden hatte. Man sah die schön vergoldeten Abendwolken, aber auch auf der Morgenseite eine finstere Rauch-

wolke, und unter derselben einen breiten Feuerschein, der bald breiter und bald schmäler sich am tiefen Himmel hinzog.

»Das ist nach Schloß Sonnenfels zu,« sagte Georg Haland. »Entweder brennt das Schloß oder doch die nächsten Gebäude. Gott helfe den armen Menschen!«

Man kehrte in's Haus zurück, und Mutter Rutheni verschloß sorgfältig Garten und Haus. Sie redete dem Bruder zu, sich der Ruhe zu überlassen, und indem sie auch Annemarie ermahnte, ihr Bett zu suchen, versicherte sie, daß es ihr ein Geringes sei, wach zu bleiben, um bei besonderen Vorkommnissen sogleich bei der Hand zu sein.

Da sitzt Mutter Rutheni bei der Lampe, bald einnickend, bald strickend, von Zeit zu Zeit horcht sie in die regnigte Nacht hinaus.

Ein später Gast.

Es mochte nicht weit von ein Uhr sein, als Mutter Rutheni in die Höhe fuhr. Es war ihr, als habe es am Pförtchen geklopft.

Sie horchte — es klopfte wieder, und bald wurde die Klingel deutlich gezogen.

Frau Rutheni stand auf, nahm die Lampe, und erstieg die Treppe, um vom Fenster herunter zu lauschen. Da ertönnte die Klingel noch einmal, aber sehr leise.

Wer konnte um diese Zeit klingeln? Und so leise? Wären's Bummler, dachte das Mütterchen, ei, die würden besser das Läuten verstehen.

Vorsichtig öffnete sie das Fenster.

Da erblickte sie eine weibliche Gestalt, welche unruhig vor der Pforte hin und her trippelte, bald mit einem weißen Tuche an die Augen fuhr, bald ihre Hände ängstlich rieb, als seien sie kalt und erstarrt, und bald scheu um sich her schaute, als fürchte oder suche sie, von Jemand gehört oder gesehen zu werden.

Sie schien das leise Klirren des Fensters nicht wahrgenommen zu haben, und Mutter Rutheni hatte volle Muße, sie zu beobachten.

Mutter Rutheni überlegte einen Augenblick, was sie thun solle. Einer wildfremden Person in der Nacht das Haus zu öffnen, war kaum gerathen. Da sie jedoch Niemand weiter gewahrte, und das Wesen

vor der Thür ein mehr geängstigtes als gefährliches Geschöpf zu sein schien, so hielt Mutter Rutheni nicht weiter an sich.

»Wer sind Sie, mein Kind,« sprach sie, sich aus dem Fenster beugend. »Wie kommen Sie um die jetzige Stunde dazu, an unserer Thür zu stehen und zu klingeln?«

Erschrocken blickte die Gestalt zum Fenster auf. Die sanfte Stimme vom Mütterchen aber mochte ihr Muth einflößen.

»Ach,« rief sie zu ihr herauf, »ach, wer Sie auch sein mögen, sagen Sie mir aus Barmherzigkeit: bin ich wohl recht hier an der Frau Amtmannin Friedegang Hause?«

»Ja, das Haus gehört der Frau Amtmannin Friedegang. Aber jetzt ist sie nicht hier zu finden.«

»O mein Gott! wo ist sie nur?«

»Sie ist verreist.«

Diese Worte schienen der Sprecherin an der Gartenthür einen neuen Schrecken zu machen. Mutter Rutheni bemerkte, daß sie die Hände rang, und hörte sie fast jammern.

»Wer sind Sie denn aber, mein Kind, daß Sie die Frau Amtmannin Friedegang mitten in der Nacht aufstören wollen?«

»Eine Flüchtige bin ich, gute Frau, ich bin der Frau Amtmannin Friedegang bekannt von längst her — o was werde ich anfangen!«

»Nun, warten Sie ein wenig, ich werde sogleich kommen,« sagte Mutter Rutheni, ging rasch die Treppe hinunter, und schloß alsobald auf.

»O Dank, tausendmal Dank,« rief ihr die vor Frost und Angst zitternde Stimme der Unbekannten entgegen. Der matte Schein der Laterne warf jetzt so viel Licht auf dieselbe, daß Mutter Rutheni die Umrisse wenigstens eines jungen und schönen Gesichts gewahrte, und wie verdorben der Anzug der Fremden auch vom Regen war, so ließ sich doch unzweifelhaft daran erkennen, daß keine gemeine Bettlerin darunter verborgen war.

»O, wenn die Frau Amtmannin nicht hier ist, so erlauben Sie mir wenigstens, in irgend einem Winkel des Hauses zu warten, bis es Tag ist, Sie gute Frau,« fuhr das junge Mädchen fort. »Mein Vater wird es Ihnen tausendmal danken.«

»Ich kenne freilich weder Sie noch ihren Vater, mein gutes Kind,« erwiderte Frau Rutheni, »indessen scheint es mir auch nicht an der Zeit, jetzt danach zu fragen. Ihr Zustand bedarf der Hülfe, das ist offenbar, und ich will Ihnen dieselbe geben, so gut ich kann. Kommen Sie mit mir herein, mein Kind.«

Sie verschloß, nachdem das junge Mädchen eingetreten, sorgsam die Gartenthür, dann das Haus, und hieß, ohne Georg Haland zu stören, ihren wunderbaren Gast leise in die Wohnstube gehen, indem sie die düster brennende Lampe zu hellerm Leuchten anfachte.

Indem sie einen raschen prüfenden Blick auf die schlanke Gestalt des Mädchens warf, sagte sie:

»In jeder anderen Zeit, als die unsere ist, mein Kind, würde es noch unbegreiflicher sein, ein so junges Mädchen ohne irgend einen Begleiter um Mitternacht vor der Thür zu finden. Ist Jemand mit Ihnen? Brachte Sie Jemand hieher?«

»O liebe Frau, Sie sehen so aus, als würden Sie nicht glauben, daß ich lüge. Und doch ist es wahr, daß ich mich nicht wundern kann, wenn Sie mir die Wahrheit nicht glauben sollten. Ich bin bis an die Ecke der Straße auf eines Fuhrmanns Karren gefahren, der weiter fuhr, nachdem er mir das Haus der Frau Amtmannin gezeigt und beschrieben hatte.«

Mutter Rutheni sah das Mädchen allerdings etwas befremdet an.

»Auf einem Fuhrmannskarren?« fragte sie.

»Ja,« erwiderte die Unbekannte, »ja, gute liebe Frau, ich mußte aus meines Vaters Schloß flüchten, weil die Aufrührer kamen, und ich war allein, und —«



Jllustr. v. Arnz & Cie in Düsseldorf.

Ein später Gast.

Hier brach das schöne Kind in Thränen aus, und das gute Mütterchen enthielt sich jeder weiteren Nachfrage und sagte:

»Dem sei wie ihm wolle, Sie sollen bei mir, so gut es im Augenblicke gehen will, ein Unterkommen für die Nacht finden. Kommen Sie mit, wir werden ja sehen.«

Damit nahm sie die Lampe, ging voran zu ihrem Stübchen, welches sie mit Annemarie bewohnte, indessen die Fremde ihr auf dem Fuße folgte.

Hier langte sie trockene Wäsche aus ihrem Schubfach hervor, half dem jungen Mädchen ohne Umstände sich von einem seidenen Kleide zu befreien, dessen bunte Farben vom Regen durcheinander gelaufen und unkenntlich geworden waren, und während sie es ihrem eigenen Bemühen überließ, die trockene Wäsche gegen ihre durchnäßte Bekleidung zu vertauschen, öffnete Mutter Rutheni die Thür zu einem anstoßenden Kämmerchen. Indem sie dann ihr eigenes Bett um einen großen Theil seiner Bestandtheile plünderte, bereitete sie dort ein Lager auf einer Strohmatratze, dem sie sorglich für die kühle Herbstnacht eine dicke wollene Decke beifügte.

Fast verstummt empfing die Fremde diese Liebesgaben der ehrwürdigen Mutter Rutheni. Schrecken und Frost, ungewohnte Ermüdung und die Erschütterungen, welche sie sichtbar erlitten, hatten sie fast unfähig zum Sprechen gemacht.

»Ihr Lager ist bereit, mein Kind,« sagte Frau Rutheni in einem mitleidigen Tone, indem sie die Wäsche und Kleider der Fremden, welche sich äußerst fein anfühlten, bei Seite legte. »Zwar ist weder meine Wäsche noch mein Bett so fein, als Sie es gewohnt zu sein scheinen, allein Sie sind wenigstens trocken und warm.«

Damit führte sie das arme Kind an ihr Lager, und half ihr, da sie sah, in welchem unfähigen Zustande ihr Gast sich befand, sich niederzulegen und warm einzuhüllen.

Dann ging sie in die untere Stube hinab, wo sie im Kamin noch wärmende Kohlengluth unterhalten hatte.

Du erinnerst dich, meine Rosa, wohl noch manches schönen Mährchens, welches ich dir erzählt? Und wie im Mährchen sich dieser Prinz oder jene Prinzessin mit einem Male verwandelt sah, — was, wie du weißt, uns in der Wirklichkeit nicht geschieht?

Nun werden wir zwar, weder du noch ich, das bescheidene Lager, worauf Mutter Rutheni die Fremde bettete, für einen Feendivan, oder das reinliche aber nichts weniger als feine Hemd, welches ihre wohlthätige Hand der Unbekannten bot, für einen Zaubermantel halten. Und doch versichere ich dich, daß dem Mädchen zu Muthe war, als wäre sie plötzlich aus ihrer tiefen Noth in ein Zauberreich versetzt, in welchem eine gute Fee, in Gestalt der mitleidigen Mutter Rutheni, ihr rettend erschienen wäre.

Sie hatte kaum noch Zeit gehabt, darüber nachzudenken, wie groß ihr Glück sei, eine ihr wild fremde Wohlthäterin gefunden zu haben, als Mutter Rutheni noch einmal in das Kämmerchen trat. Sie trug ein Theebrett mit Tasse und Kanne herbei, und indem sie einschenkte, und an das Lager des fremden Kindes trat, sagte sie:

»Sie werden der Erwärmung wie der Nahrung bedürfen, liebes Kind. Glücklicherweise glühten die Kohlen in meinem Kamin noch hinlänglich, um Ihnen in der Eile dieses bereiten zu können.«

Und sie reichte ihr eine Tasse heißen Weines mit etwas Semmel.

Da ergriff die junge Fremde die alte und ausgearbeitete Hand der Mutter Rutheni, und küßte diese Hand so innig, wie sie es noch Niemand gethan.

»O Sie gutes Mütterchen!« rief sie aus, und sah sie mit feuchten Augen dankbar an, »Sie sind wohl ein Engel in Menschengestalt, daß Sie sich meiner so erbarmen! Aber ich will auch —«

»Schlafen Sie nur jetzt, gutes Kind,« sprach Mutter Rutheni.

»Ich hoffe, daß wir Beide es morgen früh nicht bereuen werden, daß Gott Sie an meine Thür geführt hat.«

Damit ging sie. Es waren unterdessen einige Stunden vergangen. Mutter Rutheni schaute noch einmal zum Fenster hinaus, es war Alles still und ruhig, der Regen schien selbst die Aufrührer von den Straßen vertrieben zu haben. Frau Rutheni war eine Frau, wie wir gesehen haben, die in jedem Augenblicke das Gute zu thun wußte, und dennoch klug überlegte, was sie that.

Zwar meine ich, Mutter Rutheni hätte Jedem zu helfen gesucht, der in stürmischer Nacht verfolgt an ihre Thür geklopft hätte.

Aber sie hatte auch dem fremden Mädchen sogleich angemerkt, daß sie unmöglich eine Betrügerin und Landstreicherin sein konnte, und daß keine Gefahr dabei war, dem zwar verlaufenen, aber armen verlassenen Kinde ein Obdach zu bieten.

Als nun auch vor dem Hause Alles so ruhig war, schlich sie noch einmal auf den Zehen in das Kämmerchen. Die Erschöpfung hatte die Fremde schnell in tiefen Schlaf eingewiegt. Mutter Rutheni betrachtete das Mädchen, dessen blasses und schönes Gesicht jetzt keine Spur von Laune und Eigensinn verrieth.

Sie beschloß, die nähere Aufklärung über ihren späten Gast am nächsten Morgen ruhig zu erwarten, und überließ sich selbst einige Stunden der Ruhe, indessen Annemarie durch die Begebenheit der Nacht in ihrem gesunden und tiefen Schlafe keinen Augenblick gestört worden war.

---

war ernst geworden. Er ging in der Stube auf und ab, und wie er ging, so war's, als werde sein Schritt fester.

»Rufe mir deine Mutter, Annemariechen, mein gutes Kind.«

Und Annemarie holte Frau Rutheni flugs herbei.

Georg Haland war ein alter Soldat, und von Natur ein entschlossener Mann. Bei der Einsicht in die Gefahr, welche ihn und die Seinen treffen konnte, war ihm, als kehre die frühere Kraft seiner Glieder zurück.

»Ellen,« sagte er, »ich glaube, es ist bald an der Zeit, unsere Sicherheit anderswo zu suchen, als hier.«

Er erzählte Frau Rutheni, was er von Nachbar Rindorf erfahren, und die Geschwister überlegten, was zu thun sei.

Frau Rutheni hatte wohl bedacht, was eine Flucht auf die Gesundheit von Georg Haland für einen traurigen Einfluß haben könnte, und die Verborgenheit, in welcher der Amtmannin Haus gelegen war, hatte sie glauben lassen, hier unbemerkt bleiben zu können.

Haland kannte einen sichern Schlupfwinkel in seiner Gegend. Er beabsichtigte, nur im Falle wirklicher Gefahr zu flüchten.

Beide Geschwister fanden, daß es keine Kleinigkeit sei, sich aus ihrem ruhigen Versteck heraus zu begeben, und daß vielleicht in weniger Zeit die Wege wieder sicherer sein konnten, als in diesem Augenblicke.

Annemarie hatte das Mittagbrod indessen herbeigetragen, man setzte sich, um zu essen, aber man aß in Unruhe. Bald hörte man Flinten knallen, bald ein unheimliches Rasseln und Schreien, welches von der Stadt bis zu Haland's Wohnung drang.

Gegen Abend jedoch schien es ruhiger werden zu wollen. Die Geschwister gingen nach dem Ende des Gartens, wo man eine weitere Aussicht nach allen Himmelsgegenden hatte. Man sah die schön vergoldeten Abendwolken, aber auch auf der Morgenseite eine finstere Rauch-

wolke, und unter derselben einen breiten Feuerschein, der bald breiter und bald schmäler sich am tiefen Himmel hinzog.

»Das ist nach Schloß Sonnenfels zu,« sagte Georg Haland. »Entweder brennt das Schloß oder doch die nächsten Gebäude. Gott helfe den armen Menschen!«

Man kehrte in's Haus zurück, und Mutter Rutheni verschloß sorgfältig Garten und Haus. Sie redete dem Bruder zu, sich der Ruhe zu überlassen, und indem sie auch Annemarie ermahnte, ihr Bett zu suchen, versicherte sie, daß es ihr ein Geringes sei, wach zu bleiben, um bei besonderen Vorkommnissen sogleich bei der Hand zu sein.

Da sitzt Mutter Rutheni bei der Lampe, bald einnickend, bald strickend, von Zeit zu Zeit horcht sie in die regnigte Nacht hinaus.

Wach auf!

Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als Amelie — denn wir können die Fremde nun wieder bei Namen nennen, da wir durch Annemarie erfuhren, wer sie war — als Amelie die Augen aufschlug.

Sie war durch die helle Stimme der Mutter Rutheni aufgewacht, die eines der schönen Lieder aus dem Gesangbuche sang. Sie horchte auf, und verstand deutlich die Worte:

Mein erst Gefühl sei Preis und Dank,
Erhebe Gott, o Seele!
Der Herr hört deinen Lobgesang,
Drum preis' ihn, meine Seele.

Mich selbst zu schützen ohne Macht
Lag ich, und schlief in Frieden!
Wer schafft die Sicherheit der Nacht,
Und Ruhe für den Müden?«

Und die schönen Worte drangen Amelie tief zu Herzen. Denn indem sie aufwachte, stand plötzlich auch der gestrige Tag mit aller seiner Gefahr und seinen Schrecken vor ihrer Seele.

Thränen traten ihr in die Augen, und sie faltete ihre Hände zum Dankgebet gegen Gott.

Sie sah sich im Kämmerchen um, es war ihr Alles, wie ein Traum.

Die Kammer diente Frau Rutheni zur Aufbewahrung von Wäsche und Kleidungsstücken; wie war Alles so sauber und ordentlich in dem kleinen Raume! Aber freilich, die weiß angetünchte Wand glich den prachtvollen Tapeten des Schlosses Sonnenfels so wenig, als ein Sperling einem Paradiesvogel gleicht, und das einfache Lager, auf welchem Amelie so fest und erquickend geschlafen hatte, ohne welches sie auf offener Straße hätte bleiben müssen, hatte nur den Namen nach eine Aehnlichkeit mit Amelie's gewöhnlichem Himmelbett mit grün seidenen Vorhängen.

Und doch, wie sie an ihre verzweifelnde Angst zurückdachte, mit der sie den Weg bis Haland's Gartenthür herunter getappt war, und die sie noch glücklich genug nach der Weisung des Fuhrmanns richtig auffand, der, nachdem er sie, seinem Versprechen gemäß, auf seinem Karren bis an das Städtchen fortgeholpert, still hielt, und ihr sagte, daß sie nun absteigen müsse, es werde seinem Gaule zu schwer, und sie müsse nun selber sehen, wo sie bleibe, und wie das Mütterchen ihr aufschloß, — da öffnete Jemand die Kammerthür, und Mutter Rutheni trat herein, hinter sie her trippelte Annemarie.

Trotz ihrer Jahre hatte Mutter Rutheni's Gesicht noch eine gewisse Frische; ihre offene hohe Stirn hatte keine Runzeln, und ein paar schöne blaue, fromme Augen schauten so wohlwollend, daß einem warm und wohl um's Herz dabei wurde.

»Nun,« sagte sie freundlich, »haben Sie auf dem Lager wohl ausgeruht, mein gutes Kind? Es ist wohl ein wenig hart gerathen in der Eile?«

Da griff Amelie nach ihrer Hand — sie wollte danken, und konnte nur weinen.

Mutter Rutheni war gerührt, und suchte sie bald zu beruhigen. Amelie mußte ihr den Zusammenhang ihrer Ankunft in der Nacht er-

9*

zählen, wobei Annemarie, wie man wohl denken kann, mit gespannter Aufmerksamkeit zuhorchte.

Obgleich es der klugen Frau bei dieser Erzählung einleuchtete, daß des Grafen Leute für seine Tochter weder Liebe noch Treue gehabt haben mußten, so schwieg sie dennoch in diesem Augenblicke darüber, um das betrübte Kind nicht noch mehr zu kränken.

Nach einem kleinen Stillschweigen sagte sie:

»Ich rathe Ihnen, mein liebes Kind, so getrost zu sein, als nur möglich. Was wir Ihnen an Schutz geben können, das thun wir mit Freuden. Wir werden, wenn Sie sich angekleidet haben, mit meinem Bruder überlegen, was übrigens für Sie zu thun ist, und Annemarie wird Ihnen einstweilen in Allem, was Sie bedürfen, gern behülflich sein.«

Diese holte denn auch sogleich Amelie's Kleider herbei. Aber ein Blick darauf war hinreichend, um sich zu überzeugen, daß für ihren heutigen Anzug wenig Trost dabei zu holen war.

Das bunte schottische Seidenkleid war vom Regen nicht nur in seinen Farben ganz unkenntlich geworden, es hatte auch den weißen Shawl mit einem schmutzigen Grün und Blau über und über gefärbt, Hut und Band waren nicht verschonter geblieben, und bis auf die Schuhe und Strümpfe waren sämmtliche Kleidungsstücke noch ganz durchnäßt.

Geschäftig half Annemarie aus. Die an feine Wäsche, Corduan-Schuhe und Seide gewöhnte Comteß stand bald rein und weiß, aber mit der einfachen und derben Wäsche des Landmädchens angethan da, und lächelte und dankte so erfreut über die Liebe und Güte, welche sie empfing, wie bis dahin die schönsten Geschenke sie weder so lächelnd noch so dankbar gesehen hatten.

Die Frage um ein Kleid setzte jedoch Mutter Rutheni und ihre Tochter am meisten in Verlegenheit. Frau Rutheni's weite Röcke wa-

ren ja wie ein Spottgedicht auf den schlanken Wuchs der jungen Comteß, und Annemarie hatte noch ihre Größe lange nicht erreicht.

Die Letztere war jedoch nicht lange in Verlegenheit um einen guten Rath.

»Mutter,« sagte sie, »wenn wir die Stufen aus einem meiner Kleider trennen, so wird's schon lang genug sein für die Comteß.«

»O gute Annemarie,« sagte Amelie, »Sie wollten mir wirklich ein Kleid borgen?«

Ich weiß, wer du bist, aber ich möchte auch wissen, wie du bist.

Annemarie saß, und trennte die Stufen aus einem ihrer Kleider, während Amelie sich bemühte, zum ersten Male in ihrem Leben sich beim Anziehen selbst zu bedienen.

Es war eines von Annemarie's besten Kleidern. Sie trug es der Gräfin nicht nach, daß sie sich offenbar ihrer nicht mehr erinnerte. Denn als Annemarie mit Ami auf dem Arme am Wirthshause zu Ilmenau stand, hatte Amelie nur Augen für Ami gehabt. Aber jetzt hatte Annemarie auch keine Lust, sich zu erkennen zu geben.

Emsig trennte sie die Stufen aus dem Rocke. Amelie flößte ihr Theilnahme ein, und dienstfertig für Jedermann zu sein, hatte sie Mutter Rutheni frühzeitig gelehrt.

Aber Eins ließ ihr keine Ruhe.

»Die Comteß ist hier,« dachte sie bei sich, »sie ist aus Schloß Sonnenfels geflohen, hat Ami nicht mitgenommen, — und denkt auch nicht an ihn, wie es scheint — wo ist Ami geblieben?« Aber sie mochte die Comteß nicht ohne Weiteres darüber befragen.

Amelie aber faßte schnell ein Herz zu der netten Annemarie, welche sich eben so viel Mühe um sie gab, als Frau Rutheni es that. Sie war so voll von Allem, was sie ausgestanden, und erzählte Annemarie ohne Rückhalt von ihrer Todesangst im Schlosse, von ihrer Flucht, von ihrer Fahrt.

»Sie armes Mädchen haben aber auch gar zu viel ausstehen müssen,« sagte Annemarie. »Hu! in der finstern Nacht, und so verlassen! Ich bewundere nur, daß Sie unser Haus noch auffanden. Und es war auch noch ein Glück, daß die Frau Amtmannin ihren Wodan mit fortgenommen hatte, sonst hätten Sie's wohl gar noch mit einem bösen Wächter zu thun gehabt, ehe Mutter zum Fenster heraus sah.«

»So?« fragte Amelie. »Hat die Amtmannin einen so garstigen Hund?«

»Garstig ist er nun eben nicht, im Gegentheil, und ein sehr wachsames und treues Thier ist er auch. Ich war zuletzt ganz gut Freund mit ihm geworden, obgleich er uns abscheulich anbellte, als wir auch Abends hier bei meinem Onkel ankamen. Aber zuletzt war er mir so gut, und hatte einen solchen Respect vor mir, daß er Alles that, was ich nur wollte.«

»Ei, da haben Sie eine besondere Passion für die Hunde, Annemariechen?«

»Es kommt darauf an, wie sie sind,« erwiderte Annemarie. »Aber der Hund ist und bleibt unter allen Thieren doch der treuste Freund des Menschen.«

»Das ist wahr,« versetzte Amelie.

»Haben Sie nie einen Hund gehabt?« fragte Annemarie jetzt pfiffig die Comteß, und das Herz klopfte ihr in Erwartung der Antwort.

Da war es, als wenn Amelie Etwas schwer auf's Herz falle. Sie wurde blutroth. Denn ach! sie hatte ja in der Eile, sich selbst zu retten, wirklich nicht an das arme Thierchen gedacht, welches hülflos und aller Mißhandlung preisgegeben, in ihrem Zimmer zurückgeblieben war! —

Amelie war wohl leichtsinnig, sie dachte im Augenblicke meist nur an sich selbst, und wir haben schon oft gesehen, wie traurig sich ihre Fehler an ihr fest bstraften. Doch fiel es ihr jetzt wie Blei auf's Gewissen, daß sie Ami ganz vergessen, — vielleicht dem Hungertode preis-

gegeben hatte. Sie schwieg und war verlegen; denn sie wollte Annemarie nicht belügen, und schämte sich doch, ihrer neuen Bekanntin etwas zu gestehen, was ihr keine Ehre machen konnte.

»O ja,« stotterte sie heraus, »ich habe wohl auch einen Hund gehabt —«

»Ja?« fragte Annemarie. »Wo ist er denn geblieben?«

»— Ich ließ ihn zu Hause —« antwortete Amelie zögernd. — »Doch wollen wir jetzt zu Ihrer Mutter hinuntergehen?«

Annemarie aber wußte nun genug von ihrem Lieblinge, und mochte nicht weiter fragen. Sie erfüllte sogleich das Verlangen ihres Gastes und führte sie zum Wohnzimmer, wo Mutter Rutheni und Georg Haland ihrer warteten. Hier ließ sie sie jedoch allein eintreten. Sie war außer Stande, ihr zu folgen.

Ein unruhiger Tag.

Die Ruhe der Nacht war vorüber, ihr folgte ein unruhiger Tag.

Des Bauern Rindorf Knabe war bei früher Stunde zu Haland gekommen, um ihm im Auftrage seines Vaters zu sagen, daß die Aufrührer gedroht hätten, Hochstadt eben so gut in Brand zu stecken, als gestern das Schloß Sonnenfels, wenn die Bürger sich weigern sollten mitzuziehen, oder ihnen die Waffen auszuliefern, die sie besäßen.

Denn die Aufrührer hatten natürlich keine Waffen für sich, sie stahlen und nahmen sie weg, wo sie solche vorfanden, um gegen die Soldaten zu fechten.

Dieser Bericht erregte die gegründetste Besorgniß, und die Geschwister beriethen so eben, was zu thun sei, als Amelie hereintrat.

Annemarie, welche keine andere Frisur zu machen verstand, als ihre eigene, hatte der Comteß langes braunes Haar in glatte Zöpfe geflochten, welche auf Mieder und Halskrause herabfielen, wie Annemarie sie trug, das von Stufen befreite Röckchen war jetzt lang genug für Amelie geworden, und der nette und knappe Anzug mit den bauschigen weißen Hemdärmeln, die über dem Ellbogen von einem weißgestickten Bändchen eingefaßt waren, wie Annemarie ihn zu tragen pflegte, stand dem jungen Mädchen wenigstens eben so gut wie ein Modekleid.

Georg Haland stand auf und ging ihr freundlich entgegen, während Amelie schüchtern zu ihm hinaufblickte.

»Meine Schwester erzählte mir so eben,« sagte er, »daß wir der Flucht unserer Frau Amtmannin einen Gast verdanken. Nun, so seien Sie mir als die gute Freundin unserer braven Amtmannin willkommen, mein gutes Kind.«

»O mein Herr,« versetzte Amelie verlegen aber zutraulich, »gewiß Sie müssen ein eben so gütiger Mann sein, als Ihre Schwester wie ein Engel für mich gewesen ist. O, ich bitte Sie, sagen Sie mir Beide, wie ich zu meinem Vater zurückkommen kann? Was ich thun soll? — — Ach, Sie glauben doch wohl, daß Alles, was ich Ihnen erzählt habe, wahr ist?« fügte sie furchtsam hinzu, da sie sah, daß Georg Haland und seine Schwester zu antworten sich ein wenig bedachten.

Da nahm Haland Amelie's Hand, sah ihr ernsthaft in's Gesicht, und sagte:

»Wir glauben Ihnen, liebes Kind, denn Ihre unbefangene Aufrichtigkeit hat meiner Schwester Vertrauen zu Ihnen eingeflößt, und obgleich Sie selbst mir fremd sind, so hat mir doch die Amtmannin oft von dem Grafen und seiner Tochter erzählt, so daß ich keinen Zweifel daran habe, daß die junge Gräfin vom Schlosse Sonnenfels vor mir steht.«

»Ach, wie mich das tröstet,« sagte Amelie.

»Was aber meinen Rath anbetrifft,« fuhr Haland mit einem milden, aber ernsten Tone fort, »so muß ich Ihnen sagen, daß obgleich Ihre Heimath nicht sehr entfernt ist, ich doch vor der Hand Ihnen weder rathen kann, dorthin zurückzukehren, noch habe ich die Mittel, Sie dahin zu bringen. Denn wir dürfen Ihnen nicht verbergen, daß das Schloß Sonnenfels wenn nicht ganz abgebrannt, doch von den Aufrührern meist zerstört sein soll, und Ihr Vater, meine junge Gräfin, ist in diesem Augenblicke gar nicht zu erreichen, da die Freischaaren den Weg nach Berlin unsicher machen, ja vielleicht ganz absperren.«

»O mein Gott,« rief Amelie aus, »wäre doch nur die Amtmannin

noch hier! Was soll ich doch nur thun? Was wird mein Vater denken?«

»Mein gutes Kind,« sagte Mutter Rutheni, »vor allen Dingen beruhigen Sie sich. Mein Bruder wird, wie wir verabredet haben, sogleich Ihrem Vater, dem Grafen, Nachricht von Ihnen zu geben versuchen. Auch wollen wir durch irgend Jemand an den Verwalter in Sonnenfels, der meinen Bruder kennt, einen Brief zu bringen suchen, daß er Ihnen von Kleidungsstücken und was Sie sonst wünschen, das Nöthigste sobald als möglich sende. Uebrigens weiß ich nicht, ob Sie uns so viel Vertrauen schenken wollen, bei uns zu bleiben, so lange Ihnen ein anderer Schutz fehlt?«

Bei diesen mit so viel Güte gesprochenen Worten hielt sich die arme verlassene Amelie nicht länger, sie fiel Mutter Rutheni um den Hals, und weinte herzlich.

Diese ermahnte sie jedoch, sich zu schonen und getrost zu sein, und da Georg Haland sogleich dazu schritt, an den Grafen zu schreiben, um ihm mit der Nachricht von dem Aufenthalte seiner Tochter auch die Versicherung zu geben, daß er sie in allen Fällen zu beschützen suchen werde, so lange sie bei ihm bleibe, so bat Amelie dringend auch um Tinte und Feder, um nach Sonnenfels zu schreiben.

Wir nehmen uns aber die Freiheit mit in ihren Brief zu gucken, während Frau Rutheni hinausging, um ihrer Arbeit nachzugehen, und Georg selbst eifrig schreibt. So sehen wir, daß, bevor Amelie ein Wort von den ihr doch sehr nöthigen Kleidungsstücken und ihrer Wäsche schrieb, sie den Verwalter dringend bat und empfahl, in ihr Wohnzimmer in's Schloß zu gehen, um Ami aufzusuchen.

Denn seit sie durch Annemariens Gespräch an den armen kleinen Hund erinnert worden war, hatte sie keine Ruhe. Er stand vor ihren Augen, sie sah ihn hungern, winseln — o es quälte sie!

Mutter Rutheni aber, den Kopf voller Gedanken und Sorgen, wie

der Tag wohl enden werde, ging in die Küche, um den Mittag zu beschicken. Da hörte sie hinter sich Jemand leise schluchzen, und als sie sich umdrehte, sah sie Annemarie, die in die Ecke gedrückt, auf der Küchenbank saß, die Schürze vor die Augen hielt und bitterlich weinte.

Erschrocken trat sie zu der Tochter, ob ein Unglück geschehen sein möchte.

»Was ist dir, Herzens Annemarie,« rief sie besorgt.

»Ach Mütterchen, ich wollte dir's erst gar nicht sagen,« rief Annemarie noch immer weinend, »aber es ist doch abscheulich! ganz entsetzlich ist es von dieser Comteß!«

»Um's Himmelswillen was denn nur, Annemarie! Sag's heraus!«

»Mein Ami! mein armer kleiner Ami! Ach er wird wohl verhungert oder erschlagen sein, meine Mutter! Sie hat ihn ja im Schlosse gelassen, und erzählte doch, daß keine Menschenseele mehr im Schlosse geblieben war von all' den Leuten und Bedienten. O mein Ami, mein kleiner Ami!«

Mutter Rutheni stand wie versteinert bei dem Gedanken an das gute Hundchen, und bei der allerdings großen Wahrscheinlichkeit dieser Befürchtung.

Sie nahm sie zärtlich an ihre Brust, und that ihr Möglichstes, sie zu beruhigen.

»Meine arme kleine Annemarie,« sagte sie, »wie jammert mich dein Schmerz! Du hast ihn für mich hingegeben!«

»Ach, Mutter, ich gab ihn ja so gerne euch zu Liebe, und dachte auch gar nicht mehr daran, daß ich ihn entbehren muß, weil ich euch so vergnügt sah. Aber die Comteß! Wie kann man den armen Ami verhungern lassen! Wahrlich, Mutter, wenn ich das gewußt hätte, ich hätte ihr nicht so alles zu Gefallen gethan! Das verdient sie nicht, Mutter!«

Das Mütterchen stand eine kleine Weile und schwieg. —

»Annemarie,« sprach sie dann, sich auf die Küchenbank setzend, »komm zu mir, mein bestes Kind, und laß uns ruhig mit einander sprechen. Es ist wahr, daß man nicht wissen kann, was unsern armen kleinen Ami betroffen hat in der Zerstörung, die auf dem Schlosse sein muß. Aber soll man wohl aufhören zu hoffen, wenn man Großes befürchten muß? Ami kann von irgend Jemand gerettet sein, vielleicht ist er entlaufen oder unbemerkt geblieben, bis sich Jemand seiner annehmen konnte.«

Annemarie horchte, beruhigter durch die tröstende Rede ihrer Mutter, und sagte:

»Ach Mütterchen, wenn's so wäre! Aber wir werden nichts davon erfahren.«

»Wer weiß doch, Annemariechen,« versetzte Mutter Rutheni.

Annemarie schüttelte traurig den Kopf, und sagte:

»Wie sollte das wohl zugehen, denkt doch die Comteß nicht einmal an ihr Hundchen! Das ist und bleibt recht schlecht von ihr.«

»Das ist allerdings nicht zu entschuldigen. Aber wir dürfen deswegen nicht unbillig gegen sie sein, mein bestes Kind. Es war nichts Kleines, so verlassen und geängstet als sie selbst in dem Augenblicke war, wo die Aufrührer das Schloß erstürmten, sie hat über ihre eigene Flucht den Kopf verloren.«

»Ja, Mutter, ich will dem nicht widersprechen, du hast gewiß Recht. Aber jetzt? Denkt sie jetzt etwa an Ami? hat sie nur ein Wort von ihm gesagt? O ich mag sie gar nicht mehr leiden! Nicht ansehen mag ich sie, und wäre sie noch einmal so schön, wie sie ist.«

»Wenn sie von nun an wirklich gar nicht an ihn dächte, dann könnte dich in der That Niemand tadeln, wenn du sie für herzlos hieltest. Aber wir müssen dies doch noch abwarten, wie mir scheint.«

»Nun ja, mein Mütterchen, ich will noch zusehen, was geschehen wird,« sagte Annemarie.

Mutter Rutheni faßte ihres Kindes beide Hände in die ihrigen, und drückte sie mit Wärme.

»Du mußt es dabei aber nicht bewenden lassen, meine gute liebe Tochter, du mußt noch mehr thun.«

»Wie meinst du das, mein Mütterchen?«

»Die junge Gräfin ist in diesem Augenblicke ohne Schutz und Hülfe, Annemarie. Der Zufall hat sie auf die unserige angewiesen. Wäre es gut und edel, ihr Mißgeschick härter und empfindlicher zu machen durch Unfreundlichkeit?«

Annemarie schwieg, indem sie ihre Mutter traurig anblickte, und ihr einzelne große Thränen über die Backen liefen.

»Es ist wahr,« fuhr Mutter Rutheni fort, »wie uns ihre eigenen aufrichtigen Erzählungen beweisen, so mag sie selbst durch Uebermuth und Stolz es großentheils verschuldet haben, daß ihre Leute sie nicht liebten, und alle Welt sie in der Noth verließ. Aber wir können uns nicht verhehlen, Annemarie, daß sie ihre Fehler hart büßt. Ferner, ich erinnere mich, daß die Amtmannin mir erzählt hat, daß die Mutter der jungen Gräfin frühzeitig gestorben sei. Sieh, Annemarie, das arme Kind ist ohne Mutter, eigenwillig und verzogen aufgewachsen — ich halte sie dennoch für kein schlechtes Kind.«

Annemarie fiel ihrer Mutter um den Hals.

»Mein Mütterchen, mein gutes Mütterchen,« sagte sie leise, »ich habe dich und immer dich gehabt!«

»Ja, Annemarie,« sagte die Mutter weich, »und du hast früh den treusten Freund, den besten Rathgeber kennen gelernt, den wir Menschen haben?«

»Wen meinst du damit, mein Mütterchen?«

»Ich meine Jesus Christus, Annemarie! Weißt du, daß er uns sagt: »»Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen und verfolgen.«« Sieh, mein

bestes Kind, so sollen wir thun. Gottlob! daß du keinen wahren Feind hast! Aber dein Feind, den Jesus Christus meint, ist der, welcher dich beleidigt und gekränkt hat, und wem geschieht dies nicht einmal, wo irgend nur Menschen mit einander leben! Wenn es aber geschehen ist, so sollst du hingehen und deinem Feinde vergeben. Das will Jesus Christus, und daß du ihm wohlthust, wie du nur kannst.«

»Meine Mutter,« sagte Annemarie, »ich will dir und Jesus Christus folgen, ich verspreche es dir. Aber mein Mütterchen, wenn ich an Ami denke, wird mir's mit der Comteß doch recht schwer werden.«

»Nun, Annemariechen, sieh zu, wie weit du's bringst,« sagte Mutter Rutheni indem sie aufstand. »Wer einen festen Willen hat, dem hilft Gott zum Siege.«

Darauf umarmten sich Mutter und Tochter kurz aber innig. Es war die höchste Zeit, an ihre täglichen Geschäfte zu gehen, und nur zu bald sollten sie auch darin wiederum gestört werden.

Hollah ho! Ist Niemand da?

Wie sah es am heutigen Tage wohl im Schlosse Sonnenfels aus? Sollte man es für möglich halten, daß die Bosheit und Zügellosigkeit der Menschen in vierundzwanzig Stunden eine solche Verwüstung in einem Gebäude hätten anrichten können, welches seit Jahrhunderten hoch und fest gemauert stand, und dessen Bewohner seit eben so langer Zeit Sorge getragen hatten, die schönen Gemälde, die kostbaren Mobilien und Zimmer wohl und unverdorben zu erhalten? Und doch war dem so!

Die Aufrührer hatten sich zwar am Nachmittage nach der Nacht, in welcher Amelie geflohen war, schon zerstreut und verlaufen, da einige Compagnien eines Königlichen Regiments auf die Nachricht von der Zerstörung des Schlosses schnell herbeigekommen waren, und die feigen Aufrührer, die nur Muth zum Plündern und Rauben hatten, die Ankunft der Soldaten nicht abwarteten.

Aber wie hatten sie das Schloß zugerichtet! Im untern Stockwerke hatte es gebrannt, die Fenster waren zertrümmert, Vieles zerschlagen, Manches fortgeschleppt.

Vor dem Schloßhofe hielt jetzt ein Offizier mit einer Abtheilung Soldaten Wache, der Morgen graute, und noch dampften die Kohlen und der Schutt von dem kaum erst gelöschten Feuer.

Da kam die Straße her ein Einspänner gefahren, den wir, wie ich glaube, auch schon gesehen haben. Als er in die Nähe des Schloß-

hofes kam, fuhr ein Kopf mit einer Pudelmütze zum Wagen heraus, und bei der Wache vor dem Schloßhofe befahl eine rauhe Stimme dem Kutscher zu halten.

Alsbald stieg ein beleibter und großer Mann aus, und es wird uns nicht schwer sein, an seinem Gange, an seinem Stocke, an seiner rauhen Stimme unsern alten Freund, den Doctor Heil zu erkennen; noch dazu, wie sich's von selbst versteht, war ja seine große rothe Nase auch nicht etwa im Wagen geblieben.

Gradesweges ging er auf den Offizier zu, den er mit der Miene eines alten Bekannten begrüßte.

»Ei, ei, hm! hm!« sagte er kopfschüttelnd, »mein Herr Hauptmann, Sie haben ein sauberes Volk hier zu strafen gehabt, wie der Augenschein lehrt. Wir hätten uns das nicht geträumt, als wir uns vor vierzehn Tagen bei einer Flasche Champagner in Ihrer Garnison das letzte Mal trafen. Aber Sie sagten's schon damals voraus, Herr Hauptmann, hm! hm!«

Der Doctor wurde vom Herrn Hauptmann sehr freundlich empfangen, denn wie wir sehen, hatte der brave alte Doctor überall Bekannte und Freunde. Wir brauchen uns auch nicht zu verwundern, daß er schon beim ersten Morgenstrahl ankam; denn die Nachricht vom Brande in Sonnenfels war kaum zu den Ohren des Doctors gelangt, der eben in einer ganz andern Richtung auf der Reise zu einem Patienten war, als er seinen Wagen sogleich umkehren ließ, und den Weg nach dem Schlosse einschlug, ohne sich von der Möglichkeit abhalten zu lassen, den Aufrührern in die Hände zu fallen. Er vermuthete nämlich die junge Gräfin und die Stiftsdame bei der Eile, womit der Ueberfall geschehen war, noch im Schlosse, und wußte den Grafen weit entfernt.

Es war auch dem klugen alten Mann gelungen, als er in der Nacht auf der Straße einigemale von einzelnen Aufrührern angehalten wurde,

seinen Weg ungehindert unter dem Vorwande fortzusetzen, daß er als Doctor die Verwundeten verbinden müsse.

Seine erste Frage war an den Hauptmann, ob er etwas von den Damen erblickt habe?

Allein jener versicherte, daß er zwar das Schloß durchsucht, daß ihm aber kein weibliches Wesen zu Gesicht gekommen, und er daher glaube, daß die Gräfin schon früher in Sicherheit gebracht worden sei.

Doctor Heil aber war mit dieser Aussage nicht beruhigt. Man holte die wenigen Knechte herbei, die sich heute Morgen wieder auf dem Schloßhofe eingefunden hatten, man schickte im Dorfe umher, und forschte, ob Jemand von den Damen etwas gesehen oder gehört. — Niemand wußte von ihnen etwas nachzuweisen.

Auf die gerechte Besorgniß des Doctors und auf die Möglichkeit hin, daß die Gräfin sich in diesem oder jenem Schlupfwinkel des alten Schlosses versteckt halten könne, ward ihm vom Hauptmann ohne Umstände die Erlaubniß ertheilt, das Schloß nochmals zu durchsuchen.

Mühsam stieg er über die Haufen der noch nicht erkalteten Kohlen und den Schutt weg, um die große Treppe zu erreichen. Von dem prachtvollen Gartensaal im Parterre war fast nichts mehr zu erkennen als die rußigen Wände, und nachdem des Doctors spähende Augen keinen Winkel der langen Corridors im Parterre unbeachtet gelassen, und er mit seiner tiefen Baßstimme oft und laut rief: »Hollah ho! ist Niemand da!« und dennoch Niemand zu sehen war, so machte er den letzten Versuch, indem er zu den Zimmern der Comteß hinaufstieg. Aber auch hier war Alles wie ausgestorben; die Bösewichter schienen bei dem Zerstören der obern Zimmer zu früh gestört worden zu sein, denn zwar lagen hier Sophas, Schreibsecretair, Stühle und Tische wild durch einander, mancher prachtvolle Vorhang hing muthwillig zerrissen in Fetzen, es lagen zerbrochene Kronleuchter auf dem Fußboden, allein das Feuer war nicht bis hieher gedrungen. Der Doctor trat in Amelie's Zimmer

und freute sich, die meisten Sachen der Comteß noch unversehrt zu finden. Nachdenklich betrachtete er den hingeworfenen Mantel, er fand ein Schnupftuch, welches Amelie an der Thür zu der geheimen Treppe auf ihrer Flucht hatte fallen lassen, und schöpfte aus diesen Anzeichen eine Vermuthung des Weges, den sie eingeschlagen haben konnte, als plötzlich ein Gebell und ein jämmerliches Gewinsel sein Ohr traf.

Er stand still, um zu hören, von welcher Seite es kommen möchte — da kroch hinter einer Thür ein kleiner Hund hervor, bellte und jaulte und schien ganz ermattet zu sein. Der Doctor aber erkannte sogleich das Hundchen, welches er öfters bei der Gräfin gesehen — es war Ami!

Der Doctor lockte ihn mitleidig an sich, und als wisse das kluge Thier, daß der alte schwarze Doctor es besser mit ihm meinen müsse, als die wilden Gesellen, vor welchen es sich furchtsam verkrochen hatte, kam es auf den freundlichen Zuruf des Doctors heran, sprang an ihm in die Höhe, leckte seine Hände, und blickte ihn mit seinen klugen Augen so bittend an, als wisse es, daß es einen Beschützer in ihm finden müsse.

Mitleidig nahm der alte Mann Ami auf, und trug ihn mit sich fort, was sich dieser ruhig gefallen ließ.

»Armer kleiner Schelm,« murmelte er für sich hin, »dich haben sie auch hier vergessen.«

Allein Doctor Heil ließ sich hierdurch von der einmal begonnenen Untersuchung nicht abhalten. Er stieg die geheime Treppe hinunter, und fand wirklich in dem feuchten Sande der Gartengänge die Fußtapfen eines schmalen weiblichen Fußes.

»Halt!« sprach er zu sich selbst, »das können die Fußtapfen des armen Kindes sein.«

Sie führten bis zur Gartenthür, allein diese war verschlossen. Der Doctor aber ließ sich keine Mühe verdrießen. Tipp! tapp! marschirte er durch den Hof bis hinter die Mauer, und suchte und sah emsig auf dem Fußboden an der äußeren Seite der Gartenthür umher.

Und sieh! da lag der Gartenschlüssel im Sande, den Amelie in der Angst unbemerkt hatte fallen lassen, und der Doctor fand neben demselben ihre Fußtapfen, wie sie ängstlich dort hin und her getrippelt war, ehe sie sich zur weitern Flucht entschloß.

Da sich aber dieselben weiter hin im Rasen verloren, und der Doctor ihre Spur nicht weiter zu verfolgen im Stande war, so kehrte er so schnell er nur gehen konnte, wieder in den Hof zurück, um zu überlegen, was weiter zu thun sei, um nähere Auskunft über das Schicksal der jungen Gräfin zu erhalten.

Er war kaum zum Hauptmann getreten, um ihm seine Entdeckungen mitzutheilen, so erblickte er in der Schloßhalle einen Burschen und ein Mädchen. Als diese den Doctor gewahrten, schienen sie große Lust zu haben, sich aus dem Staube zu machen. Allein dieser rief mit einer so mächtigen Stimme.

»Halt da! Johann! Lisette! halt! sage ich!« daß Beiden ein solcher Respect in die Glieder fuhr, daß sie stehen blieben, wo sie standen.

Rasch ging der Doctor auf sie los.

»Aha!« rief er, »gut, daß ich euch Beide hier treffe. Ihr werdet mir ja sogleich Nachricht geben können, wo eure Herrschaft, die junge Gräfin, geblieben ist in dieser gottlosen Wirthschaft.«

Da sah der Doctor die Beiden an, und Beide sahen den Doctor an, und schwiegen verlegen still. Sie hatten nämlich so eben erst gewagt, aus ihren verschiedenen Verstecken hervorzukommen. Lisette war nun zwar gerade, nachdem der Doctor die geheime Treppe herabgestiegen war, auch in die Zimmer der Comteß gegangen, denn da die Furcht um ihre eigene Sicherheit jetzt vorüber war, so hatte sie doch der Gedanke an ihre Schuldigkeit bewogen, nach ihrer Herrschaft zu sehen, doch zu spät!

»Nun, wiederholte der Doctor, und zog die Augenbraunen finster

zusammen, ihre Diener stehen hier, und die Gräfin ist nicht zu finden? Ist sie beim Herrn Grafen? Wo ist sie?«

O, der Herr Doctor fahren einen wahrhaftig auch hart genug an,« erwiderte Lisette weinerlich, »nachdem man selbst Grauen und Angst genug auszustehen gehabt hat diese Nacht. Ich habe so gut wie der Herr Doctor nach der Comteß das Schloß durchgekrochen, aber Gott weiß, ich kann nichts dafür, daß ich sie nicht finden kann.«

Der Doctor ließ sich durch diese Rede nicht abweisen. Er fragte so ernsthaft hin und her, daß er bald dem Johann wie der Lisette den Zusammenhang abgefragt hatte, und die Ueberzeugung gewann, daß die junge Gräfin ohne allen Beistand hatte fliehen müssen.

Dies ergrimmte ihren alten treuen Freund.

»So also, sagte er fast zornig, »ließet ihr sauberes Gelichter die Tochter eures Herrn in dieser Noth im Stich? Ihr seid Beide werth, daß man euch vom Ortsrichter auf der Stelle einstecken ließe.«

»Herr Doctor,« versetzte Lisette, »die Comteß hat manchesmal eben auch nicht recht an mir gehandelt, man hatte genug auszustehen von ihren Launen, aber ich hätte sie dennoch nicht verlassen, wenn —«

»Ja,« fiel Johann ihr ins Wort, »ich wäre ja gar nicht von der Gräfin weggegangen, aber Herr Doctor, wenn man seine Herrschaft nicht lieber hat als ich die Comteß, und soll sich dafür todtschlagen lassen von dem Gesindel — aber ich bin ja auch nicht aus dem Schlosse weggegangen, ich bin ja hier wie Sie sehen.«

»Hier seid ihr, hm! hm! fuhr ihn der Doctor an, »das sehe ich, Gott erbarme sich darüber. Und schwatzen könnt ihr, schwatzen! Aber reden und thun ist zweierlei. Verkrochen habt ihr euch, er häßlicher Patron, und sie dazu, Jungfer, und habet auch weiter nichts danach gefragt, ob das arme Kind den Aufrührern in die Hände fiel, he? Schämen solltet ihr euch, alle Pflicht so zu vergessen! Die Comteß ist ein verzogenes Kind und hat ihre Launen, das ist wahr. Aber ihr seid

erwachsene Menschen, die wissen sollten, was vor Gott recht ist. Wenn die Comteß ihre Fehler hat, verdienet ihr deswegen keine Züchtigung, wenn ihr eure Pflicht so schlecht erfüllt, he? Die Taugenichtse, die dem Herrn Grafen, der allen seinen Unterthanen viel Gutes erzeigt hat, sein Hab und Gut zertrümmern und verbrennen, ihm mit Undank lohnen, und sich wie Räuber und Mörder hier benommen haben, sind nicht schlechter als der Diener, der das einzige Kind seines Herrn in der Noth verläßt. Aber so seid ihr Menschen, so seid ihr! hm! hm! Und doch habe ich mehr und Besseres zu thun, als mich um euch zu bekümmern.«

Mit diesen Worten drehte er ihnen den Rücken. Er hatte so viel Widerwillen und Mißtrauen gegen sie, daß, obgleich er Niemand zur Hülfe hatte, er es doch vorzog, selbst zu versuchen, ob er die Comteß ausforschen könne, als sich auf den Beistand so treuloser Leute zu verlassen.

Was Johann und Lisette zu ihrer eigenen Sicherheit unternahmen, kann auch uns nicht besonders interessiren. Der Doctor aber ging eilig nach seinem Wagen, stieg ein, und befahl dem Kutscher, auf's Gerathewohl dem nächsten Dorfe zuzufahren.

Er war noch nicht weit vom Schlosse, als er auf der Straße einen Reiter daher kommen sah. Dieser saß auf einem unschönen Pferde, und es war ihm wohl anzusehen, daß er nicht gerade zu den geübten Reitern zu rechnen war. Er trieb seinen Gaul bald zum Trabe und bald zum Galop an, und indem er weder auf den Weg noch auf die augenscheinliche Müdigkeit seines Thieres achtete, war es unverkennbar, daß er große Eile hatte.

»Was hat dieser Mann vor?« brummte der Doctor vor sich hin. »Jagt er Jemand, oder wird er von den Aufrührern gejagt.«

Indessen kam er rasch näher, und der Doctor Heil erkannte mit Vergnügen den Kammerdiener des Grafen in ihm.

Sogleich legte er sich lang zum Wagenschlage hinaus, und rief und winkte ihm, als wenn's sein Leben gegolten hätte.

Der Kammerdiener wurde aufmerksam und hielt sein Pferd an.

»Ah, guten Morgen, Herr Doctor Heil,« rief er aus, indem er den Hut zog. »Zwar haben wir große Eile, mein Gaul und ich, auf's Schloß zu kommen, aber von ihnen erfahre ich am Ende besser, was ich wissen muß, als irgendwo.«

»Hm! Hm! wollte es wäre was Gutes, was ich ihnen sagen kann, Herr Gottfried,« versetzte der Doctor. »Doch auf jeden Fall ist's eine Wohlthat, den treuen Diener des Grafen zu erblicken, da nichts so Noth thut als das.«

Begierig fragte Gottfried, ob der Doctor von der Gräfin etwas wisse, wie es im Schlosse stehe, und wurde äußerst betreten bei den Nachrichten des Doctors.

Sie kamen alsbald überein, daß Beide nach verschiedenen Richtungen in den nächsten Orten Erkundigungen anstellen wollten. Nachdem der Doctor Herrn Gottfried das Wenige mitgetheilt hatte, was er von der Flucht des armen Kindes wußte, befragte er den Kammerdiener, wie in aller Welt Amelie so allein und verlassen im Schlosse habe zurückbleiben können, warum man sie nicht früher weggeholt habe?

Da erfuhr er von Gottfried, daß der Graf ihn zwar mit der Equipage zu rechter Zeit abgeschickt, um an dem bestimmten Morgen in Sonnenfels zu sein, daß man aber allerdings den Plan, Amelie nach Berlin zu bringen, geändert habe, da der Graf auf Befehl des Königs schneller als er gedacht, die Reise nach München unternehmen mußte. Der Graf hatte deshalb seinen treuen Kammerdiener beauftragt, Amelie zu einer seiner Verwandten zu bringen, die auf dem Lande wohnte, da in Berlin der Aufruhr, wie wir wissen, ausgebrochen, und keine Sicherheit für die Gräfin dort zu erwarten war. Allein kaum einige Stunden sei Gottfried nach dem Schlosse unterwegs gewesen, als eine Menge Aufrührer der Straße gezogen seien, diese fielen über Wagen und Pferde her, nahmen sie in Beschlag, und zwangen den Kutscher mit zu kommen. Gott-

fried aber gelang es, unversehens dem Haufen zu entwischen; die Sorge um die junge Gräfin trieb ihn, nun zu Fuße auf entlegenen Waldwegen so eilig als möglich bis zu einem Städtchen zu gelangen, wo er gegen gute Worte und ein gutes Trinkgeld für den Kellner des Wirthshauses glücklich genug war, den Gaul zu erlangen, den er ritt, und auf welchem wir ihn so eben beim Doctor anlangen sahen.

Ich brauche dir wohl kaum zu sagen, meine kleine Rosa, daß der alte Diener, der Amelie oft als kleines Kind auf den Armen getragen hatte, auf der Stelle die Verabredung mit unserm Doctor Heil ins Werk setzte.

Nach einem kurzen Abschiede fuhr der Doctor nach dieser, ritt Gottfried nach einer andern Gegend in derselben Absicht weiter.

Wir wollen ihnen jedoch, da die Haufen der Aufrührer noch eben so lärmend als gestern im Lande umherzogen, eben so viel Glück dazu wünschen, als sie Muth und Eifer hatten, der verschollenen jungen Gräfin beizustehen.

Das ist ein Mann.

Wir aber, meine kleine Rosa, kehren zu dem Orte heute noch einmal zurück, wo wir die junge Gräfin geborgen wissen.

Die Briefe an den Grafen und an den Verwalter von Sonnenfels waren geschrieben, und durch einen Bekannten Georg Haland's, der flüchtig bei ihm vorsprach, auf die Post besorgt, die nach der Aussage dieses Mannes, heute wieder nach Berlin gehen sollte.

Indessen mußte man bald wieder an dieser Möglichkeit zweifeln. Der Bekannte Haland's hatte diesem erzählt, daß die Sage in der Stadt gehe, es würden aus Dörfern und Städten heute noch mehr Zuzüge von Aufrührern nach der Hauptstadt durch Hochstadt ziehen, und leider geschah es auch.

Man hörte von Neuem im Städtchen das Prasseln und Rasseln der Pulverkarren, das wilde Geschrei der vorüberziehenden Schaaren, man getraute sich nicht aus dem Hause, und hielt Garten und Haus sorgfältig verschlossen.

So brachte man bis zum Mittage zu. Annemarie schlug Amelie vor, die nachdenklich am Fenster saß, einen Gang in den Garten zu thun, um sich ein wenig verstohlen umzusehen. Mutter Rutheni hatte schon Mittags mit Freuden bemerkt, daß Annemarie sich bemühte, Amelie nicht nur in Allem gefällig zu sein, sondern sie auch selbst zu erheitern. Als Annemarie nach dem Gespräche mit ihrer Mutter zu Georg Haland hineingehen mußte, hatte sie wohl zehn Mal ihre rothen Augen mit ange-

hauchtem Schnupftuche getupfft, und sich gezwungen freundlich auszusehen. »Der Onkel soll nicht merken, daß ich geweint habe,« sagte sie zu sich selbst, »wenn er erführe, daß ich um Ami weinte, würde er sich um mich grämen, der arme Onkel«

Die Mädchen gingen.

Aber es währte gar nicht lange, so kamen sie athemlos zu Georg Haland zurückgelaufen. Sie hatten nämlich von dem kleinen Hügel im Garten sehen können, wie in größerer oder kleinerer Anzahl die Aufrührer in die Nachbarhäuser gedrungen waren, und laut verlangt hatten, daß man ihnen Waffen gebe.

Da stand Georg Haland auf, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Auf seinem sonst so ruhig ernsten Gesichte sah man deutlich wie bewegt er war. Er stand bei den Waffen seines Sohnes still, welche an der Wand hingen, und die Annemarie jüngst mit einem frischen Kranze geziert hatte.

»Die sollen sie nicht haben!« sagte er mit leisem aber festem Tone vor sich hin. »Er focht einen ehrlichen Kampf für Gott und Vaterland, die Hand eines Buben soll seine Waffe nicht entweihen.«

»Sind die Thüren verschlossen, Annemarie?« fragte er das Mädchen, indem er sich zu ihr wendete. Ist Niemand von den Nachbarn im Hause?«

»Nein, bester Onkel,« war die Antwort, »der Garten und das Haus sind verschlossen.«

Da langte Georg Haland die Flinte und den Säbel sorgsam von der Wand herunter, und sagte: »hilf mir, meine Annemarie.«

Darauf verließ er mit ihr das Zimmer, indem er die Waffen mit so viel Kraft davon trug, daß man hätte meinen können, die Jugend wolle noch einmal bei dem alten Manne einkehren, während Amelie, ergriffen von dem was sie sah und hörte, nicht zu folgen wagte.

Georg Haland trug mit Annemarie die Waffen des geliebten Soh-

nes zu einem Orte im Garten, an welchem sich die tiefe Höhlung eines ehemaligen Brunnens befand. Hier hob er die Bretter, mit welchen man ihn verdeckt hatte, hinweg, und ließ die Waffen vorsichtig in die Tiefe hinab. Schleunig half Annemarie den Brunnen mit Brettern und Schutt bedecken.

»Wo ist mein Bruder?« fragte Mutter Rutheni, die während dessen erhitzt und unruhig zu Amelie ins Zimmer trat.

Diese wollte ihr so eben antworten, als Georg Haland mit Annemarie zurückkehrte.

»Guter Georg,« fuhr die Frau fort, »wir müssen auf Alles gefaßt sein. Ich sah Aufrührer auf unser Haus zukommen. Was wirst du thun?«

»Was einem alten Soldaten und einem redlichen Manne geziemt, meine Schwester,« erwiderte Georg Haland mit Ruhe »Geht in die Kammer, meine Kinder! Das ist keine Sache für Weiber.«

»Georg Haland, dazu bin ich nicht hergekommen, sagte Frau Rutheni, und ihre sanften Mienen nahmen eine unerwartete Entschlossenheit an. »Wo du bist, bleibe ich auch.«

»Ich auch!« sagte Annemarie, ich verlasse euch nicht, Mutter.«

Dagegen war Frau Rutheni im Begriff zu protestiren, und Annemarie mit der Gräfin in die Kammer zu nöthigen, als heftig an der Hausthür gerüttelt und, da sie nicht nachgab, daran gepocht und geschlagen wurde, als sei es mit Keulen.

Die Frauen fuhren zusammen.

»Sie müssen über die Gartenmauer gestiegen sein,« sagte Frau Rutheni.

Georg näherte sich vorsichtig dem Kammerfenster, und gewahrte zwei Blousenmänner vor der Hausthür; sie hatten gewaltige Bärte und angemalte Gesichter.

Da regte sich der ehemalige brave Soldat in der Seele Georg Haland's. Er fühlte in diesem Augenblicke keine Körperschwäche mehr. Es entging ihm nicht, daß, wenn man es abwarten wolle, was diese zwei Blousenmänner unternehmen möchten, man ihnen nicht wehren könne in die niedrigen Parterrefenster einzudringen. Auch war es möglich, daß ihre Anzahl sich noch vermehrte, und daß ein unbedachter Widerstand von innen ihre Wuth gegen die schutzlose Familie reizen könne.

»Haltet euch ruhig, ganz ruhig,« sprach er rasch zu den Frauen. »Läßt mich machen.« Damit ergriff er den Hausschlüssel, und schritt zur Thür.

»Haland! Haland!« sagte Frau Rutheni, bedenke was du thust, und daß dir Niemand beisteht, als wir schwache Frauen.«

»So ist Gott mit uns, Ellen,« versetzte Haland, und trat an die Hausthür.

Die Schläge an dieselbe wurden wiederholt, daß sie sich knarrend bog.

»Was steht ihnen da draußen zu Diensten, meine Herren?« sagte Georg mit lauter Stimme.

Die Schläge ließen nach, und einer von den Blousenmännern antwortete:

»Aufgemacht, oder wir brauchen Gewalt! Sie da drinnen werden doch einsehen, daß es uns ein Leichtes ist, ins Haus zu kommen, wenn man nicht gutwillig öffnet.«

»Das sehen wir ein,« lautete Haland's Antwort hinaus, »und wir wollen auch deshalb öffnen, wenn die Herren da draußen mit sich reden lassen wollen.«

Mutter Rutheni und die beiden jungen Mädchen horchten auf dieses Zweigespräch mit hörbarem Herzklopfen. Ellen stand dicht hinter ihrem Bruder, Annemariens Angst um die Beiden hatte sie vergessen



Jllustr. v. Arnz & C.ie in Düsseldorf.

Das ist ein Mann.

lassen, sich um sich selbst zu ängstigen. Ohne einen Laut und ohne sich zu rühren stand sie neben ihrer Mutter, während Amelie zitternd durch die Thürritze lauschte.

Auf die letzten Worte Georg Haland's trat eine kleine Pause ein. Die Blousenmänner sprachen einige undeutliche Worte zu einander, worauf die Stimme, welche schon gesprochen, weniger drohend sagte:

»Gut, mein Herr, öffnen Sie! Wir können's friedlich mit einander abmachen.«

Georg Haland drehte den Schlüssel im Schlosse um, und die Thür sprang auf.

Unwillkürlich fuhren die Mädchen bei dem Anblicke der schauderhaft aussehenden Blousenmänner zurück.

»Was steht zu ihren Diensten, meine Herren,« sagte Haland kaltblütig.

»Nichts, als was einem Blousenmann Noth ist: Waffen, mein Herr, Waffen!«

»So sind Sie umsonst an meine Thür gekommen, meine Herren,« antwortete Georg Haland unerschrocken, »ich habe ihnen keine Waffen zu geben.«

»Sie thun gut, nicht zu läugnen, was wir wissen,« erwiderte der Andere; »man hat uns aus guter Quelle versichert, daß Sie Waffen haben. Fügen Sie sich gutwillig, mein Herr, so werden wir sehen, daß Sie es mit unserer Sache halten, und es soll ihnen kein Finger gekrümmt werden.«

»Ja, machen Sie keine Umstände, mein Herr,« rief der Erste wieder. »Ein alter Soldat, und ihr Sohn war Soldat, und keine Waffen? Wir wissen's besser. Heraus damit!«

Als Haland diese Worte vernahm, belebten sich seine Züge wie von einer plötzlichen Gluth; der alte Mann richtete sich hoch auf, daß

er über die Blousenmänner hinwegschaute. Er maß sie von oben bis unten mit festem Blicke, und sagte ruhig aber entschlossen:

»Meine Herren, von den Waffen, welche Sie suchen und brauchen, führe ich nicht eine in meinem Hause. Den Säbel meines Sohnes führte er in dem Kampfe für Ehre und Vaterland, in welchem er fiel,« fuhr er mit bebender Stimme fort. »Sie werden von einem alten Soldaten nicht verlangen, daß er ihnen diesen Säbel ausliefere, meine Herren. — Glauben Sie auch nicht, daß ihre Bärte und Larven mich täuschen. Sie sind jung, meine Herren, Sie sind nicht die, für die Sie sich im Augenblicke ausgeben. Wenn ihnen noch ein Vater lebt, den Sie durch ihre Handlungen elend oder glücklich machen können, so bedenken Sie, was Sie thun, ehe es zu spät ist. Jetzt gehen Sie, meine Herren.«

Und Haland drückte die Thüre ins Schloß, welche alsbald zuschnappte.

Alle blieben eine kleine Weile noch unbeweglich auf ihrem Platze. Man horchte. Die Blousenmänner wechselten noch einige Worte, und entfernten sich, wie es schien, wie sie gekommen waren.

Da, als wäre ein Stein von ihren Herzen gewälzt, stürzten sich Frau Rutheni und Annemarie in Georg Haland's Arme, und Amelie, die ihr Herz zu dem braven alten Manne mächtig hinzog, folgte ihrem Beispiel.

Es war ein unvergeßlicher Augenblick.

Aber Georg Haland verließ auch jetzt seine ruhige Besonnenheit nicht. Er hieß Mutter Rutheni zu einem wenig bemerkbaren Fensterchen im obern Stockwerke steigen, um die Straße zu beobachten.

Leider kam sie nach einer Weile mit der Nachricht wieder, daß sie zwar dieselben Blousenmänner nicht mehr gewahr geworden sei, daß aber einige Leute aus der Nachbarschaft mit Packeten beladen und mit

Kindern und Frauen eiligst die Straße entlang gezogen kämen, und auf ihr Befragen geantwortet haben, daß die Aufrührer mit der Drohung davon gegangen seien, heute Nachts wiederzukehren, um den rothen Hahn auf die Dächer zu werfen*), wo man ihnen verweigert habe, Waffen herbeizuschaffen.

---

*) Die Dächer anzuzünden heißt das.

Der Spreewälder und seine Kaupe.

Es war unter solchen Umständen leicht einzusehen, daß Georg Haland mit den Seinen zu viel gewagt haben würde, länger an einem Orte zu bleiben, wo kein Schutz, wohl aber viel Gefahr für sie sein konnte. Es bedurfte daher nur weniger Worte zwischen ihm und Mutter Rutheni, um zu dem Entschlusse zu kommen, so schnell als möglich zur Flucht zu schreiten.

Wohin aber Georg Haland zu gehen beabsichtigte, werden wir bald sehen.

Mutter Rutheni hatte, wenn eine wirkliche Gefahr da war, eben so viel Entschlossenheit, als Georg Haland Muth bewiesen hatte.

»Wir fliehen, es ist Zeit!« sprach sie. »Wie wir hier sind, Niemand sei von uns verzagt. Wer sich in der Gefahr fürchtet, den verfolgt das Unglück. Jeder sei muthig und umsichtig, daß wir noch zu rechter Zeit und glücklich fortkommen.«

Ohne sich lange zu besinnen, befahl sie Annemarie, Alles herbeizutragen, was sie auf den Fall einer Flucht schon am Morgen an nothwendigen Bedürfnissen beschickt hatte. Sie selbst aber ging raschen Schrittes zum Nachbar Rindorf, denn um Georg Haland's Plan auszuführen, war ihnen auf ein paar Stunden Weges ein Fuhrwerk unerläßlich nöthig.

Nun fand sie zwar diesen ehrlichen Mann selbst nicht in der besten Verfassung. Auch er hatte schon Weib und Kinder mit sammt seiner

Viehheerde in den Wald geflüchtet, in seinem Häuschen sah es aus, als sei er ausgezogen, und er selbst war im Begriff, nebst seinem Gespann und seinem Knaben den Seinen nachzufahren in den Wald.

Da brachte Frau Rutheni auf gar dringende Weise ihre Bitte bei ihm an, ihrem Bruder und ihr als guter Nachbar fortzuhelfen, indem sie ihm, ihres geringen Geldvorraths unerachtet, für den kurzen Weg mehre Thaler bot.

Nachbar Rindorf schüttelte zwar den Kopf bei ihren Worten; er meinte, es sei eine gar mißliche Sache, sich heute des Nachts mit Wagen und Pferden auf irgend einen andern Weg zu wagen, als waldeinwärts zu fahren, wo man allenfalls hoffen könne, keinen Aufrührern zu begegnen.

»Ihre blanken Thaler, gute Frau,« fuhr er fort, »wären mir bei ruhigen Tagen ganz lieb zu verdienen, was helfen sie einem aber, wenn die Halunken einem Pferde und Wagen wegnehmen? — — Indessen, Frau Rutheni, Herr Haland ist der bravste Mann im Orte, er hat mir manche Gefälligkeit gethan, und er kann nicht laufen, wie unser Einer es etwa kann. Ich will's versuchen, Sie fortzuschaffen, und dann in den Wald zu entkommen. Machen Sie aber, daß wir fortkommen.«

Mutter Rutheni dankte tausendmal, und war im Umsehen in ihr Haus zurück, um Georg des Bauern Entschluß zu melden.

Inzwischen hatte Amelie blaß und unbeweglich an der Kammerthür gestanden.

»Kommen Sie, kommen Sie,« sagte Annemarie und nahm ihre Hand, als sie, mit Decken und Mänteln bepackt, an ihr vorbei streifte. »Fürchten Sie sich nur nicht, Comteß, meine Mutter sagte, wir sollen muthig sein.«

»Ach, Annemarie, Sie haben Mutter und Onkel, und können wohl

muthig sein,« versetzte Amelie niedergeschlagen, »aber was soll auch wohl aus mir werden?«

»Was aus Ihnen werden soll?« rief Annemarie; »Sie fahren mit, Comteß.«

»O das wird wohl nicht möglich sein! Wie kann ich Ihrem Onkel zumuthen, den kleinen Wagen noch schwerer zu machen, indem er mich mitnähme, die ich Ihnen so fremd bin.«

Annemarie rührten die bescheidenen Worte der stolzen Gräfin, sie dachte an keinen Groll mehr, den ihr Ami's Vernachlässigung gegen sie eingeflößt hatte.

»Sie sind uns nicht fremd, Comteß,« sagte sie mit Wärme, »sein Sie außer Sorgen. Onkel, lieber Onkel Georg, komm doch geschwind her zu uns. Bitte, sage der Comteß, daß du sie nicht hier im Stich lassen wirst.«

Als Georg Haland hörte, wovon die Rede war, nahm er des bangen Mädchens Hand mit Herzlichkeit, und sagte:

»Beruhigen Sie sich, mein liebes Kind. »Weder Ellen noch ich wären fähig, und wären Sie uns noch fremder, als Sie es sind, Sie hülflos zu verlassen. Sie sollen zu den Meinen gehören und vertheidigt sein, so lange ich alter Mann nur irgend Jemandem auf der Welt ein Schutz sein kann. Sie fahren mit uns, und nehmen's nicht übel, wenn es auch etwas knapper in unserer Equipage hergeht, als in der Ihres Papas, des Herrn Grafen, nicht wahr?« setzte er scherzend hinzu.

Amelie aber drückte seine Hände dankbar und mit leichterem Herzen.

Da Rindorf mit dem Wagen schon vor der Thür war, so verfuhr man jetzt mit der möglichsten Eile, um die übrigen Stunden des Tages noch zu benutzen. Ein Koffer wurde in den Hintertheil des Wagens eingeschoben, der mit dicken Strohsitzen versehen war. Auf diese breitete Mutter Rutheni einige wollene Decken, brachte einen kleinen Sack mit einigem Lebensvorrath beim Fuhrmann unter, stopfte die Decken fest

um Georg Haland und Amelie, während sie für sich und Annemarie weniger Sorge trug, weil sie auf ihre abgehärtetere Natur zählte. Dann verschloß man sorgfältig sowohl Fensterläden als Haus- und Gartenthür, befahl sie unter Gottes Schutz, und indem Rindorf seinem Knaben befahl, vor dem Wagen herzugehen, und Achtung zu geben, was sich etwa vor ihnen auf dem Wege zutrage, trieb er seine Pferde zu so viel Eile als möglich an.

Der Knabe trabte treulich voran, der Bauer kannte alle Schleichwege in der Gegend. Einige Male hielt er vorsichtig an, um zu horchen, wenn von diesem oder jenem benachbarten Orte Schießen und Geschrei gehört wurde, indessen gelangten sie ohne Unfall bis zu einer Stelle, wo uralte mächtige Eichen auf einer sandigen und flachen Gegend zerstreut standen, und man in einiger Entfernung grüne Wiesen und niedrige Waldungen wahrnahm, aus denen hie und da hohe Bäume hervorragten. Der Weg theilte sich hier, indem er auf der einen Seite nach einigen Ortschaften hinlief, und sich auf der andern in ein niedriges Laubholz verlor. Der Mond schien hell genug, um die Gegenstände zu unterscheiden.

Georg Haland sah sich nach allen Seiten genau um, und befahl dem Bauer, den Weg nach der Waldung einzuschlagen. Nachdem sie noch eine gute Strecke auf jenem zurückgelegt, gelangte man an ein Wiesenmoor, aus welchem sich einzelne Büsche und kleine mit Rasen bewachsene Hügelchen erhoben, die großen Maulwurfshaufen glichen. Dieser Wiesengrund war von mehren Armen der Spree durchschnitten, ein Fluß, den euer Lehrer, lieben Kinder, euch auf der Landkarte zeigen wird, wenn ihr Geographie lernt. Diese nicht sehr breiten Kanäle, welche die Spree von Natur hier gebildet hat, beschien das Mondlicht so eben, daß sie aussahen, als laufe ein silbernes Band durch die Wiesen und an der Waldung hin.

»Hier,« sagte Haland, »hat's mit dem Fahren im Wagen ein Ende.

Dort ist auch schon die Kaupe*) des Mannes, der uns weiter helfen muß, wenn er anders noch Kähne und Ruder hat, wie sonst. Fahret nur bis heran an das kleine Gehöfte, Nachbar Rindorf, und haltet dort still.«

Gesagt, gethan. Georg Haland stieg ab, und ging bis an das Gehöfte. Dieses bestand jedoch aus nichts weiter, als einer niedrigen Lehmhütte mit einem Strohdache, unter welchem zu Seiten der Hausthür mit hoher Schwelle einige kleine Fensterchen angebracht waren, die im Sommer der frischen Luft wenig Eingang verstatteten, im Winter aber mit einer dichten Wand von Spreu gegen die Kälte verwahrt wurden. Ein gegenüberstehender Stall schloß einige wohlgenährte Kühe ein, deren Nähe sich durch den Geruch verrieth, und ein Schweinestall, dicht neben dem großen Holzstoß, der den Bewohnern der Hütte eine warme Stube zu verschaffen versprach, waren die Habe und der Reichthum des Kaupers.

Das nur angelehnte Pförtchen des kleinen Gehöftes gab bei der ersten Berührung Haland's nach, und er trat aus dem kothigen Raume des Höfchens auf einen erhöhten Gang, der an den Fenstern hinlief, indem er an eines derselben anpochte. Er mußte es jedoch nochmals wiederholen, bis eine heisere Stimme sich von innen hören ließ.

»Nu, was giebt's? Ist denn gar keine Ruhe mehr? Es giebt doch am Tage itzunder noch Zeit genug, daß Einer die paar Stunden in der Nacht Ruhe haben will.«

Das hintere Fenster ging auf, und ein braunes Gesicht mit einer grau und roth gestreiften Schlafmütze fuhr daraus hervor.

»Wer da?« fuhr die heisere Stimme fort, »am Ende ist Keener**) nicht da, und es hat mich genarrt. Was giebt's denn da, Vetter, oder

*) Kaupe heißt die Wohnung der im Spreewalde zerstreuten Viehzüchter.

**) Keiner.

wer Ihr seid — der Mond ist nicht hell genug, daß ich bemerken könnte, wie Ihr aussehet — was bringt Ihr? was wollt Ihr?« fuhr er fort, als er Haland gewahr ward.

»Gut Freund sind wir,« versetzte dieser. »Wir wollen gern übergefahren sein zum Jäger Lukas, mein guter Mann, Ihr habt doch gewiß einen Kahn zu Haus, und sollt haben dafür, was Ihr fordert.«

»Schon gut,« erwiderte der Kauper. »Aber das hat nur so seine Wege. Was habt Ihr denn solche Eile? Seid wohl auch vor den Aufrührern fortgemacht, he?«

»Das nicht gerade,« antwortete Georg Haland, ungewiß, ob dem Kauper zu trauen sei, »aber der Jäger Lukas ist gut Freund mit mir, wir wollen ihn besuchen.«

»Na, man kann sich's denken,« entgegnete der Kauper, »daß Ihr da draußen im Lande nicht sicher seid, wie man hört. Ich habe nichts dawider, daß es besser bei uns hier im Busch ist. Aber fahren kann ich Euch doch nicht gleich, und wenn Ihr mein Vetter wäret.«

»Weshalb nicht, guter Freund? Ihr Spreewälder seid ja wohl sonst bei Nacht eben so gut einmal im Kahne als bei Tage?«

»Mein Sohn hat mit dem einen Kahn fortgemacht*), er holt Salz und fährt Gurken in's Städtel, er wollte auch wissen, wie's zugeht draußen. Es soll schlecht stehen da bei Euch. Und der andere Kahn, mit dem muß das Mädel morgen früh im Busch Gras holen. Ich kann Euch nicht fahren. Wo kommt Ihr denn her, Herr?«

Da nun Haland dieses mit kurzen Worten sagte, der Spreewälder aber neugierig war zu erfahren, wie's da draußen in der Welt hergehe, denn das Gerücht von so vielen Gräueln war bereits durch den stillen Spreewald erschollen, dessen Bewohner ihren Busch meistens zu lieb hatten, um als Aufrührer mitzulaufen, — so gelang es Haland, den

*) Ist fortgefahren.

Mann durch Geld und gute Worte zu bewegen, ihn zum Jäger Lukas fahren zu wollen.

»Aber,« sagte er, »mein Sohn muß erst mit dem Kahne zurück sein, er kommt noch in der Nacht. Denn das Mädel muß in Busch fahren morgen früh, wir müssen Futter haben. Des Mädels Kahn kann ich Euch nicht geben.«

Haland beeilte sich jetzt, die Frauen aussteigen und ihre kleine Habseligkeit in die Hütte des Kaupers tragen zu lassen. Mutter Rutheni drückte dem Nachbar Rindorf dankbar zwei Thaler in die Hand, und dieser, der selbst Eile hatte, in den Wald zu den Seinen zurückzukehren, fuhr mit seinem Knaben auf und davon.

Zudem war die Herbstnacht sehr frisch, der Wind hatte die Flüchtlinge frostig angeweht, man mußte froh sein, sich einigermaßen erwärmen zu können, ehe man den Kahn bestieg. Mutter Rutheni und die beiden jungen Mädchen folgten Haland in die niedrige und dunkle Stube des Kaupers. Dieser zündete in einem kleinen Kamin, welcher in der Mitte des Ofens angebracht war, ein kleines aber hellleuchtendes Kienfeuer an. Kien nennen die Einwohner dieser Gegend die Wurzelstöcke der Kiefern, welche Bäume dort große Wälder füllen. Diese Wurzelstöcke haben einen harzigen Saft in sich, und geben ein schnell loderndes und helles Feuer. Alsbald war die Stube des Kaupers so hell, daß man die Fliege an der Wand sehen konnte. Aber diese Wände waren so wie die Decke von Jahre langem Dunst und Rauch schwarz und rußig, in der Stube befand sich kein anderer Sitz als die hölzernen Bänke, welche hinter einigen langen durch die Länge der Zeit vergrauten Tischen an den Wänden hinliefen, und keine anderen Möbeln außerdem, als ein alter Schenkschrank, auf welchem eine Reihe unsauberer Gläser und Flaschen und einige irdene Teller und Schüsseln aufgestellt waren. Daneben lag ein großes schwarzes Brod, und ein Salzfaß hing an dem Schranke. Auf dem Ofengesims lagen Garnweifen, worauf die Weiber ein grobes

Garn von den Spinnrädern abzuspulen pflegen, welche sie am Abende fleißig in Bewegung setzen.

Seht, Kinder, so verschieden sind die Lebensarten und die Bedürfnisse der Menschen auf dieser Erde. Amelie und Annemarie saßen stillschweigend auf den hölzernen Schemeln, um auszuruhen. In diesem kleinen unappetitlichen Raume, in der dicken räucherigen Luft desselben, welchen der Spreewälder Kauper zeitlebens gewohnt ist, und so lieb hat mitsammt den grünen Spreewaldswiesen, daß er ein Sprichwort hat, welches heißt: »es ist niren*) so schön als im Busch!«

Aber welche Amelie in der Welt hätte nicht Ursache gehabt, in einer solchen Nacht auf der Flucht, über ein Obdach froh zu sein, was ihr geboten war!

Sie blickte stumm auf ihre Reisegefährten, und verwunderte sich, auf ihren Gesichtern dieselbe Heiterkeit zu finden, durch welche sie diese Menschen in den wenigen Tagen, die sie bei ihnen verweilte, so lieb gewonnen hatte.

Von Mutter Rutheni hatte sie in diesen angstvollen Tagen nicht eine Klage gehört; immer nur bedacht und sorgsam für die Anderen sah Amelie das gute Mütterchen; wie ehrwürdig war der gute Muth des kränklichen Georg Haland! wie liebenswürdig war Annemariens frohe Laune bei aller Entbehrung und Widerwärtigkeit! Amelie hätte sich geschämt, neben ihr nur im Geringsten eine üble Laune und einen heftigen Mißmuth zu zeigen, womit sie bis hieher ihre Umgebungen so oft bei dem kleinsten Ungemach behelligt hatte.

So übte sich Amelie in dieser ärmlichen Hütte zum ersten Male in einer liebenswürdigen Demuth und Dankbarkeit, welche, wenn sie dieselben in ihres Vaters prächtigem Schlosse gehabt hätte, ihr die Liebe aller Herzen und treuen Freunde in der Noth erworben haben würden. Sie scherzte mit Annemarie über den unbequemen Zustand, in welchem

---

*) Nirgends.

sie sich befand, und bewies den braven Geschwistern durch eine liebenswürdige Freundlichkeit ihre Dankbarkeit.

Es mochte gegen zwei Uhr sein, als man das leise Plätschern eines Ruders auf dem nahen Fließe vernahm, und der Hofhund durch lautes Bellen die Rückkunft des jungen Kaupers ankündigte Alsbald auch trat ein vierschrötiger und sonnenverbrannter Spreewälder herein. Der alte Kauper, sein Vater, verließ ungesäumt sein Lager in der Kammer, auf dem er bis jetzt geschnarcht hatte. Neugierig folgte ihm die Tochter, schon zur Fahrt in den Busch gerüstet, in grauer Puffjacke, den Rock bis über die Waden aufgeschürzt, um barfuß die Wiesen zu durchwaten.

Hinze aber nahm nicht eher Notiz von der Ungeduld der Seinen, bis er ein Tönnchen Salz bei Seit' gestellt, und sich eines alten Quersackes entledigt hatte, dessen Geruch seinen Inhalt von altem Käse verrieth.

»Na, Hinze! Laß mal hören! Was bringst du Neues mit? Wie sieht's aus draußen hinterm Busch?« fragte der alte Kauper.

Der Sohn aber hing gelassen den Quersack an die Wand, und indem er die Asche seines kurzen Pfeifenstummels am Ofen ausklopfte, sagte er gleichgültig:

»Was wird's geben, Vater, als Gräuel und Zeter? Im Städtchen brennt's, Dörfer und Schlösser brennen, das Lumpengesindel treibt's Vieh aus den Ställen, dem Müller Höfer setzten sie die Pistole auf die Brust, er mußte ihnen seine Baarschaft herausgeben bis auf den letzten Heller, den Schulmeister warfen sie Kopf über zum Fenster hinaus, weil er sie zur Rede setzte. Sie sind wie die Heuschrecken wo sie hinkommen. Es wird nicht lange dauern, so sind sie hinter mir her; bringt Euer bischen Geld in Busch, Vater, rathe ich Euch, die Bursche nehmen was sie finden.«

»Hieher sollten sie kommen?« fragte der alte Kauper. »Junge, du bist wohl nicht klug! Hier hat die Rotte nichts zu suchen, die Schlösser des Herrn Grafen und die Städte sind besseres Futter für solch Gesindel.«

»Ja doch,« erwiderte der Bursche, »wenn nicht zwei Regimenter

hinter ihnen wären. Die haben tüchtig unter sie gehauen, daß sie Reißaus nehmen mußten. Jetzt läuft ein Haufen Gesindel hier hin, der andere dorthin. Ich machte, daß ich mit meinem Kahne abfuhr, es fehlte nicht viel, so hätte ich ihn hergeben müssen, und Prügel obenein gekriegt, denn sie wollen sich mit Gewalt durch den Busch flüchten, weil die Dragoner ihnen mit den Pferden nicht durch die Wiesen und Fließe nachkommen können. Wenn's Tag wird, Vater, so sind sie hier, verlaßt Euch darauf, sie zogen durch den Waldweg auf unsere Ecke los, es war ein großer Haufen.«

Diese Rede brachte unter Allen, welche sich in der Stube des Kaupers befanden, keine geringe Bewegung hervor. Der Kauper selbst griff nach einem alten Topfe, der voller Asche hinter dem Ofen stand, und holte einen schmutzigen Beutel daraus hervor, in welchem er eine Anzahl Thaler verborgen hatte, wie diese Leute ihr erspartes Geld aufzuheben pflegen. Die Tochter lief in den Stall, band das Vieh los, trieb Schweine und Gänse heraus, und es fehlte nicht viel, so hätte die Familie des Kaupers mit diesen ihren Schätzen eiligst die Kaupe und unsere Reisenden im Stich gelassen, um sich selbst damit so tief als möglich in den Spreewald zu retten, wenn es Haland und Frau Rutheni nicht durch Geld und gute Worte gelungen wäre, den Kauper bei seinem Versprechen, sie weiter zu schaffen, festzuhalten. So wurde denn der Kahn des Sohnes in aller Eile mit Frau Rutheni's Koffer und Sachen beladen, Georg Haland mit den drei Frauen stiegen schleunigst hinein, schichteten sich so gut als möglich in das schmale Fahrzeug ein, und der Sohn verstand sich dazu, sie in aller Stille zum Jäger Lukas zu schiffen, während auch der alte Kauper und sein Mädchen mit seinem Beutel voll Geld und seinem Vieh waldeinwerts zogen, da man schon in einiger Entfernung das Lärmen und Schreien des Gesindels zu hören glaubte, welches Hinze's Erzählung angekündigt hatte.

Fahrt und Landung.

Der Kahn stieß vom Ufer, und das Ruder plätscherte so leise. Die lieben Sterne, groß und klein, standen und wanderten über das dunkle Himmelszelt, und funkelten durch die Bäume und das Gebüsch, deren Zweige über das Wasser hingen, welches Hinze lautlos mit seinem Kahne durchschnitt, der lange Furchen darin hinzog.

Sie waren Alle still geworden, die in dem Kahne saßen; zuerst hatten sie gelauscht, ob ihnen wohl die lärmenden Buben nachkämen; aber es regte sich kein Mäuschen, der Wind rauschte in den Bäumen wie ein Wiegenlied, das Ruder schlug den Takt, und die müden Augen der jungen Mädchen fielen zu. An einander gelehnt sang sie das Wiegenlied der Erlen am Strande in Schlummer, während Frau Rutheni bald einnickte, bald aufhorchte, den Mantel Georg Haland's dichter um seine Knie hüllte vor der Nachtluft, und dieser schweigend dasaß, die Mütze tief in die Augen gezogen.

Da graute der Morgen, und es fing im Walde an sich zu regen. Der Herbst, auf dessen Stoppelfeldern die kleinen Sänger im ebenen Lande verstummen, hat als Zufluchtsort für sie den Spreewald auserſehen, in dessen frischem Waldesgrün die Vögelein nun Monate lang vergessen, daß der Frühling von dannen zog. Der Schlag der Amsel weckte die Grasemücke, kein Vögelein wollte mehr schweigen im Walde: tausend Stimmchen sangen dem lieben Gott ihr Morgenlied, und wenn sie es auch nicht wissen, wer ihnen das frische Waldesleben gab, und

wer sie zur Freude geschaffen hat, so weiß es ihr Schöpfer, der Vater der Menschen dort oben doch, und schaut mit Wohlgefallen nieder auf das fröhliche Gewimmel.

Das Schröcken der Rehe ertönte tief im Busch, der herbstliche Ruf der Kraniche wild her aus der Ferne; dann und wann erhob sich das Gebrüll der mächtigen Stiere, welche der Spreewälder durch die fetten Wiesen treibt, während das Gesumse der dickleibigen Hummel und der emsigen Biene durch das Gras flüsterte.

Da erwachte Amelie, und wie der Kahn sanft fortglitt auf dem kaum vom Morgenwinde bewegten Fließe, wehte er ihr den balsamischen Duft des Calmus zu, dessen schilfartige Blätter üppig am Ufer wucherten, und traulich zum Wasserspiegel niedernickten. Und als sie noch regungslos in dem Kahne zurückgebogen lag, die Augen zum Laubdache über ihr gerichtet, das bald dichter bald lichter mit der Durchsicht in das tiefe Blau des Himmelsgewölbes beim Dahingleiten des Kahnes wechselte, und einzelne Silberwölkchen hoch oben hinzogen, — da war es ihr als wie in einem seligen Traume, in welchem die Noth und das Leid, die Menschen oft einander anthun, verklungen und versunken waren.

Seht, der Spreewälder und der Landmann haben Morgen um Morgen das Schauspiel der aufgehenden Welt in Gottesfülle vor sich, und wer nur von ihnen ein Herz hat, der jubelt wohl mit dem Vöglein und mit der summenden Biene, die Gott schuf, und dankt ihm.

Amelie aber hatte noch nie in ihrem Leben das Erwachen der Natur nach der Nacht gesehen, in welcher Gott der Herr für uns gewacht hat! So geht es dem Reichen! Er schläft in der Armuth seines reichen Pfühles, wenn der Arme oft im Reichthum Gottes schwelgt, wenn dieser den Glanz der Welten, die Sonne, aufgehen und die Vögelein im Walde zu Bette gehen sieht. Wer ist hier reich? Wer ist hier arm?

Da war es Amelie, als erzählten die Sonnenstrahlen, welche sich

durch die schimmernde Laubdecke in's thauige Gras stahlen, ihr ein goldenes Mährchen von Dingen, die sie bisher nicht geahnt, und welche die tausend Stimmen der Natur ihr in die Sprache übersetzten, welche der liebe Gott zu uns redet.

Sie richtete sich auf, und ihr Antlitz sah so aus — so, als könne es nie mehr von Eigensinn und Mißtrauen entstellt werden.

»Guten Morgen, liebe Kinder!« rief Mutter Rutheni ihr und Annemarie zu. »Der Morgen weht frisch, und das Lager im Kahne war nicht eben das bequemste. Hier, liebe kleine Gräfin, ist noch ein Tuch zum Einhüllen, Sie werden frieren nach dem Schlaf, und noch kein wärmendes Frühstück! Aber nur noch ein wenig Geduld, bald sind wir angekommen, da wollen wir schon sorgen.«

»O Mutter Rutheni, es hat nichts zu sagen, und ich friere auch nicht,« entgegnete Amelie. »O wie wunderschön ist dieser Morgen im Walde.«

»Nicht wahr?« sprach Georg Haland erfreut, der ein geborner Spreewälder war, und der die Mütze beim ersten Laute der Amsel von den Augen gezogen hatte. »Ein Morgen im Spreewalde, meine junge Gräfin, wiegt zehn Opern auf.«

Indem er noch sprach, lichtete sich der Wald, und eine von Gebüsch umkränzte weite Wiese ward sichtbar. Nicht gar entfernt vom Ufer gewahrte man ein niederes Haus mit vier Fenstern Fronte. Der Jagdhund darin schlug an und Hinze landete.

Das Plätschern des Ruders, das, so leise es ist, dem Ohre eines Jägers im Spreewalde nicht entgeht, zog die Aufmerksamkeit des Jäger Lukas sogleich auf sich, der im Begriff stand, einem am vergangenen Abend gespürten Hirsche auf Waidmannsweise am Frühmorgen nachzusetzen. Er kam sogleich herbei, als er die in der Einsamkeit des Jagdhäuschens ungewohnte Gesellschaft im Kahne erblickte, und es bedurfte nur des Erkennens von Georg Haland und seiner Erzählung, wie es

ihm und den Seinen ergangen, um die Thür des Jägerhauses gastlich zu öffnen.

Obgleich seine Frau, welche, wie er sagte, sich gestern die Ader habe schlagen lassen müssen, noch schlief, so räumte der noch junge und rüstige Lukas doch sofort das Stübchen linker Hand gutmüthig und gastfrei auf Spreewälder Art den Geflüchteten ein, und versprach auf den Abend die Räumlichkeit für dieselben noch durch ein Dachstübchen zu vermehren, welches Frau Lukas von den Wirthschaftsgegenständen mancherlei Art räumen solle.

Obgleich unsere Flüchtlinge allen Grund hatten, ihr Geschick zu preisen, in so mißlicher Lage so gastliche Aufnahme und im Jäger Lukas einen so gutmüthigen Mann zu finden, daß er selbst eher unter freiem Himmel geschlafen hätte, als die Ankömmlinge von der Thür zu weisen, so war damit aber auch Alles gesagt. Ein einziges Bett nahm einen großen Raum des kleinen Stübchens ein, in welcher Mutter Rutheni's Reisegepäck abgeladen wurde. Kein bequemer Stuhl bot Georg Haland die gewohnte und seinem Zustande nöthige Bequemlichkeit, und waren auch Wände und Geräthe hier nicht so verräuchert wie in des Spreewälders Kaupe, so befand sich beides übrigens in keinem viel besseren Zustande.

Als nun gar Mutter Rutheni, das Magenbedürfniß der Ihrigen bedenkend, den Jäger fragte, ob sie wohl auf seinem Heerde ein Frühstück werde bereiten können, so sah der gute Lukas aus, als habe er einen dummen Streich gemacht, der ihm auf's Gewissen falle. Verlegen sagte er, daß er gleich mit seiner Frau sprechen wolle, und verschwand durch eine hintere Thür, welche in die Schlafkammer der Frau Lukas führte. Hier erhob sich auch alsbald eine kreischende Weiberstimme, und die in stummer Erwartung harrenden Ankömmlinge vernahmen deutlich die Vorwürfe, welche Frau Lukas ihrem Gatten machte, ihr beim ersten Hahnenschrei ganz ungebetene Gäste in's Haus zu bringen.

»Dein guter Freund Lukas scheint mit den Hirschen und den wilden Schweinen im Forste besser fertig werden zu können, als mit seiner lieben Frau, mein Onkelchen,« sagte Annemarie leise zu Haland.

Indem trat Lukas wieder heraus, und bedeutete Mutter Rutheni, daß seine Frau noch von gestern heftige Kopfschmerzen habe, sie solle nur für's Erste sehen, wie sie zurecht komme, dann werde es schon weiter gehen. Darauf half er ihr ein kleines Feuer anmachen, und entschuldigte sein Fortgehen mit der Nothwendigkeit, des gespürten Hirsches Fährte verfolgen zu müssen.

Er pfiff seinem Hunde, und war bald im Walde verschwunden.

Obgleich das Frühstücksfeuer nun loderte, so fehlte dennoch das Beste zum Frühstück. Die kreischende Stimme der Wirthin machte es nicht räthlich, ihre Ruhe eher zu unterbrechen, als sie selbst es für angemessen halten würde; und wo hätte Mutter Rutheni ohne sie Milch oder Brod in diesem abgelegenen Winkel hernehmen sollen? Der Proviantsack half so gut als möglich aus. Dennoch hatte Amelie in ihrem Leben noch nie so lange auf ein Frühstück warten müssen, als nach dieser kühlen Nachtfahrt, was nun endlich aus Nichts bestehen konnte, als aus einer kräftigen Brodsuppe, die in Ermangelung des Rechts, sich im Haushalte der Frau Lukas nach Tellern und Löffeln umzusehen, aus einigen Gläsern getrunken werden mußte.

Man muß gestehen, daß dieses Frühstück wie der Ort, an welchem es genossen wurde, für die verwöhnte junge Gräfin den sonnigen Morgen in der Herrlichkeit des Waldes in den Hintergrund stellen, und daß diesem Augenblicke, der ihr eine noch nie erfahrene Entbehrung aufdrang, noch manche schwerere Prüfung für sie folgen mußte. Denn was der unverwöhnten und deshalb immer wohlgemuthen Annemarie drollig vorkam und zum Scherze wurde, daß sie die Brodsuppe aus Gläsern trank, weil sie's nicht besser haben konnte, das war für Amelie ein Schweres und Unglaubliches.

Aber nichts desto weniger blieb ihr Gesicht freundlich und hell. Wunderbar! Es war, als sei es ihr zu einer Unmöglichkeit geworden, unter diesen Menschen übellaunig zu sein.

Während Annemarie ihrer Mutter half, ein wenig Ordnung in ihre Sachen und dieselben im Stübchen unterzubringen, saßen Georg Haland und Amelie vor der Thür, die Morgensonne that Haland wohl.

Da hörte er theilnehmend zu, wie ihm das junge Mädchen vom Schlosse Sonnenfels und ihrem Vater, von Tante Louise und ihrer Flucht erzählte, und wie sie kein Hehl vor ihm hatte, wie schwer ihr das Herz sei, wenn sie denke, daß weder ihr Vater noch Gottfried, noch irgend Jemand wissen könne, wo sie geblieben sei und nach ihr fragen werde.

Aber Georg Haland sprach tröstend zu ihr, und sie horchte seiner Rede wie ein Kind auf die seines Vaters.

»Lassen Sie's gut sein, liebes Kind, und geben Sie einer Angst nicht nach, die Ihnen zu nichts hilft. Es wird Alles gut werden, das sollen Sie sehen. Es ist wahr, Sie sind am Schlimmsten von uns Allen daran, wie wir hier sind, und das ist's, was uns leid ist.«

»O guter Herr Haland,« entgegnete Amelie gerührt, »Sie selbst sollten nicht so reden, denn ich bin gesund und jung, und Sie bedürfen wohl mehr der Pflege und Ruhe als ich.«

»Das Letztere möchte wahr sein,« erwiderte Georg Haland auf seine gelassene Weise, »wenn Sie, meine liebe Gräfin, so frei wären als ich.«

Amelie blickte ihn verwundert an, sie verstand nicht, was er meinen konnte.

»Sie wissen nicht, was ich darunter verstehe?« fragte er lächelnd, »das will ich wohl glauben. Doch will ich's Ihnen erklären, und Sie werden sehen, daß ich Recht habe. Sie sind gesund und jung, liebe Gräfin, und ich alt und gebrechlich, das ist wahr. Aber es

kommt mir vor, als trügen Sie Ketten an sich, die ich nicht trage, und wenn Sie auch nicht selbst und allein daran Schuld sind, daß Sie diese tragen, und ich mir es selbst nicht allein verdanke, daß ich freier bin, als Sie, so ist die Sache darum doch wahr.«

»Ich trage Ketten, Herr Haland? Und Sie sind freier als ich? Ich verstehe Sie nicht.«

»Sie werden mich bald verstehen, wenn Sie mir erlauben, meine junge Gräfin, daß ich offen weiter spreche.«

»O bitte bitte!«

»Sehen Sie, liebes Kind, es giebt Menschen, welche sich an bequeme Genüsse, an Pracht und Ueberfluß oder an kleine und große Bedürfnisse so sehr gewöhnt haben, daß sie glauben, ohne das Alles gar nicht leben zu können, und sich unglücklich fühlen, wenn sie es einmal entbehren müssen. Da kommt es mir denn vor, als seien diese Menschen wie die Gefangenen ihrer eigenen Verwöhnungen, wie in Ketten.«

»Da meinen Sie, Herr Haland, ich sei so verwöhnt, daß ich in Ketten wäre,« entgegnete Amelie mit einer Miene, die, um sauer genannt zu werden, zu freundlich, und um freundlich zu sein, zu betroffen war.

»Ich glaube es fast,« entgegnete Georg Haland mit einem Tone, dem man nichts übel zu nehmen im Stande war, »und darum bin ich alter Mann freier als Sie, Gräfin, denn mein einfaches Leben hat mich gelehrt, unabhängiger von vielen Bedürfnissen zu sein, und mit frohem Muthe mich in diese oder jene Entbehrung zu finden. Doch das ist natürlich,« setzte er noch freundlicher hinzu, »und Sie dauern mich viel mehr, daß Sie in diesem unbequemen Häuschen fürlieb nehmen müssen, als ich zu bedauern bin.«

Amelie war innerlich beschämt, da sie bedachte, wie sauer es ihr geworden war, das Frühstück heute früh so lange zu entbehren, und ein solches, wie es war, nur zu genießen, während der kränkelnde Georg Haland so sprach.

»O Herr Haland,« rief sie, »Sie sollen nicht Recht haben. Sie sollen sehen, daß ich keine Ketten trage. Ich will eben so gut frei sein wie Sie.«

So eben trat Frau Rutheni mit der Jägersfrau aus der Thür zu ihrem Bruder, der aufstand, und sich auf eine so ruhige Art bei der Letzteren entschuldigte, ihr so viel Unruhe verursacht zu haben, daß Dame Lukas, die durch Mutter Rutheni bereits milder für ihre Gäste gestimmt worden war, ihre groben Züge in freundliche Falten legte, und durch ihre Bereitwilligkeit, Mutter Rutheni bei der Beschaffung für den Mittag zu unterstützen, Aussicht auf ein besseres Mittagsessen gab, als das Frühstück gewesen war.

Der Eckstein.

Um viele Tage kehren wir heute, meine Rosa, zu dem bangen Abend zurück, an welchem wir Mimi und Carl mit ihrer geängsteten Mutter im Coupé auf dem Stettiner Bahnhofe verließen.

Noch schneller als gewöhnlich flog der Waggonzug über die Schienen. Der Tag war beinahe im Sinken. Die Waggons, von Menschen überfüllt, boten bei den ersten Anhaltepunkten den Anblick eines wilden Treibens dar, und Marie, in eine Ecke des ebenfalls von Passagieren voll gepfropften Coupés gedrückt, Carl schlafend auf ihrem Schooße, Mimi furchtsam an ihren Arm gepreßt, winkte stumm den beiden Knaben zu, sich still zu halten, denn der günstige Augenblick und der passende Ort zum Aussteigen schien ihr noch nicht gekommen. Man lärmte, man stieg hastig aus und ein, man sprach von Pulver und Blei, Schießen und Verderben, die Einen flüsterten geheimnißvoll unter einander, die Anderen fluchten und schimpften laut.

Da hielt der Zug zum drittenmale, man war an der kleinen Stadt N. E. angelangt. Marien blieb jetzt keine Wahl mehr; die Nacht brach herein, der nächste Anhaltepunkt war fern und ihr fast unbekannt, das weitere Fortkommen des Zuges schien sogar unsicher. Auf ihren Zuruf stieg Wilhelm eilig aus, Hermann hinter ihm drein. Der Erstere war für sein Alter von besonderer Unerschrockenheit, und die Liebe zu den Seinen gab ihm mehr Vorsicht, als ihm eigenthümlich war. Rasch und besonnen nahm er Marien den schlaftrunkenen Carl ab, und gab ihn der

bereits harrenden Dore in die Arme, hob Mimi heraus; schnell folgte Marie. Die kleine Caravane drängte sich mit Mühe durch den Haufen, Carl schrie, und schwieg wieder in der Betäubung des größeren Geschreis der wilden Männer um ihn her. Wilhelm machte mit allen seinen Kräften Bahn für Mutter und Kinder, und da standen sie endlich zufällig durch eine alte Hecke vor der tobenden Masse einigermaßen geschützt. Wilhelm bat die Tante, ein wenig zu warten, der Zufall unterstützte ihn, glücklich verhalf ihm der Eisenbahnbeamte, der ihnen schon in Berlin geholfen, zum Gepäck, und eilig schritten sie von dannen.

Aber wohin nun weiter? Mariens Plan war, wo möglich den kleinen Badeort Freienwalde zu erreichen, der, von Kurgästen wenig besucht, einen ruhigen Zufluchtsort zu bieten versprach. Aber keine Droschke war zu sehen, die ermüdeten Kinder unfähig zu einem weiten Gange. Nach kurzer Ueberlegung fand man, daß nichts weiter übrig blieb, als sich so schnell und so gut als möglich im Orte selbst ein Unterkommen zu sichern. Marie, Wilhelm und Ernst begannen jetzt von Haus zu Haus zu gehen, nach leeren Quartieren zu fragen; langsam folgte ihnen Dore mit den beiden Kindern. Aber bald hieß es: »ei bewahre, das Haus ist schon von Leuten überfüllt!« oder: »wir nehmen Niemand ein!« und man warf die Thür knarrend zu; oder endlich musterten die schmutzigen Bewohner irgend eines unansehnlichen Hauses die armen Reisenden, und sagten: »das fehlte noch, solche vornehme Leute aufzunehmen! Ihr habt schönere Kleider als wir, seht zu, wo Ihr bleibt.«

Und es ward Nacht; da stieg Mariens Angst um ihre Kinder auf's Höchste, wenn sie gezwungen sein sollte, auf der Straße mit ihnen zu übernachten.

Die kleine Stadt liegt an dem Flusse Finow; man hat einen Canal dort gegraben, auf welchem Schiffe bis nach Stettin und auf die Ostsee gelangen, und die Waaren der Stahl- und Messingfabriken, welche in der Vorstadt seit langer Zeit erbaut und mit vielen Kosten angelegt sind,

zum Handel weit und breit verfahren. Aber heute standen diese nützlichen und werkthätigen Fabriken von Arbeitern leer, deren Frauen und Kinder sich ohne Brod und Nahrung furchtsam versteckt hielten, während ihre Männer und Väter von Wildheit entbrannt, den Haufen der Aufrührer vermehrten.

Marie hatte sich bereits bis zu dieser Vorstadt durchgefragt, und Niemand hatte ihr eine Aufnahme geboten. Mimi konnte nicht mehr fort, und Dore hatte sich mit ihr und dem auf ihrem Arm eingeschlafenen Carl auf einen großen Stein an einer Straßenecke in Erwartung ihrer wiederkehrenden Herrschaft gesetzt.

Da kam eine Frau mit einem Kinde die Straße herunter. Sie hatte sichtbar Eile, und sah scheu um sich her. Ihr Wuchs war schmächtig, aber nicht groß, ihre Kleidung mehr als einfach, sie trug einen kleinen Handkorb am Arme. Sie war im Begriff, die kleine Querstraße bei dem großen Steine vorbei einzuschlagen, als Mimi mit kläglichem Tone sagte:

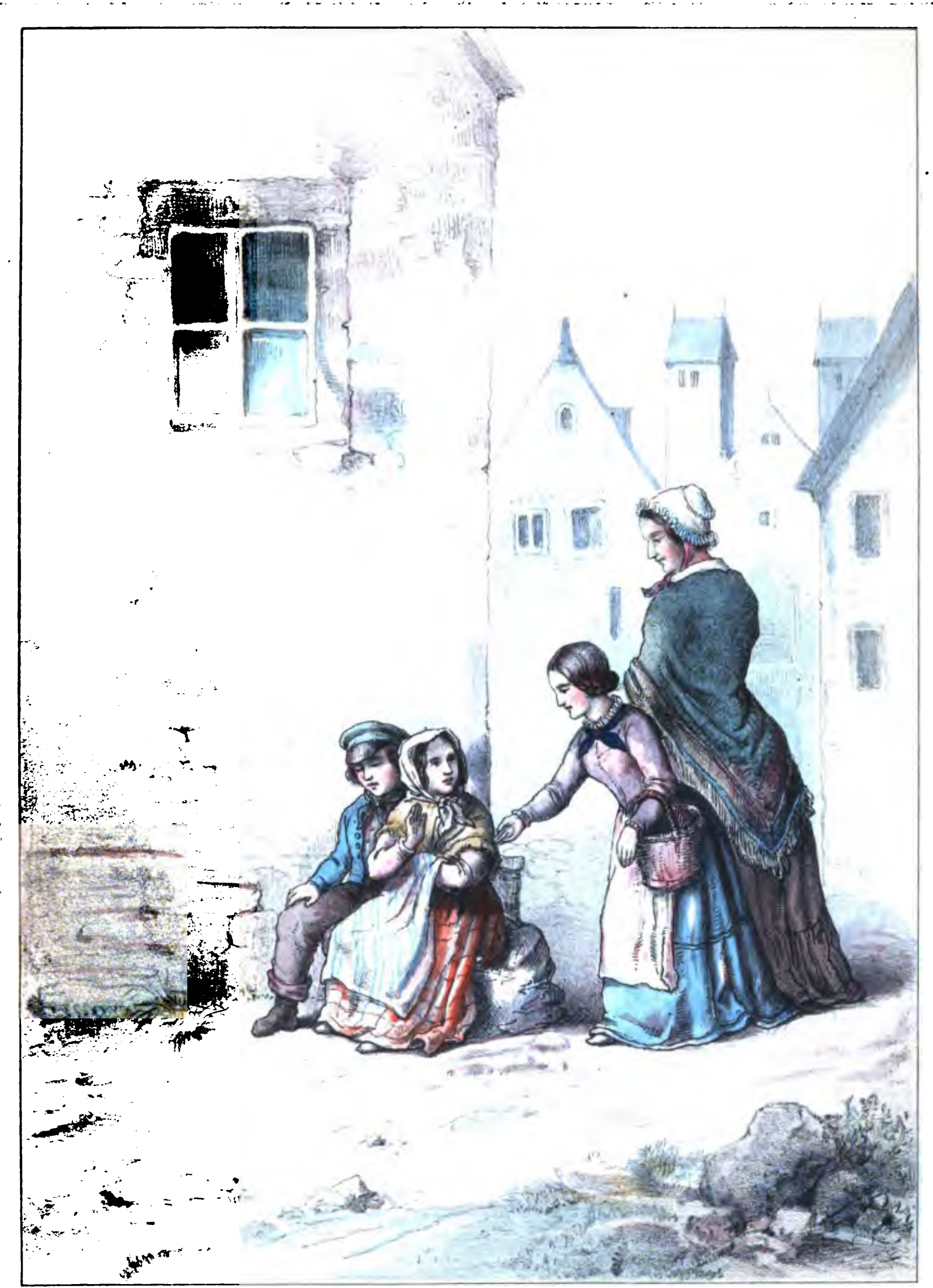
»Dore, ich kann's gar nicht mehr aushalten. Ich bin so durstig, daß ich umfallen möchte. Wenn Mama nicht bald kommt, so schlafe ich hier auf dem Steine ein.«

Als Mimi so sprach, wandte das Kind an der Hand der Vorübergehenden den Kopf lebhaft nach Mimi hin, und zerrte die eilende Frau rückwärts.

»Mutter — Mutter!« rief es leise.

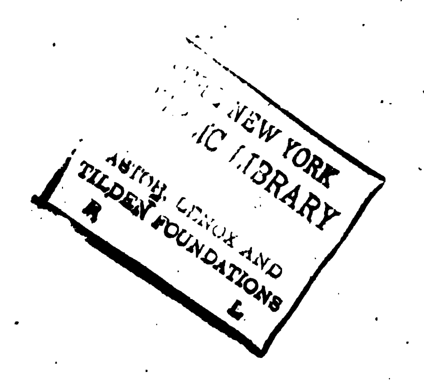
»Was willst du nur, liebes Kind,« entgegnete diese eben so, indem sie es mit sich fortziehen wollte; »komm nur, komm, es ist ja grausig hier auf der Gasse.«

»Ja aber — sieh nur, Mutter, sieh, wer da sitzt!« und das Kind trat einige Schritte näher, und blickte angestrengt auf das Mädchen mit den Kindern am Steine.



Jllustr. v. Arnz & Cie in Dusseldorf

Der Eckstein.



NEW YORK
IC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R
L

»Was fällt dir ein, gutes Kind,« sagte die Frau ängstlich, »ich bitte dich, komm, hier ist kein Verweilen.«

»Es ist Mimi, Mutter, es ist ganz gewiß Mimi, ich kannte sie gleich an der Stimme, laß mich nur hin!« rief das Kind, und stürzte auf den Stein zu. »Mimi, um Gotteswillen, wo kommst du nur her? — und Carl mit Dore? Seid Ihr denn hier allein? Wo sind deine Eltern?«

»Camilla! du bist hier?« rief Mimi dem Mädchen entgegen, bei dessen Anblick sie Durst und Ermüdung vergaß. »Und wo kommst du denn her? seit wann bist du hier?«

»Ich bin schon zwei Tage hier, Mimi, und dort ist meine Mutter, wir wohnen nicht weit, da unten am Wasser.«

Da trat Camilla's Mutter auch herzu, und vergaß ihre furchtsame Eile. Sie hatte sich des Tages über nicht aus ihrer kleinen, glücklicherweise schon vor einigen Tagen gemietheten Wohnung auf die Straße gewagt, und eben so wenig sich getraut, Camilla allein zurückzulassen, als sie in der Dämmerung versuchte, einigen Mundvorrath für den nächsten Tag im Städtchen aufzutreiben.

»Arme Mimi! arme Kinder!« rief sie voller Mitleid,« hier auf dem Steine und kein Obdach!«

»O Mutter, sie müssen mit uns kommen,« fiel ihr Camilla in's Wort.

»Das versteht sich, und so schnell als möglich,« erwiderte die Mutter, »wir theilen mit Mimi und ihrer Mutter Alles was wir haben. Aber wo ist sie? wo finden wir sie nur geschwind?«

Indem hörten sie nicht weit von ihnen Jemand sagen: »Wilhelm, was fangen wir an? was fangen wir an? hier auf der Straße mit den müden und hungrigen Kindern?« Und alsbald kam Marie, erhitzt von vergeblichem Suchen und fast trostlos bei ihren Kindern an.

»Mama, meine gute Mama,« rief ihr Mimi entgegen, »denke nur, sieh nur —«

Und wir bedürfen hier fast der Worte nicht, wir sehen es lebendig vor uns, meine liebe kleine Rosa —

Nun ja doch, meine Großmama, fiel Rosa dieser in's Wort, Camilla's Mutter nimmt sie Alle die Quergasse mit hinunter, da wette ich darauf, das kann ja wahrhaftig gar nicht anders sein.

Du hast's errathen, mein geliebtes Kind, fuhr die Großmama fort. — Im Umsehen stand der große kalte Stein leer von seiner süßen kleinen Bürde, den armen Kleinen; du wirst auch begreifen, daß er den Aufrührern nicht verrieth, wohin die warme Dankbarkeit, welche Camilla's Mutter und sie selbst für die kleine Mimi im Herzen für ihr liebenswürdiges Betragen und ihre Liebe für Camilla trugen, die Obdachlosen gerettet hatte.

Rasch gingen sie das Quergäßchen hinunter, und gelangten an eine Stelle des Canals, wo eine Anzahl kleiner Fahrzeuge verlassen von den Schiffern vor Anker lagen, und allerlei Schmutz und unsaubere Gegenstände, wie sie einen vernachlässigten Landungsplatz häufig bedecken, das Ufer verpesteten. Camilla's Mutter und Wilhelm führten, Mimi in der Mitte, den Zug an, und man erreichte, ohne ein Wort zu sprechen, am Ufer entlang, nach einer kleinen Weile das Pförtchen eines kleinen und verwilderten Gartens. Euphemia Mandani, wie Camilla's Mutter hieß, erschloß das Pförtchen, ließ Alle ein, und verriegelte es sorglich. Man betrat ein kleines einstöckiges Haus, es war das eines Schiffers. Doch waren seine Bewohner, Euphemia und Camilla ausgenommen, nicht daheim. Das kleine Zimmer, welches diese inne hatten, war alsbald wie vollgestopft von seinen unerwartet vermehrten Gästen. Euphemia zündete Licht an, und bei seinem matten Schimmer gewahrte Maria den engen Raum.

»Es ist mehr als unbescheiden,« sagte sie, indem sie erschöpft auf einen Stuhl sank, »Ihre Güte auf diese Weise zu mißbrauchen, beste

Frau Mandàni, und doch — Sie sind mir und meinen Kindern ein Engel in der Noth.«

»O Frau von Bühl, was sollte wohl Camillens Mutter nicht für Ihr liebes Kind, die Mimi, thun? Und also auch mit Freuden für Sie!«

Maria reichte Euphemia Mandani gerührt die Hand, und wir müssen bekennen, daß selbst in so schweren Stunden, als diese waren, keine Mutter, welche ihre Kinder so sorgsam erzieht, als Maria, eine süßere Freude dafür empfangen kann, als daß ihr Kind von Andern so geliebt wird, wie Mimi von Camilla und ihrer Mutter.

Zwar war für die Nacht guter Rath etwas theuer, doch wußte Frau Euphemia solchen mit dem besten Muthe von der Welt zu schaffen.

Zuerst packte sie den Inhalt ihres Handkorbes aus, den es ihr so mühsam nur durch Ankauf einer Blutwurst, einiger Gurken, mehrer kleiner Bröde und etwas Speck zu füllen gelungen war. Ohne auf das eigene Bedürfniß der nächsten Tage Rücksicht zu nehmen, für die von neuem sorgen zu können, man nicht mit Gewißheit vorauszusehen vermochte, theilte sie den Kindern ein erwünschtes Abendbrod aus.

»Wenn nur diese Nacht überstanden ist,« wandte sie sich zu Mimi's Mutter, indem sie den kleinen Carl auf ihr eigenes Lager bettete, während Mimi das der Freundin Camilla theilte, deren Augen sich alsbald zu dem tiefsten Schlafe schlossen, »morgen früh findet sich in diesem abgelegenen Theile der Stadt sicher Aushülfe. Und indem sie Allen behülflich war, die Nacht so erträglich hinzubringen, als es ihre geringen Hülfsquellen nur irgend bieten mochten, herrschte unter den Müden in dem beschränkten Raume bald die tiefste Stille.

Der Morgen graute kaum, als Euphemia Mandani sachte die Thürklinke umdrehte, um ihre Schritte zu einem benachbarten Hause zu lenken.

Stattlich und weitläufig ragte dasselbe unter den Nebenhäusern hervor. Während seine Flügel sich in schräger Richtung nach rechts und

nach links ausdehnten, als wollten sie dem Ankömmling die Arme zum Empfang ausbreiten, prangte seine Fronte in der Morgensonne weithin leuchtend, die in die hohen gewölbten Fenster spielend ihre Strahlen warf. Auf der mit goldenen Buchstaben geschriebenen Firma über der breiten Thür, deren eichene Pfosten bereits hundert Jahre vielleicht der Witterung widerstanden, las man den Namen: Christian Gottlob Brodammer.

Camilla's Vater, Mandani, war dem Besitzer dieser großen Fabrik seit lange bekannt. Als Mandani vor wenigen Tagen Frau und Kind hieher geflüchtet hatte, und nach Berlin zurückzukehren gezwungen war, ging er zu Christian Brodammer, und bat ihn um Schutz für die Seinen in Fällen der Noth.

Euphemia fand die Thür der Fabrik geschlossen. Todtenstille herrschte in dem sonst bis in seine Winkel lebensvollen Hause. Keine Feueresse rauchte, keine Dampfmaschine dampfte, kein Hammerschlag wurde gehört. Euphemia zog schüchtern an der Klingel, und nachdem sie es das zweite Mal verstärkte, wurden innerhalb Fußtritte laut. Der Schlüssel drehte sich im Schlosse, und wie man ein Buch auf- und zuschlägt, so öffnete und schloß sich die mächtige eichene Thür. Es war ein alter Aufwärter der Fabrik, welcher öffnete.

Euphemia nannte ihren Namen und bat, seinem Herrn vorgelassen zu werden.

Der Aufwärter zweifelte, daß sein Herr Jemand sprechen wolle, ging dennoch auf Zureden, um die Frau zu melden, und diese stand in der weiten Halle allein. Es war wie ausgestorben, man konnte eine Maus laufen hören. Der Aufwärter kam, und hieß Euphemia ihm folgen. An tausend Menschen regten sonst hier emsige Hände; der Meißel aber wurde nicht mehr gehört, wie ausgebrannt und schwarz standen die mächtigen Schmelzöfen, die Werkstätten standen menschenleer und öde, unvollendete

Fabrikwaaren lagen in wilder Unordnung umher, die Vorräthe der angefertigten Stahlwaaren waren ausgeplündert.

Dunkel und schwarz starrten die Wände dieser weitläufigen Räume, und Euphemia faßte ein unheimliches Grauen. Denn wo der Fleiß des Menschen gewaltet hat, wo Ordnung und Kraft Werke der Kunst und des Gewerbes förderten, und plötzlich die Stille des Todes herrscht und der Mensch das Werk seiner Hände treulos verlassen hat, da ist's, als ziehe ein Fluch durch das Haus.

Schweigend folgte Euphemia dem Aufwärter zu dem Comptoir. Hier war es um nichts besser. Eine Unzahl von Schreibtischen, an welchen vor Kurzem noch Schreiber an Schreiber gesessen, um die weitläufigen Correspondenzen und Geschäfte des Herrn Christian Gottlob Brodammer durch mehre Welttheile zu besorgen, — standen leer und bestäubt, es war, als lachten die mächtigen Actenstöße an den Wänden umher die müßigen Schreibtische aus.

Noch stand Euphemia betroffen, als sich im Hintergrunde der geräumigen Wölbung Christian Gottlob Brodammer von seinem Sitze erhob. Starr und in tiefem Nachsinnen hatte der alte Mann die Nacht dort gesessen, Essen und Trinken, selbst den Schlaf, vergessend. Die Thurmglocke hatte eine Stunde nach der andern geschlagen — für ihn schlug sie nicht, er hörte sie kaum, und als der Aufwärter eintrat, Euphemia zu melden, wurde er erst gewahr, daß es Tag sei und nicht mehr Nacht.

Der noch kräftige lebenstüchtige Greis war gebückt worden in dieser einen Nacht; sein silberweißes dichtes Haar hing ungepflegt um seine Schläfen, die Farbe der Gesundheit seines späten Lebensalters hatte einer fahlen Blässe Platz gemacht, der Gram sich auf die ehrwürdigen Züge gelegt.

Langsam ging er auf Euphemia zu, und fragte gütig nach ihrem Begehren. Da entdeckte sie ihm ohne Zögern die Begebenheit am Eck-

stein von gestern Abend, die Verlegenheit der beiden Familien um ein Unterkommen, und ihre Bitte um seine Hülfe.

Aufmerksam horchte der Greis der Rede der jungen Frau. Die vertrauensvolle Offenheit derselben, mit welcher sie zum ersten Male vor Christian Brodammer stand und zu ihm sprach, zauberte auf seine eingesunkenen Züge den Ausdruck eines innigen Wohlwollens zurück.

»Frau Euphemia Mandani,« sprach er mild, »wir sind weit gekommen in diesen unheilvollen Tagen. Haß, Undankbarkeit und Zwietracht herrschen. Man kann Freund und Feind kaum noch von einander unterscheiden, und die Treue hat ein Ende unter ihnen. Aber wo Noth ist, Frau Mandani, da ist Gott dem Frommen nah — warum sollte ich alter Mann nicht helfen wollen, wie Gott mir hilft?«

»O ich hörte oft von meinem Mann,« rief Euphemia, »daß Christian Gottlob Brodammer ein Herz und einen Trost habe für jedes Leid, und eine aufgethane Hand für den Armen.«

Der alte Fabrikherr sah finster vor sich hin, dann sagte er:

»Mein gutes Kind, man wird in unsern Tagen belehrt, daß Alles, was wir können, Nichts ist, und es wird bald aus sein mit meinem Thun. Euphemia Mandani, dieses Haus steht seit grauen Zeiten stattlich wie es ist, mein Aeltervater aus Ruhla gründete es einst von ehrlichem Erwerb, es hat sich in unserm Geschlecht vom Vater vererbt auf den Sohn, und als heute in der Nacht das Andenken an meine Väter vor meinem Geiste vorüberzog, so war es mir, als wenn sie mir zuriefen: wir haben vor dir treu gearbeitet, und du nach uns, wir waren des Segens werth, den Gott unserm Fleiße beschied, aber die Bosheit und Untreue der Menschen hat den Segen Gottes und unser Bemühen, ihnen wohlzuthun, zum Fluche gemacht, geh' in dein Grab, Christian Gottlob Brodammer, da sie dein Vaterland verrathen haben«

Und des alten Mannes Stimme zitterte wie unter Thränen, aber sein Auge hatte nicht eine zu weinen.

Euphemia blickte ihn an mit Augen voll Mitleid.

»Sehen Sie, junge Frau,« fuhr er fort, als müsse er plötzlich seinem Herzen Luft machen, »sehen Sie, Euphemia Mandani, hier in diesen Mauern geht der Betrieb und der Fleiß über hundert Jahr lang aus und ein, und gab dem Armen Brod, dem Trägen Antrieb zum Erwerb, dem Arbeitsamen Wohlstand, dem Kunstfleißigen Gelegenheit zu neuer Erfindung, Mittel zum weiteren Fortkommen, und Jedem unverkürzten Lohn; Tausende von Schiffchen sind gekommen und gegangen auf dem Finowcanal, und führten unsere Waaren hinunter zur offenen See, und manches kecke Segel führte sie nach Amerika, ja nach den beiden Indien hinüber. Die Erde, Euphemia, ist erschaffen zum Austausch der Bedürfnisse, die der Eine erfindet und der Andere gebraucht, und so soll sich Einer des Andern freuen und Friede sein. Wehe uns und der Welt! Die Menschen sind Diebe und Mörder geworden, und indem sie nach Freiheit schreien, sind sie zu Verräthern an König und Vaterland und an sich selbst geworden. Denn ihr Verrath bringt sie selbst an den Bettelstab.«

»O gewiß, es ist entsetzlich, was geschehen,« entgegnete Euphemia. »Aber eben so gewiß ist es auch, daß die Menschen nie unglücklicher sind, als wenn sie sündigen. Gott möge sich ihrer erbarmen, Herr Brodammer. Bedenken Sie auch, daß nicht alle Fabrikherren denken wie Sie, daß sie ihren Arbeitern oft die Arbeit nicht hinlänglich bezahlen, während der Herr der Fabrik im Ueberfluß lebt, und daß die Unzufriedenheit dadurch vermehrt wird.«

Christian Brodammer blickte trübe vor sich hin, dann sagte er: »Frau Mandani, wehe dem Reichen, der den Armen drückt, er thut große Sünde. Der Reiche soll des Armen Schutz und Hülfe sein. Aber wehe auch dem Frevler, der seinem Regenten und dem Gesetz die Treue bricht. Gott richtet einst über den Einen wie über den Andern. Wehe uns! wie ist unser Vaterland so elend geworden!« Und indem er so

sprach, bedeckte der Fabrikherr das Gesicht gramvoll mit seinen beiden Händen.

Da sagte Euphemia mitleidsvoll: »Herr Christian Brodammer, Gott ist unser Richter, aber auch unser Vater! Er erbarmt sich des Gerechten! Fassen Sie Ihre Kräfte zusammen, und wehren Sie allzugroßem Kummer.«

Der Fabrikherr aber fuhr mit der Hand über die Stirn, als besinne er sich auf etwas, das ihm entfallen war.

»Ja so,« sagte er, und wendete sich zu Frau Mandani. »Sie sehen, mein gutes Kind, mein Haus ist verödet. Ich bin verlassen von den Meinen, und weiß ich doch nicht, ob das Dach meiner Väter morgen noch über meinem Haupte steht oder in Asche liegt. Aber Sie handeln brav an Verlassenen, so lange man kann, muß man Ihnen helfen. Bringen Sie Ihre Freundin mit den Kindern, sie sollen Wohnung bei mir finden.«

Thätigkeit und Muth sind zu Allem gut.

Euphemia ging eilends zurück, und kam noch zeitig genug, um den nach unbehaglicher Nacht eines Frühstücks bedürftigen Gästen ein solches nach Wunsche zu bereiten.

Wohl lag es auf der Hand, daß Euphemia Frau von Bühl die Nachricht, eine Wohnung sei gefunden, in ihrer bewegten Lage sogleich verkündet hätte. Aber der Anblick und die Worte des Fabrikherrn hatten ihr einen so erschütternden Eindruck gemacht, daß sie zu der Mittheilung erst Worte fand, als sie auf dem verwitterten Tische der kleinen verwilderten Laube vor des Schiffers Hause ihren Gästen Käse und Milch mit schwarzem Brode zum Imbiß gereicht hatte, und Marie, gerührt von so viel aufopfernder Liebe, die Hand der Freundin in der Noth herzlich ergriff, und ihre Bangigkeit aussprach, wie es heute mit ihr werden könne, um Euphemia von der Ueberzahl ihrer Gäste zu befreien.

Da erzählte Euphemia, was sie bereits ausgerichtet, und Mutter und Kinder horchten fast lautlos auf ihre Beschreibung des Greises mit seinem verödeten Hause und seiner großmüthigen Anerbietung.

Als sie aber geendet hatte, waren Marie und ihre Kinder nicht länger zu halten. In weniger als einer Viertelstunde waren die bescheidenen Mantelsäckchen der Geflüchteten wiederum geschnürt, und man verließ Euphemia's enges Gemach, welches Marien beim vollen Tageslichte noch mehr durch seine Erbärmlichkeit gezeigt hatte, was Camillens Mut-

ter aus Liebe für ihre Mimi und sie gethan, als sie, gastfrei wie ein König, den ärmsten Zufluchtsort mit ihr theilte.

Der kleine Zug hatte die mächtige eichene Thür bald erreicht, an welcher Euphemia heute das zweite Mal die Klingel zog.

Derselbe Aufwärter öffnete, und Frau Mandani war im Begriff, ihm den Zweck ihrer erneuten Erscheinung zu erklären, und um die Einführung der kleinen Gesellschaft bei dem Fabrikherrn zu bitten, als der Aufwärter das Wort nahm und kund gab, daß sein Herr ihn beauftragt habe, Frau von Bühl die Wohnung anzuweisen, welche er ihr bestimme. Er bedaure, daß sein wüstes Fabrikhaus zu ihrer Aufnahme nicht geeignet, er selbst aber sichtbar für Niemand sei.

»Ist er krank geworden?« fragte Euphemia theilnehmend.

»Krank nicht,« war die Antwort, »aber seit seine Arbeiter, denen er der Theurung halber schon vor einem Vierteljahre die Löhnung um die Hälfte erhöht hatte, und die ihn sonst nicht anders als Vater Brodammer nannten, sich von einigen Bösewichtern zu gottlosen aufrührerischen Gedanken verführen ließen, ihm vor's Haus zogen, und ihn mit Brand und Mord bedrohten, und nun Alle auf und davon gelaufen sind, um vielleicht nächstens noch bösartiger zu verfahren —«

»O der arme Brodammer,« rief Euphemia. »Weit und breit im Lande ist er als der großmüthigste Mann bekannt, und erlebt so bittern Undank!«

»Ja, seitdem,« fuhr der Aufwärter fort, »kennt man unsern alten Herrn nicht wieder; ich sage, es wird nichts Gutes daraus, wir erleben nichts Gutes.«

Unter diesem Gespräche hatte er die Frauen zu einem Nebengebäude geführt, welches seit einiger Zeit leer stand, und zuweilen für Handelsreisende oder dergleichen Zwecke benutzt wurde. Es hatte nur ein Stockwerk, war indessen zu den beiden Seiten des Eingangs mit einigen kleinen Zimmern, Küche und Hofraum, und sogar mit den unentbehrlichsten

Mobilien versehen. Die Fenster des Fabrikhauses gingen theilweise auf den Platz am Ufer hinaus, auf welchem dieses Nebengebäude stand, so daß es zwar abgetrennt von jenem, doch gewissermaßen mit unter dessen Schutze lag.

Der Aufwärter schloß die Thüren zu beiden Seiten des Hauses auf, und wies die größere Hälfte desselben Marien und ihren Kindern an.

»Die gegenüber liegende Stube und Kammer,« fuhr der Mann fort, »habe sein Herr für Frau Mandani bestimmt. Sie solle so gut sein, mit hieher zu ziehen.«

Die Frauen sahen einander an, als hätten sie einen unerwarteten Fund gethan, während Mimi und Camilla Freudensprünge thaten. Da nun auf Mariens Wunsch, dem braven Christian Brodammer für seine Gefälligkeit selbst danken, und mit ihm über den Preis der Wohnung übereinkommen zu können, der Aufwärter erklärte, daß sein Herr sich's zur Freude rechne, bedrängten Frauen Schutz und Obdach zu bieten, und ihn ausdrücklich beauftragt habe, auf keinerlei Vergütung einzugehen, so wurde das Begehren Mariens und Euphemia's um so dringender, diesem großmüthigen Beschützer zu danken. Allein dieses Verlangen schien keinesweges sobald erfüllt werden zu sollen; das Fabrikhaus blieb verschlossen, die Werkstatt lautlos, und der Besitzer war nirgends zu erblicken.

Dies konnte indessen die Frauen nicht abhalten, ihre Einrichtung zu treffen. Wilhelm und Ernst wetteiferten mit einander, Euphemia's kleinen Haushalt überzusiedeln. Mimi und Camilla hatten unglaublich viel zu thun, um sich einzurichten, während Carl mit unerhörter Schelmerei sie in Verzweiflung setzte, da er meistens einriß, was sie aufgebaut.

Wie lernt man, nachdem die Entbehrung jedes Bedürfnisses uns drohte, jede und die geringste Bequemlichkeit schätzen! Man fand Bet-

ten vor, die Küche bot wenigstens die Möglichkeit ein Stück Fleisch zu kochen, und Euphemia besaß wirklich ein paar Töpfe und Tiegel! Jeder Stuhl, ein Commodenfach waren Gegenstände besonderer Zufriedenheit für die Mütter, die Knaben blickten mit Wonne auf die Kähne im Canal, die Mädchen vermißten weder Puppen noch Madame Labouret's Schulstube.

Dennoch gab es selbst bei dieser besonderen Begünstigung des Zufalls noch Schwierigkeiten genug. Die kleine Gesellschaft war mit Euphemia's Mundvorrath den Nachmittag von Grund aus fertig; menschenleer war Alles um sie her, an Bedienung nicht zu denken, die Frauen hielten Rath. Wilhelm und Hermann wanderten mit Mariens Mahnung, nicht tollbreist zu sein, auf Spionirung in's Städtchen, um wo möglich Vorräthe zu beschaffen, was es auch sei, indeß die beiden Frauen scherzend sich in die Aemter der Küchen= und Stubenreinigung theilten.

Allerdings war Frau von Bühl nicht gewöhnt, den Kehrbesen zu handhaben, Betten zu machen, am Waschzuber zu stehen. Euphemia war ein dralles Frauchen, flink und sauber, gewöhnt, wie es ihr Stand mit sich brachte, Hausarbeit zu beschicken, vom Morgen bis zum Abend rührig zu sein. Sie wollte Marien den Besen aus der Hand nehmen, und nicht zugeben, daß Mimi's Mutter sich ungewöhnt anstrenge. Diese aber widersetzte sich dem ernstlich, und du hättest nur sehen sollen, meine kleine Rosa, wie ihr die Arbeit von der Hand ging.

Sie hätte es für eine Beschämung gehalten, Euphemia für sich und ihre Kinder arbeiten zu lassen, indessen sie ihre Hände in Schooß legte. Mit derselben Thätigkeit und Heiterkeit, welche man an ihr bei minder beschwerlichem Tagewerke zu sehen gewohnt war, bewegte sie sich, da es nothwendig geworden, in den ihr ungewohnten Verrichtungen.

Marie hatte die wahre Bildung und ein echtes und feines Gefühl. Es ist die echte Freiheit, ohne Murren sich in das Nothwendige

zu fügen, und die uns von Gott gegebene Kraft mit Freuden nützlich anzuwenden, wo und wie das Schicksal es von uns fordert. Es ist das wahre Glück, zufrieden zu sein auf der Stelle und mit dem Genusse oder der Entbehrung, die Gottes Wille uns giebt oder gebietet.

Hätten die Menschen Alle Mariens frommen Sinn und ihre gebildete Seele, so wären sie, arm oder reich, zufrieden; so wären die meisten arbeitsam zu Hause geblieben, und keine Aufrührer geworden.

Traulich saßen sie gegen Abend vor der Thür, die Rückkehr der Knaben erwartend, während Mimi und Camilla denselben bis an's Thor entgegen gehen durften.

»Es ist mir wie ein Traum,« sagte Marie zu Euphemia, »wie wunderbar unser gutes Glück uns hier zusammenführte, und uns aushalf, wo wir keinen Ausweg wußten. Und so geht's oft. In Berlin wohnten wir Jahre lang auf derselben Straße, liebe Euphemia, wir wußten von einander, aber wie so lieb und gut, wie so hülfreich Einer dem Andern sein kann, weiß man oft Jahre lang nicht, und geht dicht an dem Andern vorbei.«

»O liebe Frau von Bühl,« entgegnete Euphemia, »jedes Mißgeschick hat seine gute Seite. Wie schön ist es, sich hülfreich die Hand reichen zu können, und in Angst und Sorge einander zu trösten.«

»Ach,« seufzte Marie, »liebe Euphemia, wie mag's in Berlin stehen? Ach unsere Männer! Gott schütze sie!«

Der Anblick ihrer kleinen Schaar zwang jetzt dennoch der braven Frau ein Lächeln ab.

Jubelnd begleiteten Mimi und Camilla die ankommenden Knaben, in deren Taschen und Händen sie die Beute witterten, welche diese auf ihrem Zuge durch's Städtchen glücklich genug waren, zu erobern. Mimi zog an dem Wurstzipfel, welcher verrätherisch aus Hermann's Tasche hervorguckte, während Wilhelm eine Portion Kartoffeln aus der seinen schüttete; drei Käse hatten Hermann's Tasche parfümirt, während er un-

ter dem Arme das Brod dazu kaum fortgebracht hatte. Ein Stück Rindfleisch, etwas Obst, auch Salz urd Mehl, unter welcher Last Wilhelm tapfer geschmitzt hatte, schienen den Frauen besonders werth, während Carl die Freiheit der Zustände benutzte, eine Tüte voll Zwiebäcke zu untersuchen, welche aus Hermann's Hute hervorpolterten.

Wie höchlich wurden die Knaben von den Müttern gelobt! Und was hatten sie nicht von ihren Heldenthaten zu erzählen, wie sie hier den Weg in einen verschlossen gehaltenen Laden gefunden, und dort einer alten Frau Obst und Kartoffeln abgeschwatzt hatten.

Ein Glück kommt selten allein, sagen die Leute. Die Zuversicht, nicht ungesättigt für die nächsten Tage zu bleiben, stieg noch im Gemüthe der Frauen, als so eben der Aufwärter aus der Fabrik erschien, und Marien einen Schinken brachte. Sein Herr, erzählte er, habe zwar das wenige Essen, welches er ihm zugetragen, fast unberührt gelassen, aber das einzige Wort, das er gesprochen, sei die Weisung an den Aufwärter gewesen, in den geplünderten Speisekammern noch irgend einen Vorrath zu suchen, der den verlassenen Frauen dienen könne.

Als der Aufwärter, für den Marie den Geldbeutel mit einer reichlichen Belohnung gezogen hatte, fort war, sagte Wilhelm, ernsthaft geworden:

»Was muß das doch für ein Mann sein, unser Wohlthäter, der arme Christian Brodammer, liebe Tante! Wenn ich ihn nur ein einziges Mal zu sehen bekommen könnte.

Wie süß war Allen die heute Abend zeitig gesuchte Ruhe auf den Lagerstätten Christian Brodammer's!

Nur Marien's Augenlieder schlossen sich auf kurze Stunden.

Zwei Tage waren verflossen, seit sie Berlin verlassen; die unsichern Gerüchte, welche Wilhelm und Hermann von den noch nicht gedämpften Un-

ruhen Abends aus dem Städtchen mitbrachten, konnten eben so gut übertrieben als wahr sein. Und Paul, der geliebte Paul war in der Gefahr. Das ließ die arme Marie nicht schlafen.

Ihr erstes Geschäft war, da es Tag wurde, ein Brief an ihn. Sie meldete ihm, wo sie war, wie es ihr ergangen, und die großmüthige Hülfe, welche sie doppelt erfahren. Sie beschwor ihn, ihr Nachricht zukommen zu lassen.

Euphemia, deren Gatte zwar der allgemeinen Gefahr der volkreichen Stadt ausgesetzt, allein durch seinen Beruf nicht genöthigt war, den Kampf auf offener Straße zu theilen, suchte ihre liebe Frau von Bühl zu trösten, so gut es gehen wollte. Wilhelm, dessen vorsichtiges und kluges Benehmen in der letzten Zeit der Tante Vertrauen mehr und mehr gewonnen hatte, bekam den Auftrag, zur Eisenbahn zu gehen, und dort zu versuchen, dem ihnen von der Herfahrt bekannten Eisenbahnofficianten den Brief einzuhändigen, und ihm dessen Besorgung dringend zu empfehlen. Dies gelang, und beruhigte die Einsamen einigermaßen.

Oft, wenn wir Kummer haben, meine liebe kleine Rosa, hilft Gott uns unverhofft und schnell. Aber nicht immer. Er ist oft langsam auch mit seiner Hülfe, wir müssen geduldig sein lernen. Mariens Großmutter, die eine vielerfahrene und fromme Frau war, wußte zwei Mittel gegen übermäßigen Kummer, sie hatte sie Marien frühzeitig gelehrt.

»Wenn du in Angst und Nöthen bist,« hatte sie zu ihr gesagt, »so falte deine Hände und sage inbrünstig: Gott du bist und kennst Alles im Himmel und auf Erden, ich rufe zu dir, hilf deinem Kinde! und wenn du dann glaubst, daß Er ist, der Er ist, dann wird es stille werden in deiner Seele. Und dann gehe hin, und sei thätig in deiner Pflicht: Das ist das zweite Mittel.«

Nie hatte Marie die Worte ihrer Großmutter vergessen. Sie war lange schon todt. Marie wußte die beiden Mittel anzuwenden.

Als Wilhelm wiedergekommen war, gab es genug zu thun. Die

beiden Frauen kochten, Mimi und Camilla schälten Kartoffeln. Auch für die Knaben gab es etwas zu thun. Es war ein kleiner Vorrath von Spänen und Holz erlangt worden. Wilhelm und Hermann schafften die Späne in die Küche, pumpten die Eimer voll Wasser, trugen sie den Frauen zu, und da Wilhelm Holzbock und Säge aus irgend einem Winkel hervorgebracht hatte, so sägten sie das Holz und spalteten es so gut es gehen wollte. Der kleine Carl, der in der Küche nicht Gutes thun wollte, spielte unter der beiden Knaben Aufsicht im Sande, die ihm Blumen und Steine zutrugen. Als Mimi und Camilla in der Küche nichts mehr zu thun hatten, übernahmen sie es, Carl zu beschäftigen, und Wilhelm war eben dabei, Säge und Holzbock wieder an ihren Ort zu schaffen, als er an dem offenen Fenster des Fabrikgebäudes einen Mann gewahrte, der, wie es schien, schon eine Weile beschäftigt gewesen sein mochte, das Treiben der Kinder zu beobachten.

Wilhelm wußte nicht warum, aber es fuhr ihm wie ein Blitz durch die Seele, unwillkürlich griff er voller Ehrfurcht an seinen Hut. Es war der Greis mit dem Silberhaar, mit dem ehrwürdigen Angesicht, groß und kräftig noch von Gestalt, aber gebückt von Gram: es war Christian Brodammer, nach Euphemia's Beschreibung. Da er sah, daß der Knabe ihn bemerkt hatte, erwiderte er freundlich seinen Gruß, doch war er im Umsehen verschwunden.

Vergnügt suchte Wilhelm die Tante, um ihr zu verkünden, wen er gesehen. Mariens Bedauern, daß der Zufall ihr nicht eben so wohl gewollt habe, vermehrte Wilhelm's Stolz auf sein gutes Glück. Sonderbar — wo er ging und stand, stand auch das Bild Christian Brodammer's den ganzen Tag vor seiner Seele.

Die Erscheinung.

Noch banger beinah als der erste, war der zweite Tag vorübergegangen ohne Nachricht.

Als der Abend sank, waren die Kinder an den Canal gegangen. Alle Kinder, wie du weißt, meine Rosa, lieben das Wasser; sie fürchten sich und schreien, wenn sie auf ebener Erde nicht fest stehen, und lieben doch nichts mehr, als das gefährliche Wasser herauszuforden, was es ihnen doch wohl anhaben könne.

Mimi und Camilla waren in einen Kahn gestiegen, Wilhelm und Hermann schaukelten ihn, machten sie's zu arg, so empfingen sie ihre Strafe, denn die losen Mädchen saßen dem Wasser näher, und leicht waren die Uebelthäter bespritzt.

»Jetzt macht ihr's zu arg,« rief Wilhelm, »ihr mögt sehen, wer euch weiter schaukelt,« und sprang an's Ufer.

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thür des kleinen Gartens, zu welchem einige Stufen aus dem Fabrikhause hinunter führten. Christian Brodammer war es, der heraustrat. Wilhelm erkannte ihn sogleich, obgleich die Sonne ihre letzten Strahlen über die dunkelnde Erde schickte. Der Fabrikherr schritt langsam auf sie zu, während die Knaben ehrerbietig die Hüte zogen, der Kahn stand still, und ohne einen Laut saßen die Mädchen darin.

Da bot Christian Brodammer den Kindern freundlich guten Abend, die bald kein Auge von seinem ehrwürdigen Angesicht mehr verwendeten.

Sein Haupt war unbedeckt, sein Silberhaar glänzte im letzten Abendscheine, und wie er auf die Kinder herabblickte, wurden seine gramvollen Züge immer milder und belebter.

Theilnehmend fragte er, wie es den Müttern in dem einsamen Hause ergehe, und als Wilhelm freimüthig und bescheiden darauf geantwortet, sprach er bald mit diesem, bald mit jenem der kleinen Gesellschaft. Er wollte ihre Namen wissen, und wie sie es angefangen, sich aus dem Aufruhr hieher zu retten. Und als Wilhelm und Hermann erzählten, wie es hergegangen sei in dem Aufruhr, und wie mancher Tapfere und Treue im Kampfe geblieben sei, da rief der alte Mann tief bewegt:

»O Vaterland! mein Vaterland! wie bist du von deinen eigenen Kindern verrathen! Ich sage euch, ihr Knaben, Gesetz und Ordnung haben sie umgestürzt, und es werden noch viele Wunden bluten, ehe Wohlfahrt und Ruhe im Lande wiederkehrt. Mein Auge wird sie nicht mehr schauen, denn es ist aus mit mir, und die Menschen in unsern Tagen sind gottlos.«

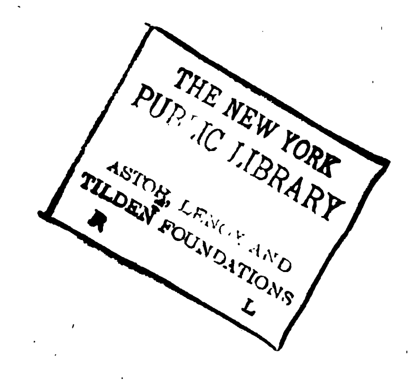
Dann richtete er seine Blicke auf Wilhelm und Hermann mit einem Ausdruck von Trauer, der sich tief in das Gemüth der Knaben senkte. Und als er sie so betrachtete, erhellte sich seine Stirn, und seine Augen bekamen einen eigenen Glanz. Er trat einige Schritte näher, und sagte:

»Es ist kein Heil für unser Vaterland, als in der aufwachsenden Jugend. Werdet tüchtige Männer, ihr Knaben! Brave Eltern bildeten euer Herz, es wird euch durch Lehre Erkenntniß geboten. Gestern hacktet ihr Holz — wenn ihr einst groß seid, so gedenkt dessen. Dem Vaterlande thun Männer Noth, die es wissen, wie es dem ist, der im Schweiße seines Angesichts sein Brod erwirbt: Männer, die selbst demüthig und treu, das Wohl des Landes mehr bedenken, als das eigene, die mit Kraft das Gute mehren, dem Bösen wehren. — Gute Nacht, ihr Knaben, und Gott mit euch.«



Jllustr. v. Arnz & Cie in Düsseldorf.

Die Erscheinung.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R
L

Und Christian Brodammer wandte sich ab von den Knaben und ging, während ihre Blicke ihm unverwandt folgten. Mühsam erstieg er die Stufen zum Pförtchen, aus welchem er gekommen, sie hörten wie er von innen das Schloß verriegelte.

Ohne ein Wort zu wechseln, in tiefster Seele ergriffen, gingen die Knaben mit einander. Ohne den Alten ganz verstanden und begriffen zu haben, folgten Mimi und Camilla ihnen geschwind und leise in der anbrechenden Nacht.

Tod und Licht.

Die Kinder hatten sich verspätet, die Mütter mahnten die Mädchen, zu Bette zu gehen und Euphemia trug Sorge, die müden Kleinen zur Ruhe zu bringen.

Wird ein sorgenvolles Herz durch nützliche Arbeit auch mit dem hellen und langen Tage ausgesöhnt, so weckt doch der dunkle Abend oft um so schreiender die Sorge in des Menschen Brust.

Marie saß mit den Knaben an dem kleinen Tische, den sie mit einer von der Nothwendigkeit gebotenen Sparsamkeit mit Abendbrod für die Kinder besetzt hatte. Sie sah still vor sich hin ohne zu essen; ihre Gedanken waren in den Straßen Berlins, wo sie unter dem Donner der Kanonen und dem Gräuel des Aufruhrs den geliebten Paul suchten. Dennoch fiel es ihr auf, wie so ungewohnt ernst auch die Knaben ihr einfaches Abendbrod verzehrten, und da sie nach der Ursache fragte, da erst lösten sich ihre Zungen, und die mütterliche Tante horchte in tiefer Bewegung auf die Worte, welche Christian Brodammer zu den Knaben gesprochen.

Immer dringender wurde das Bedürfniß, welches Marie empfand, trotz dem eigenen Bangen — denn noch immer blieb alle Nachricht aus — ihrem Wohlthäter zu danken, und sein brennendes Leid mit herzlicher Theilnahme zu fühlen. Doch obgleich die Knaben bemerkten, wie der nächste Abend in milder Herbstwärme den Greis vor die Thür lockte, und er nach einer Bank schlich, welche die Aussicht in eine hüge-

lige Ferne bot, wo er in Gedanken vertieft, die Welt um sich her zu vergessen schien, so wagte Marie ihn dennoch nicht zu stören, da er den Umgang der Bewohnerinnen des nahen Nebenhauses absichtlich zu meiden suchte.

Und am andern Abende um dieselbe Stunde sah man ihn wieder zur Bank gehen. Heute schien sein Schritt fester, sein Aussehen besser. Marie widerstand nicht länger, es zog sie zu dem Greise unwiderstehlich hin. Mit ehrerbietiger Scheu folgte in geringer Entfernung ihre kleine Schaar.

Schon war sie dicht an der Bank, Christian Brodammer schien ihren Fußtritt nicht zu hören. Den Kopf sanft auf die Brust geneigt, lehnte er an der von wilden Weinreben umsponnenen Wand des Hauses. Seine gefalteten Hände, waren zu seinem Schooße herabgesunken.

»Er schläft,« flüsterte Marie Wilhelm zu, der neben ihr war, und selbst im Begriff umzukehren, winkte sie den Uebrigen zurückzubleiben.

Da blickt sie noch einmal in das ehrwürdige Angesicht. Es überkommt sie ein Gedanke — sie blickt schärfer hin — des Greises Lippen sind fahl, seine Augen eingesunken. Sie tritt leise näher, und faßt seine Hand, sie ist starr und kalt.

»Tante, was ist ihm?« fragt Wilhelm blaß und ergriffen mit leiser Stimme, »ist er todt?«

»Wilhelm,« sagt Marie, »es ist dem so — er ist todt! Sieh, der Redliche ist zu Gott gegangen, und hat meinen Dank nicht mehr gehört.«

Und wie in der That Christian Brodammer's Herz still stand, so regungslos standen die Beiden.

»Liebe Tante,« sagte Wilhelm mit leiser und tiefbewegter Stimme, »das Unglück unseres Vaterlandes hat ihm das Herz gebrochen.«

Marie blickte den Knaben unter Thränen an, sie konnte nicht sprechen.

Schüchtern trat auch Hermann jetzt herzu, und auf den Wink der Mutter auch Camilla und Mimi, die betreten von fern gestanden hatten.

Da standen die Kinder, die Augen naß, die Hände gefaltet, mit ihren blühenden Kindergesichtern um den ehrwürdigen Todten her.

Es war der erste Todte, den sie in ihrem Leben sahen.

Sein unbedecktes silberweißes Haupt glänzte noch wie gestern im letzten Scheine der untergehenden Sonne. Ein seliges Lächeln spielte um seine milden und erbleichten Züge, als wenn schon die Engel ihm den Dank brächten, der noch auf Mariens Lippen schwebte.

»Seht, Kinder, seht,« sprach Marie, »wie himmlich gut er aussieht. Dem Redlichen, Kinder, ist der Tod nicht Nacht, er ist ihm ein helleres Licht, das ihm zu Gott leuchtet.«

Und wiewohl Euphemia, die durch eine häusliche Besorgung zurückgehalten, jetzt erst der Meldung Camilla's, daß man zu dem Fabrikherrn gehe, Folge geleistet hatte, noch in der Hoffnung, Christian Brodammer's edles Leben sei dem Tode wieder abzugewinnen, den bestürzten Aufwärter schnell nach dem Chirurgen des Städtchens schickte, der alle Hülfe seiner Kunst anwandte, so hatte Marie doch richtig gesehen.

Christian Brodammer war todt. Gott hatte das tiefe Leid des Vaterlandfreundes in Freude verkehrt.

Und nur wenige Tage, so war der stille Hügel auf dem Kirchhofe schon aufgeworfen, unter welchem die Hülle des Redlichen schlummerte.

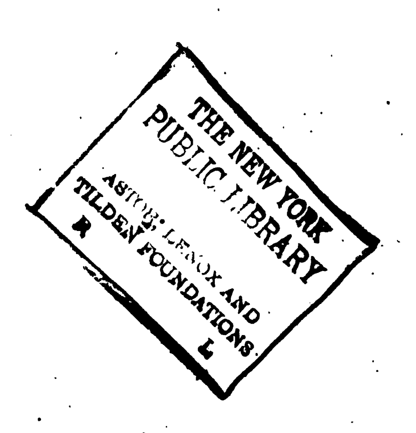
Noch hatte Mutter Erde kein grünes Gewand darüber breiten können, denn so schnell wirkt sie ihren leichten Rosenteppich nicht. Die Vögelein sangen Christian Brodammer noch ein Abendlied, und wieder ging die Sonne strahlend unter, aber diesmal warf sie ihre Strahlen auf des Fabrikherrn Grab.

Da wurde das Pförtchen am Kirchhofe geöffnet, und ein Knabe



Jllustr v Arnz & Cie in Düsseldorf

Tod und Licht.



trat ein. Ernst, wie man ihn selten sah, schlich er zu Christian Brodammer's Ruhestatt, und streute die Blumen, welche er an Waldesrand gesammelt, auf den Hügel, und stand und sann nach.

Und es war ihm, als höre er noch des Greises Stimme, und was er zu den Knaben gesprochen hatte, als er an den Kahn zu ihnen trat:

»Werdet tüchtige Männer, ihr Knaben! Es ist kein Heil für unser Vaterland, als in der aufwachsenden Jugend! Männer braucht das Vaterland, die das Gute mehren, dem Bösen wehren.« —

Und der Knabe Wilhelm stand lange und sann nach. In seiner Seele bewegten sich heilige Entschlüsse, das Gute zu mehren, dem Bösen zu wehren. Und er nahm sie mit sich in die laute Welt.

Und treffen wir ihn einst nach Jahren wieder an, zum Jünglinge und zum Manne geworden, kräftig und treu, fest und wahr, selbstvergessen und genügsam, so denken wir wohl an Christian Brodammer's Grab zurück und an das, was der Knabe von dort mit sich nahm in die laute Welt.

Schnell, wie die Wolke zieht, ist der Wechsel im Menschenleben.

War auch Christian Brodammer für Marien und Euphemia kaum mehr als eine schnell verschwundene Erscheinung gewesen, so wollte es sie dennoch bedünken, als seien sie schutz- und rathlos ohne ihn zurückgeblieben. Das Fabrikhaus war gerichtlich versiegelt, der alte Aufwärter ließ sich nicht mehr sehen, und die einzelnen zurückkehrenden Arbeiter, die nur zu kommen schienen, um sich von dem Zustande der Dinge zu unterrichten, glichen nach ihrem wüsten Umhertreiben im Land und Stadt eher verwildertem Gesindel, als friedlichen Arbeitern.

Aengstlicher hielten sich die Frauen in ihren Zimmern zurückgezogen, und ihren keinen Trupp so viel als möglich von dem Genusse ihrer bisherigen Belustigungen am Canal und dem nahen Waldgehege ab.

Da trat eines Abends Mandani bei ihnen ein. Ein allgemeiner Ausruf der Freude begrüßte ihn, und Zuversicht und Muth kehrte in alle Herzen zurück, da er nicht allein die Nachricht von der Beruhigung Berlins, sondern auch Erlösung aus der Verbannung für Frauen und Kinder mitbrachte. Konnte auch Mimi's Vater nicht wie Mandani selbst kommen, so brachte doch dieser Briefe und frische Kunde von ihm, und die Aussicht, den geliebten Mann wenigstens zu sehen, ihn und Fritz unverletzt nach der Gefahr zu finden, belebte Marien's Kräfte zu der eiligsten Abreise.

Bühl stand nicht in Berlin, sein Bataillon war in umliegende

Ortschaften verlegt. Der Reiseplan, den er Marien vorschlug, war dergestalt, daß sie ihn auf der Durchreise aufsuchen und weiter mit den Kindern nach Ilmenau gehen solle, wo sie der liebevollsten Aufnahme versichert war. Mandani, der die Seinen nach Berlin zurückzuführen kein Bedenken trug, erbot sich, Marien und ihren Kindern bis zu Bühl's Aufenthaltsort das Geleit zu geben, und traf sogleich Anstalten zum Aufbruch für den folgenden Morgen, während die Kinder, entzückt über das unverhofft schleunige Ende ihrer Verborgenheit, den neuen Scenen des Schauerlichen oder des Erfreulichen entgegen jubelnd, die letzten Stunden dennoch benutzten, um Abschied zu nehmen vom Kahne am Canal, von der Waldeshöhe, vom Spielplatz, wo Holzbock und Säge standen.

Unverhofft kommt oft.

Es ist eine ausgemachte Erfahrung, daß die Zeit nie schneller zu verlaufen scheint, als wenn ein Tag wie der andere aussieht.

Seit ihrer Ankunft beim Jäger Lukas, waren bereits vier Tage verflossen, und Amelie und Annemarie waren es kaum gewahr geworden. Der Jäger ging auf die Jagd mit dem ersten Kranichschrei, und kehrte mit dem letzten zurück; der Schatten stand auf der Morgenseite des Waldes an dem folgenden Tage, wie er an dem vorhergehenden gestanden hatte, und in einem und demselben Winkel der vom Busche umgürteten Wiesenfläche verschwanden an einem Abend wie an allen Abenden die letzten Sonnenstrahlen. Die bekannten Stimmen in der Waldung wachten auf und schwiegen einmal wie allemal, und hätte nicht Frau Lukas kreischender Ton die Harmonie fast eben so regelmäßig unterbrochen, man hätte Ursache gehabt zu glauben, daß hier der Ort gefunden sei, wo auf Erden ewiger Friede herrsche.

Daß freilich Frau Lukas alle vier bis fünf Wochen genöthigt war, zur Ader zu lassen, weil ihr boshaftes Blut ihr sonst ein hitziges Fieber zuzog, war ein Uebelstand, der mehre andere nach sich zog. Denn je näher der Zeitpunkt des Aderlasses herbeikam, desto gallichter wurde der Geist der braven Frau, desto eifriger suchte Lukas die Einsamkeit des Forstes, weil die Nähe seiner theuren Hälfte unerträglich wurde, desto häufiger hörte man das Geschrei ihrer zwei Kinder, welche nach Frau Lukas Meinung der Züchtigung nie mehr bedurften, als zur Zeit

ihres Aderlasses — kurz, Amelie sah mit Schrecken hier das Bild eines launigen und bösen Weibes in aller seiner Abscheulichkeit.

So viel nun auch an nur geringer Bequemlichkeit dem Hause der Frau Lukas abging, und wie wenig sie beflissen war, sich gefällig zu beweisen, so vermied doch Mutter Rutheni's Klugheit jede Veranlassung zu einem Ausbruche ihrer Leidenschaften, und die Tage flogen trotz der unbefriedigten Spannung über ihr nächstes Schicksal der kleinen Familie pfeilschnell hin.

Annemarie hatte unglaublich schnell das Ruder mit Geschicklichkeit führen gelernt. Bald glitt der Kahn mit den beiden jungen Mädchen durch das duftende Schilf dem Walde zu; bald lauschten sie auf Georg Haland's Erzählungen aus den Kriegen und Thaten Napoleon's und seiner Helden; bald banden sie Schicksalskränze von feinem Riedgras, oder sie sangen alte und neue Weisen, die sie einander ablernten.

Dennoch saß Amelie oft traurig und stumm am Ufer und sah nachdenklich zu dem Spiegel des Fließes nieder.

Da trat eines Abends Annemarie zu ihr, und sprach:

»Gräfin Amelie, wollen wir im Kahn fahren? — Was fehlt Ihnen wohl, daß Sie so traurig sind? Es wird ja bald wieder besser sein, als jetzt! und es dauert nicht lange, so sind Sie wieder im Schlosse, wie zuvor, und haben Alles, daß Ihnen das Herz lacht.«

Da sah Amelie Annemarien traurig an, und faßte herzlich ihre Hand, denn sie liebte sie von ganzer Seele, und gestand ihr, daß sie ein Unrecht begangen, welches nicht aufhöre sie zu quälen, wenn sie auch, seit sie mit Annemarie und Mutter Rutheni lebe, übrigens so vergnügt und zufrieden sei, wie noch nie in ihrem Leben. Dies Unrecht aber war kein anderes, als — daß sie ihren kleinen Hund bei der Flucht vergessen hatte.

Kaum hatte sie dies Wort geredet, so fiel ihr Annemarie mit einer Innigkeit um den Hals, welche sie ihr noch nie gezeigt.

»O Gräfin! liebe Gräfin Amelie! Thut Ihnen das wirklich so weh? — — Haben Sie Ihren kleinen Hund wirklich so lieb, und sein Schicksal thut Ihnen so leid? O, nun habe ich Sie hundert mal lieber als voher! Ich werde Ihnen das nie vergessen, daß Sie an ihn denken, und nicht so leichtsinnig mit ihm sind.«

Amelie sah sie einigermaßen befremdet an, da sie sich eines Lobspruchs doch gerade nicht gewärtig sein konnte. Da besann sich Annemarie aber schnell, daß Amelie allerdings ihr nahes Interesse an Ami nicht wußte, und daher ihre Freude nicht begreifen konnte.

»Nun ja doch, sehen Sie nur,« sagte sie einlenkend, »es freut mich das sehr, ich hatte es kaum von Ihnen erwartet, da Sie gewohnt sind, so viel schöne Dinge außerdem zu haben.«

Und sie suchte sie jetzt auf alle Weise zu trösten, und auf andere Dinge zu bringen.

Denn sie hatte sich fest vorgenommen, der Gräfin den früheren Besitz Ami's nicht zu verrathen, da sie selbst nicht darauf geachtet hatte, und es ja hätte aussehen können, als solle die Gräfin die Güte, welche Georg Haland und Mutter Rutheni ihr erzeigten, mit der Zurückgabe des geliebten Thieres vergelten. Und da nur unter ihnen bis jetzt von Hochstadt und nie von Ilmenau als der Heimath der Familie die Rede gewesen, so blieb Amelie der wahre Zusammenhang natürlich verborgen.

Seit diesem Abende aber zeigte Annemarie der jungen Gräfin eine innige Liebe. Es war als sei eine Scheidewand gefallen, welche unabhängig von dem Unterschied ihres Standes sich bisher zwischen Beide gedrängt hatte.

Und als gerade eines Tages die letzten Strahlen des Abends denselben Winkel der Wiese wieder vergoldeten, standen sie im hohen Schilfe des Ufers und horchten auf den wach werdenden Gesang der Grillen. Da rauschte es, und es schlug ein Ruderschlag seinen Takt, und um die Biegung des Fließes ward ein Kahn sichtbar. Ein einziger Mann saß

darin außer dem Kahnführer. Dieser zeigte mit dem Ruder auf die Mädchen hin. Da schaute der Mann im Kahne genauer aus, sprang jählings an's Ufer hinüber, und zog freudig den Hut. Es war Gottfried, ja es war der treue Kammerdiener selbst.

Das hatte Amelie nicht erwartet. Sie that einen Schrei, hielt sich an Annemariens Arm, es benahm ihr den Athem.

»Gottfried! — guter Gottfried! sind Sie's wirklich?« rief sie, derweile der treue Alte seiner jungen Herrschaft Hände mit Innigkeit küßte.

»O wo ist mein Vater? wo ist mein Vater?«

»Heute Abend kommt der Herr Graf im Schlosse an, wie ich heute Morgen erfahren habe.«

Man kann sich, meine kleine Rosa, den Zustand Amelie's bei diesen Worten eher denken, als beschreiben. Wie mit einem Zauberschlage löste sich die Beklommenheit, die sie seither empfunden. Sie lachte und weinte, sie umarmte Annemarie, ja, sie umarmte den alten Gottfried, der nicht minder erfreut schien als sie selbst.

Gottfried in ihrer Mitte, eilten die jungen Mädchen zum Jagdhause, die Begebenheit im Schilfe dem ehrwürdigen Geschwisterpaare zu melden. Wir aber brauchen es nicht erst zu melden, wie treuherzig Gottfried von ihnen aufgenommen wurde. Nach dem ersten Hin- und Herreden sehen wir ihn die Bank und das einfache Abendbrod aus Mutter Rutheni's spärlichem Vorrathe mit Amelie's Beschützern theilen. Es bedarf kaum der Worte, um zu sagen, wie reichhaltig der Stoff zu den Mittheilungen war, welche Amelie Gottfried, und Gottfried Amelie zu machen hatte, und deren Inhalt wir bereits kennen.

Nur bei der Frage, wie es ihm möglich geworden, den Versteck seiner jungen Gräfin auszufinden, wollen wir auf seine Antwort ein Weilchen horchen.

Ihr werdet euch erinnern, daß Gottfried und Doctor Heil, als sie

auf dem Wege von Schloß Sonnenfels zusammentrafen, sich das Wort gaben, die verschollene Tochter des Grafen zu suchen, bis sie sie fänden. Aber dies war eine nicht gar leichte Aufgabe, da der vom Doctor an der Gartenthür gefundene Schlüssel nichts als etwa ihre Flucht verrieth. Nachdem Beide mehre Tage hindurch die ganze Nachbarschaft vergebens durchstöbert hatten, und Gottfried niedergeschlagen nach Sonnenfels zurückkehrte, um den Grafen, wie er hoffte, dort zu treffen, erblickte er den Inspector auf dem Felde, der einige Knechte zu ihren pflichtmäßigen Verrichtungen wieder zusammengebracht hatte, und einige Aecker umpflügen ließ. Gottfried trat alsbald zu ihm hin, und erfuhr von ihm, daß er zwar den Tag nach dem Brande des Schlosses, die Briefe von Herrn Haland und von der jungen Gräfin erhalten habe, die, wie ihr wißt, von Hochstadt abgeschickt wurden, ehe Haland mit den Seinen geflohen war; allein als der Inspector sofort einen sicheren Boten auf der Gräfin Begehr mit Kleidungsstücken nach Hochstadt gesandt, sei, wie ihr bereits wißt, weder von Haland noch von der Gräfin etwas zu sehen gewesen, worauf der Bote unverrichteter Sache zurückgekehrt sei.

Unwillig über die vermehrte Säumniß, beschloß der treue Gottfried sogleich nach Hochstadt zu eilen. Hier fand er die Amtmannin, die früher als Haland von der wieder einigermaßen eingetretenen Ruhe im Lande unterrichtet, zu ihrem verlassenen Hause zurückgekehrt war. Da Nachbar Rindorf der Frau Nachbarin nun auch nicht verschwiegen hatte, wohin er Georg Haland gefahren, so ließ er sich sogleich bereit finden, auch Gottfried bis zum Kauper an der Spree zu befördern.

Die Zufriedenheit, welche des treuen Dieners Erscheinen und Nachrichten erregte, war unter allen Mitgliedern der geflüchteten Familie gleich groß. Der Rückkehr Georg Haland's standen jetzt eben so wenig noch Hindernisse entgegen, als die der jungen Gräfin zum Schlosse dringend erschien, da man in völliger Ungewißheit stand, was dem Grafen, der in diesen Tagen von München zurückkehren mußte, von der Zerstörung sei-

nes Eigenthums und von der Flucht seiner Tochter zu Ohren gekommen war, die er bei ihrer Tante in sicherer Obhut geglaubt hatte.

Rindorf endlich hatte von Gottfried Befehl erhalten, bei dem Kauper auf seine Rückkehr vom Jäger Lukas zu warten, und der redliche Kammerdiener versicherte, daß Rindorf's Wagen groß genug sei, um die Wohlthäter der jungen Gräfin mit ihm aufzunehmen, wie die Verlassene von ihnen aufgenommen worden war.

Und als der Schatten am andern Morgen dieselbe Höhe auf der Wiese erlangt hatte, als gestern beim ersten Kranichschrei, waren die Gäste der Frau Lukas bereits auf und davon; der Jäger Lukas ging nach den Hirschen im Spreewald, und seine Frau trieb ihr Wesen nach wie vor. Und wir können nicht sagen, daß irgend Jemand der Abschied sauer geworden wäre.

Man landete und erreichte die Kaupe. Nachbar Rindorf hatte fröhlichere Gesichter hinter sich, als vor noch nicht gar lang vergangener Zeit; denn es ging zur Heimath. O wie süß ist die Heimath!

Heute schlug Rindorf die große Straße nach Hochstadt ein; die Aufrührer waren verjagt, es zogen königliche Truppen vorüber. Man mußte vor Hochstadt einen kleinen Flecken berühren. Hier gebot Gottfried dem Fuhrmann Halt zu machen, und indem er ihm reichlich lohnte, erklärte er, daß es gerathen sei, hier Extrapost für die Gräfin zu nehmen, um Sonnenfels noch am Mittag zu erreichen.

Da war es hier, wo sich's um einen Abschied handelte; und wir müssen es sagen, daß die sehnsüchtige Freude, welche Amelie nach Vater und Heimath bis hieher erfüllte, im Augenblicke dieses Abschiedes in ihrem Schmerze schwieg.

Die Familie stieg aus, und begleitete ihre junge Freundin zum Extrapostwagen. Amelie und Annemarie gingen schweigend Hand in Hand. Aber Gottfried mahnte jetzt die Erstere zum Einsteigen. Da brach ein Thränenstrom aus ihren Augen, da warf sie sich in Mutter

Rutheni's Arme, und drückte die hagere Hand Georg Haland's mit Inbrunst an's Herz. Amelie, meine Rosa, Amelie hatte bei diesen einfachen Menschen dankbar sein gelernt; sie wird die Redlichen mit ihrem Herzen voll Liebe lebenslang nicht vergessen.

Und Annemarie?

Lang und innig war die Umarmung der beiden jungen Mädchen. Hatte wohl Amelie ohne Annemarie leben zu können geglaubt, so lange sie bei ihr war? Dachte Annemarie noch an das Vorurtheil, welches ihr die stolze Gräfin, die Ami vergessen konnte, zuerst eingeflößt?

Sie blickten sich an mit Augen voll Thränen, sie drückten einander die Hände. Amelie's Schnupftuch winkte lange noch zum Wagen heraus, als die Geschwister und Annemarie in Gedanken vertieft schon um die Ecke gebogen waren, um sich Nachbar Rindorf's kräftigen Gaulen auf dem Wege nach Hochstadt von Neuem anzuvertrauen.

Ein Wiedersehen.

Erst am Abend vor des Kammerdieners Ankunft beim Jäger Lukas, kehrte der Graf von München nach Berlin zurück. Zwar war ihm die unheilvolle Post von all den Begebenheiten, deren Zeuge wir in den vorhergehenden Erzählungen waren, auch in der Fremde nicht unbekannt geblieben; Begebenheiten, welche ihn mit Trauer und Entsetzen erfüllten. Allein wie sicher ist der Mensch oft in dem Besitze eines Glückes, wenn es ihm ohne sein Wissen schon nicht mehr gehört. So erging es dem Grafen. Als er auf Befehl des Königs die Reise antrat, wußte er sein Schloß unversehrt und glaubte seine einzige Tochter wohl aufgehoben bei seiner Schwägerin, wohin Gottfried sie zu bringen den Auftrag hatte. Wie war es so anders gekommen.

Nachdem er durch die noch nicht von Barrikaden völlig geräumten Straßen Berlins seine Wohnung verstimmt und empört von solchem Unfug erreicht hatte, griff er begierig nach mehren Briefen, welche auf seinem Schreibtische bereits acht Tage gelegen hatten. Der erste meldete ihm den Brand seines Schlosses. Das ertrug der Graf mit finsterer Stirn, aber gelassen. Als er aber Gottfried's Hand auf dem zweiten erkannte, als er darin die Meldung von Amelie's Flucht und völligem Verschwinden las, so traf dies sein zärtliches Vaterherz wie ein elektrischer Schlag.

»Mein Kind, mein armes Kind!« rief er außer sich, »was ist dir geschehen? Was werd' ich erleben?«

Ohne auszuruhen, ohne nach der ermüdenden Reise sich eine Erquickung zu gönnen, befahl er seinen Wagen vorzuführen, und befand sich in weniger als einer Viertelstunde auf dem Wege nach Sonnenfels.

Hier finden wir ihn nach einer der bängsten Nächte, welche er je durchgereist war, bei den Ruinen von Sonnenfels angekommen. Wie sehr dieser Anblick geeignet war, einen weniger weichherzigen Mann zu erschüttern, als unser Graf es war, so half ihm dennoch ein Gedanke über diesen schmerzlichen Eindruck in diesem Augenblicke weg, ein Gedanke, der alle andern in seiner Seele verdrängte, sein Kind! Gleichgültig blickte er auf die zerstörten Kunstschätze seines Schlosses.

Der Inspector, welchen er auf das Schloß bescheiden ließ, war auf dem Felde. Leer und ausgestorben standen die zerstörten Gemächer, sein Schritt hallte hohl wieder, als er durch sie hinschritt in der Angst der Ungewißheit. Da hörte er leise Schritte — Louise stand vor ihm. Welches Wiedersehen!

Als diese treue Freundin so eben in ihrem Stifte vom Begräbniß ihrer alten Aebtissin, die einige Tage nur noch nach Louisens Heimkehr gelebt hatte, zurückkehrte, hatte sie eine neue Hiobspost empfangen. Denn Gottfried hatte nicht versäumt, auch bei ihr sogleich anzufragen, ob sie von der jungen Gräfin Aufenthalt und Schicksal nicht genauere Kunde habe, als er. Sein Brief setzte sie, wie man leicht denken kann, in nicht geringe Bestürzung. Allen Hindernissen einer Reise zum Trotz, welche sich ihr, ermattet und angegriffen wie sie war, entgegensetzten, eilte sie nach Schloß Sonnenfels, entschlossen Alles zu thun, um das arme Kind, welches sie, ohne es zu ahnen und zu wollen, einer so großen Gefahr überlassen hatte, seinem väterlichen Schlosse wieder zuzuführen.

Es ist leicht zu errathen, wie die Worte der bangsten Sorge und Ungewißheit, welche selbst jeder Lösung des schrecklichen Räthsels die Möglichkeit abschnitten, unter dem Vater und der mütterlichen Freundin der Verlorenen gewechselt wurden. Doch ehe Beide noch zu irgend einem

Entschluß kommen konnten, knarrte die Thüre des Vorsaals, und leichte beflügelte Schritte ließen sich vernehmen. Eine Secunde, und Amelie lag in ihres Vaters Armen.

Wem von euch, lieben Kinder, brauche ich noch mehr zu sagen? Vielleicht hat Einer oder der Andere von euch es auch schon in seinem jungen Leben erfahren, was es heißt: ein Wiedersehen! Und wer es von euch noch nicht erfuhr, wer immer noch so selig und froh bei Vater und Mutter war, der wird es noch erfahren. Dann wird er wissen, wie Amelie zu Muthe war.

Gottfried, der treue Gottfried, kam hinterdrein, und nahm, wie ihr begreift, sein gutes Theil auch hinweg von dem Wiedersehen und der Freude, deren Werkzeug er gewesen.

Und wir selbst, sind wir nicht auch vergnügt, daß sie einander wieder haben? Wir können sie um desto ruhiger sich einander überlassen bis die Abendglocke auf dem Kirchthurm sieben Uhr schlug, welche uns was Neues zu melden hat.

Und dieses Neue war nichts anderes, als etwas Altes. Aber oft ist das Alte doch etwas Erwünschteres als das Neue.

So seht denn hin: Da kommt es Tipp, Tapp die Treppe hinauf, und hat eine rothe große Nase, und dicke breite Augenbrannen, und einen Stock mit goldenem Knopf, und —

O wir wissen schon, rufen die Kinder, wer wollte das nicht wissen, du brauchst das nicht noch einmal zu erzählen, Großmama.

Ja so, ich bitte um Verzeihung, fuhr die Großmutter fort, ihr wißt, daß ich auf das Tipp Tapp und den goldenen Knopf sehr viel halte.

Nun also, da war er, der alte Doctor Heil. Und zwar, weil der unermüdliche Gottfried, nachdem er sicher erfahren, wo Amelie geblieben sei, den Strapazen des Doctors schnell ein Ende gemacht hatte. indem er ihm von seinem Funde Meldung that. Und wohin anders

konnte Doctor Heil seinen Braunen auch wohl nach dieser Meldung traben lassen, als nach Schloß Sonnenfels?

Und nachdem auch dieser treue Alte freudig begrüßt, Alt und Jung seinerseits mit dem gewohnten »hm! hm!« und »ei, ei!« auf das herzlichste die Begrüßung erwidert hatte, so sehen wir den alten Kreis der Befreundeten im Schlosse wieder beisammen und um den Theetisch versammelt. Weder die karge Besetzung desselben aus dem in höchste Unordnung gerathenen Haushalte des Grafen, noch die Zerstörung, welche sich überall hervorthat, thaten dem Strome der gegenseitigen Mittheilungen aus einer Zeit, aus welcher Jeder Allen so viel und Verschiedenartiges zu erzählen hatte, Abbruch.

Es dauerte dennoch eine Weile, bis der Graf und Louise mit dem Zusammenhange der Begebenheiten Amelie's vertraut waren. Wie gespannt horchten sie auf jedes ihrer Worte, wie bewegte sie es so tief, sich das geliebte Kind auf dem Karren des Kärners in der dunkeln Nacht einsam auf der Straße zu denken, bis sie an der Thür der Amtmannin stand. Aber welche Namen konnten von Amelie's Munde mit mehr Rührung und inniger Dankbarkeit genannt werden, als die von Georg Haland, von Mutter Rutheni, von —

»Mutter Rutheni?« unterbrach hier Doctor Heil ihre Rede, indem er betroffen das Haupt aufrichtete, welches er in unbeweglicher Spannung auf Amelie's Worte bisher auf den Knopf seines Stockes gestützt hatte, — »Frau Rutheni?« wiederholte er noch einmal, als suche er diesen Namen in irgend einem Winkel seines Gedächtnisses, »wo war die Frau her? Hieß ihre Tochter etwa Annemarie?«

»Annemarie, ganz richtig,« fiel Amelie ein, »o meine liebe Annemarie! In meinem Leben werde ich dich nicht vergessen. Aber wo sie her war, Mutter Rutheni? Aus Hochstadt, anders ist mir's nicht bekannt. Kennen Sie sie etwa, Doctor Heil? O sagen Sie, geschwind —«

Der Graf hinderte Amelie am Weitersprechen, indem er, sichtbar bewegt, aufstand und rasch im Zimmer auf und ab schritt. Dann stand er still und sagte:

»Amelie, meine Tochter! Der Himmel hat dir in diesem Georg Haland und dieser Frau Rutheni seine Engel geschickt! O was wäre aus dir geworden, wenn sie dich nicht aufgenommen, und nicht beschützt hätten, und auf welche Weise! Wir können den redlichen Leuten nicht dankbar genug sein.«

»O mein Papa,« erwiederte Amelie, »wenn du gesehen hättest, wie gut, wie liebenswürdig sie gegen mich waren — «

»Wir müssen uns ihnen dankbar bezeigen,« rief der Graf lebhaft. Dies war Louisen und Amelien wie aus der Seele gesprochen. Man bestellte eilig einen Boten, der mit einer dringenden Einladung am frühen Morgen an Georg Haland und die Seinen nach Hochstadt zu gehen beauftragt wurde.

»Das Weitere findet sich,« sprach der Graf. »Für dergleichen Dienste, meinem Kinde, meiner wiedergefundenen Amelie geleistet, kann mir keine Belohnung zu theuer sein.«

Während Amelie's kindliche Umarmung so großmüthige Gesinnungen ihres Vaters vergalt, hatte Doctor Heil sich in eine Fensterbrüstung zurückgezogen, und schien keinen Theil an der eben erzählten Entschließung des Grafen zu nehmen, mit sich selbst aber eine andere Berathung zu pflegen.

»Hm! hm!« sagte er zu sich selbst, denn Doctor Heil hatte die Angewöhnung, öfter laut mit sich selbst zu sprechen, »wie machen wir das Ding? Mutter Rutheni heißt die Frau? Annemarie die Tochter? Ha, da ist Georg Haland der Bruder, zu dem sie reisten — so ist Ami der Hund, welcher — hm hm!«

Wir sehen, dem Doctor Heil war ein Licht aufgegangen, aber er hatte seine Gründe, vor der Hand darüber zu schweigen, denn der alte kluge Mann hatte so seine eigene Weise. Es war ihm daher sehr gelegen, daß

des Grafen Eifer, sich Georg Haland dankbar zu beweisen, Amelie von der Frage abgebracht hatte, ob er Frau Rutheni kenne? Es war seiner Meinung nach heute Abend zu dieser Entdeckung noch nicht Zeit.

Als er aber sein Schlafzimmer erreicht hatte, schrieb er flugs noch einen Brief, und indem er seinerseits auch einen Boten, und zwar nach seinem eigenen Wohnort abfertigte, der eine Stunde Weges höchstens von Schloß Sonnenfels entfernt war, so befahl er diesem Boten dringend an, sich morgen bei guter Zeit mit dem Gegenstande beim Doctor wieder einzufinden, welchen er Auftrag bekam, unversehrt herbeizuschaffen.

Danach legte er die Brille auf den Tisch, machte das Tintefaß gelassen zu, und ging zu Bett.

»Wir werden ja sehen, hm hm! wir werden sehen,« sprach er zu sich selbst, indem er sorgsam das Licht ausblies; »Niemand kann anstatt eines Andern handeln, hm hm! es muß ein Jeder selbst wissen, was er zu thun und zu lassen hat.«

Mehr als Einem geht ein Licht auf.

Von den beiden Eilboten, welche man nach Nord und Süd ausgesendet hatte, war der von Hochstadt der erste, welcher am andern Morgen wiederkehrte. Seine Botschaft jedoch war höchst unbefriedigend, Georg Haland sei, so hieß es, mit den Seinen in aller Frühe nach Ilmenau abgereist, da Frau Rutheni durchaus ihre Abreise nicht mehr länger habe verschieben können. Dies habe ihm die Frau Amtmannin selbst mit vielen Complimenten an die junge Gräfin und den Herrn Grafen aufgetragen, sagte der Bote, und es thue ihr ungemein leid, daß sie selbst nicht die Ehre gehabt habe, die Gräfin zu beherbergen.

Das Bedauern der guten Frau Amtmannin ging indessen an Amelie spurlos vorüber.

»Wie?« rief sie erstaunt, »nach Ilmenau sind sie gereist? Und fort sind sie? Oh! was können sie in Ilmenau aber wollen?«

Als sie noch sprach, trat der Doctor ein. Sein Bote war dem andern auf dem Fuße mittlerweile gefolgt, und hatte den vom Doctor verlangten Gegenstand richtig abgeliefert.

»Guten Morgen, guten Morgen,« rief dieser den beiden Damen zu, und obgleich er schon seit seinen Knabenjahren verlernt hatte, schelmisch auszusehen, so zwinkerte und blinkerte es doch in und unter seinen dicken schwarzen Augenbraunen auf eine Weise, die dem Doctor nur bei den seltenen Fällen eigenthümlich war, wann er etwas besonders Lustiges vorhatte.

Wohlgemuth, wie Menschen, welche aus Noth und Gefahr zu fröhlichem Genusse des Lebens gelangt sind, erwiderten die Damen seinen Gruß.

»Nun, meine junge Gräfin, so munter? So frisch wie meine Rosen-Remontanten vor meinem Fenster nach allen Entbehrungen beim Jäger Lukas. Das lasse ich mir gefallen, so ist's brav, so ist's recht.«

O mein Golddoctorchen, das ist Alles vorbei, und wenn man so gute Freunde hat und von so guten Freunden kommt —«

»Wohl gesprochen, sehr wohl gesprochen, Gräfin,« ließ sich der Doctor vernehmen, und räusperte sich. »Nun, da wir von guten Freunden sprechen, die unter allen Umständen viel werth sind, meine ich — so sehen Sie doch, sehen Sie! Ich bringe hier noch einen Freund, der um Einlaß bittet — darf er herein?«

Er öffnete die Thür, der von seinem Boten herbeigeschaffte Gegenstand hatte bereits ungeduldig daran gekratzt — mit einem Worte: Ami sprang herein.

Da stand Amelie regungslos. Sie wurde bald blaß und bald roth, es war ihr, als falle eine Centnerlast von ihrem Herzen.

»Doctor, bester Doctor, also Sie — Sie haben meinen armen kleinen Hund gerettet? Ach, das konnte ja auch Niemand anders, als Sie! O Dank, tausend Dank!«

Und sie drückt Ami in ihre Arme, liebkost ihn, sieht ihm in die klaren Augen, betastet seine zarten Sammetpfötchen, als wolle sie sich überzeugen, daß Ami gesund ist.

Aber der alte redliche Doctor, der es wohl verstand, daß Amelie's freudige Erregung nicht allein dem Wiederfinden des schönen Ami galt, sondern eben so sehr bewies, daß sie ein zartes Gewissen für das schwere Unrecht hatte, welches er ihr ersparte, als er Ami vom Hungertode rettete — der Doctor, sage ich, beobachtete Amelie mit einem fast väterlichen Ausdrucke von Zufriedenheit, während Louise mit ihrer sanften

Theilnahme nicht zauderte, nach dem Zusammenhange der ihr unverständlichen Scene zu fragen.

Da fiel ihr Amelie um den Hals und sagte:

»O Louise, meine einzige Louise, jetzt erst sehe ich es ein, wie recht du in Allem hast, und wie wahr Alles ist, was du mir sagtest. O wenn du wüßtest, was unser Doctor Heil mir für eine Sünde ersparte, als ich aus gleichgültigem Leichtsinn das unschuldige Thier hier ganz vergessen hatte! Ach, wenn er verhungert wäre, ich hätte es ja durch mein ganzes Leben nicht vergessen können.«

Nun nahm sie Ami wieder auf, der wedelnd an ihr hinaufsprang. »O du liebes, süßes Thier, wie gut sollst du's von nun an haben! Ich werde nie wieder übellaunig gegen ihn sein, beste Louise! Zeitlebens trenne ich mich nicht mehr von ihm.«

Bei dieser letzten Aeußerung, welche Louisen so liebenswürdig als natürlich däuchte, schien eine Wolke über des Doctors Stirn zu ziehen.

Indessen Louise, innig erfreut über das so sehr zu ihrem Vortheil veränderte Wesen Amelie's, diese an's Herz drückte, brummte der redliche Doctor etwas in den Bart.

»Hm, da ständen wir also am Berge mit unserer Weisheit. So hätte es nicht gar zu sehr den Anschein, als werde der kleine Freund im Hundepelzchen an die Stelle kommen, wo er von Gottes- und Rechtswegen hingehörte. Aber man muß die Menschen handeln lassen, handeln, wie sie's selbst herausfinden können und mögen.«

So ungefähr mochte das klingen, was der Doctor in den Bart brummte.

Das Frühstück wurde gebracht, und versammelte die Gesellschaft um den Tisch in der tiefen Fensterbrüstung, wo Louise so oft mit Amelie gesessen hatte.

»Es ist ein eigen Ding um das Schicksal,« hob Doctor Heil an, indem er die Tasse Kaffee behaglich schlürfte, welche Amelie ihm gereicht.

»Menschen haben, wie wir sehen, oft ein sehr wunderbares Schicksal, aber nicht weniger wunderbar ist oft dasjenige der Sachen und der Thiere. Dieser kleine Ami, zum Beispiel, hat noch ganz andere Dinge in der Welt möglich gemacht, als unsere junge Gräfin zu beglücken.«

»Ei das wäre!« rief Louise. »Und was sind das für Dinge, Doctor, erzählen Sie doch.«

Das ließ sich Doctor Heil nicht zweimal sagen, und erzählte. Er fing vom Förster Bertram an, wie er ihn im Gasthofe zu * getroffen mit der Frau und dem Mädchen, seiner Pathin, und was er von ihm erfahren über dieses Mädchen und seine Mutter, ihren Hund und dessen Verkauf, — kurz, er erzählte, was wir schon wissen, haarklein, aber er nannte keine Namen.

Amelie's Augen hingen an seinen Lippen, es entging ihr nicht eine Sylbe. Mehrmals schien sie die Erzählung mit einer Frage unterbrechen zu wollen, aber Doctor Heil war im Flusse seiner Rede unaufhaltsam. Als er jedoch, sich im Eifer vergessend, den Namen Hochstadt nannte, nach welchem Städtchen die Frau mit der Tochter zum Troste des Bruders gereist sei, da rief Amelie:

»Doctor, es ist sonnenklar, und wenn Sie es wollten, Sie können's mir nicht verbergen: diese Frau ist Mutter Rutheni, keine andere als Annemarie ist das Mädchen und sie sind zu Georg Haland nach Hochstadt gereist!«

»So so! Hm! Meine junge Gräfin hat einen scharfen Blick, es ist wahr — es geht mir ein Licht auf, möglich, daß es so ist, möglich.«

»O sagen Sie es nur gerade heraus, Doctor! Sie wissen, daß es so ist.«

»Wer kann Alles wissen, Gräfin,« erwiderte der Doctor, »allwissend sind wir nicht. Aber die Entdeckung ist charmant!« fuhr er fort, indem er aufstand und Anstalt machte, sich zu empfehlen. »Wahrlich, es scheint mir selbst so, daß die Gräfin die Sache richtig herausgefunden hat, nach

Allem, was ich heute von der Familie des Georg Haland höre, hatte ich selbst die Vermuthung. Doch, meine Kranken rufen mich, — ich hielt mich in der angenehmen Gegenwart der Damen nur zu lange schon auf. Auf Wiedersehen denn, meine Verehrtesten! Will hoffen, daß sich Alles im Schlosse schneller, als man befürchten mußte, zu allerseitiger Zufriedenheit wieder arrangirt.«

Ehe man noch gegen sein Gehen protestiren konnte, hörte man das Tipp Tapp seines Stockes schon auf den Stufen der Treppe leiser werden und verhallen.

Denn es war eine Stille im Zimmer eingetreten.

Amelie war an das Kissen getreten, dessen Bekanntschaft Ami nicht gesäumt hatte, während der Erzählung des Doctors zu erneuern. Er lag, das wunderschöne Löwenköpfchen auf die Vorderpfötchen gratiös geneigt, schlummernd da, er hatte so allerliebst noch niemals ausgesehen, schien es Amelie. Wie himmelweit verschieden war Amelie's Liebe heute zu dem unschuldigen Thiere, welches ihr so viel geheimen Kummer gemacht, dessen Wiedererscheinen sie mehr beseligte, als damals, wie sie nach seinem Besitze geizte, um die Schooßhunde jener Damen durch den ihrigen auszustechen.

Louise aber, die des alten Doctors Sinn durchschaut hatte, machte sich mit dem Reste des Obstes zu schaffen, welches auf dem Frühstückstische stand, und als Amelie nach tiefem Sinnen sich nach ihr umsah, hatte sie das Zimmer leise verlassen.

Die Entscheidung.

Der Graf, dem eine Menge der unangenehmsten Geschäfte und Besprechungen in dem verwüsteten Schlosse oblagen, war verhindert gewesen, das Frühstück mit seiner Tochter zu theilen. Er suchte die Damen im Lustgarten auf.

Wie anders stand Amelie nach dieser Trennung neben dem gütigen Vater! Sie war nicht mehr das verzogene Kind, welches die Schwäche des Vaters mißbrauchte. Louise glaubte eine erwachsene, gereifte Tochter neben ihrem alten Freunde zu erblicken, die fähig, sich selbst verständig zu führen, auch Andern viel zu leisten geschickter geworden war.

Nach der ersten freudigen Begrüßung, die dem Glücke galt, sich einander wiedergefunden zu haben, fragte der Graf seiner vielen Geschäfte ungeachtet, sogleich nach der Botschaft von Georg Haland. Sein Bedauern, um die schöne Gelegenheit zu kommen, den Wohlthätern seiner Tochter seine Dankbarkeit auf jede Weise bethätigen zu können, zeugte offenbar von dem tiefen Gefühl, welches er für die uneigennützige und edle Denkungsweise der Geschwister Haland und Rutheni hegte.

»Es wird ein angenehmer Auftrag für dich sein,« wandte er sich an seine Tochter, »auf Vorschläge zu denken, auf welche Weise ich den vortrefflichen Leuten am Angenehmsten und Besten vergelten kann, was doch so eigentlich nicht zu vergelten ist. Kein Kleinod ist so groß, als das, was sie deinem Vater retteten.«

Bei diesen Worten umarmte der Graf seine Tochter.

Diese aber schlug erröthend die Augen nieder, und sagte:

»O Vater! es giebt Kinder, die besser sind, als ich.«

Gern hätte man sich diesen Tag dem Genusse eines so beglückenden Wiederzusammenlebens ganz überlassen. Allein die Umstände befehlen oft gebieterisch etwas Anderes, als was wir wünschen. Es ist leicht zu begreifen, daß der Aufenthalt in dem verwüsteten Schlosse vor der Hand nur ein sehr unheimlicher sein konnte. Der Graf, welcher unter seinen Unterthanen viel Treulosigkeit zu bestrafen, auch die größte Unordnung in Haus und Hof eingerissen fand, und keine Möglichkeit sah, sogleich den alten Zustand der Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, sprach sich bestimmt dagegen aus, sich mit seiner Tochter in der nächsten Zeit hier aufzuhalten. Und die dringendsten und wichtigsten Enscheidungen drängten sich so sehr an diesem Tage, daß die Abreise sobald als möglich erfolgen sollte.

Der Herbst machte sich bereits immer mehr und mehr geltend, schon wehte die Luft rauher. Louise und Amelie waren um so erfreuter, daß der Nachmittag ihnen in ungewöhnlicher Milde noch einmal erlaubte, die Bank am Springbrunnen zu benutzen, wo man, entfernter vom Schlosse, die Verwüstung desselben allenfalls vergessen konnte.

Amelie's Lippen flossen von den größten wie von den kleinsten Erlebnissen der vergangenen Tage über, welche die vertraute Louise in ihrem lebhaften Interesse dafür noch einmal mit ihr zu durchleben glaubte. Und da Beide, durchdrungen von der wunderbaren Fügung Gottes, welche Amelie dem Schutze so braver Menschen zugeführt hatte, endlich gerührt schwiegen, indem sie an Georg Haland, Mutter Rutheni und Annemarie denken mußten, so nahm Amelie der Freundin Hand, und sagte:

»Liebe Louise, ich habe dir eine Bitte zu thun. Wirst du sie mir erfüllen?«

»Alles in der Welt thue ich für meine Amelie,« entgegnete jene,

»was nur den Namen von Möglichkeit hat. Amelie, mein süßes Kind, die ich nicht wieder kenne, seit wir uns trennten. Wie so anders bist du geworden seitdem!«

Louisen's Augen leuchteten vor Freude indem sie sprach.

»Ach, Louise,« sagte Amelie und verbarg ihr Gesicht an Louisens Brust, mein Vater nannte mich heute sein Kleinod, und doch — wie beschämt mich diese Annemarie! Sieh, du hast so viel Geduld mit mir gehabt, und hast mich so viel gelehrt — aber, liebe, beste Louise es hätte gewiß noch lange gewährt, ehe ich dich verstanden hätte und dir gefolgt wäre, wenn ich Annemarien nicht gesehen hätte.«

Louise umarmte sie mit Innigkeit.

»Gottes Segen über dich, und er helfe dir weiter auf der schönen Bahn!« rief sie. »Doch du hattest eine Bitte? Sage sie, sage sie mir, bestes Kind.«

»Sieh, beste Louise, mein Vater trug mir auf, auf eine Belohnung — ach, so nicht — auf eine Erwiderung für Georg Haland und Mutter Rutheni zu denken, und ich habe den ganzen Tag hin und her gesonnen. Aber es ist mir immer, als sei mir's ganz unmöglich, von Goldeswerth etwas auszufinden, womit ich hingehen und sagen könnte: Herr Haland, Mutter Rutheni, nehmt, nehmt dies, weil ihr so gut gegen mich waret! Sieh, Louise, sie würden mir den Rücken drehen, das weiß ich gewiß.«

»Ich fühle, daß du Recht hast, meine Amelie, ohne daß ich Beide kenne. Aber welchen Rath wirst du deinem Vater geben können?«

»Louise, — ich werde ihn bitten, daß er mich nach meinem Sinne handeln läßt. Willst du mir helfen? Ich weiß nur ein Einziges, und sonst nichts,« fügte sie schmerzlich bewegt hinzu.

Und nun folgte eine Schlußunterredung unter den beiden Freundinnen, bei welcher Louisens Augen sich mit Thränen der reinsten Freude füllten.

Was ist schöner, was ist erhebender, als ein edler und tugendhafter Entschluß in einer jungen Seele?

Kurz, sie waren einig, einig über ihren Plan, wie über das, was Amelie auszuführen dachte, als der Graf sie zu einem frühzeitigen Souper rief, denn schon morgen wollte er nach Berlin zurückkehren.

Und wie wir uns des Nächsten überzeugen werden, fand Amelie's Plan auch bei ihm kein Hinderniß.

Die Wiederkehr.

Was mußte doch die Geschwister Haland bewogen haben, ihrer Ankunft in Hochstadt die Abreise nach Ilmenau so urplötzlich folgen zu lassen?

Diese Frage warf sich Amelie allerdings mehr als einmal auf, allein dieselbe mußte ohne Antwort bleiben Die Zeit drängte bei der auf Morgen anberaumten Abreise dergestalt, daß die beste Quelle des Aufschlusses, der geschwätzige Mund der Frau Amtmannin, unbenutzt bleiben mußte.

Die Sache hing aber so zusammen.

Als Nachbar Rindorf's Wagen vor der Frau Amtmannin Thür hielt, wurde die Familie Haland von selbiger auf's Freundschaftlichste begrüßt, zugleich aber ein pressantes Schreiben an Mutter Rutheni ausgehändigt.

Der Inhalt desselben versetzte diese in die sichtbarste Verwirrung. Er war von des Schullehrers Niemeier Hand, flüchtig und in Bestürzung geschrieben. »Kehren Sie, liebe Frau Rutheni, so eilig zu uns zurück als nur die Locomotiven fliegen. Der Meierhof neben ihrem Häuschen steht lichterloh in Flammen, die Feuerspritzen retten ihn nicht mehr, gebe Gott, daß der Wind sich wende, damit die Gluth nicht herüberfliege auf ihr Dach. Niemeier.«

Nun wissen wir, weshalb Mutter Rutheni sammt Annemarie von keinem Boten in Hochstadt mehr gefunden wurden. Keine Vorstellung

ihrerseits war vermögend, Georg Haland in der Ruhe seiner Wohnung zu halten; fest bestand er darauf, mit Mutter und Kind zu theilen, was ihnen beschieden sein werde. Stand Mutter Rutheni's Hütte noch, so zog er ja in eine neue Heimath, hatten die Flammen ihr Hab und Gut verzehrt, so werde zu einem Obdache Rath, sagte Haland. Gefällig übernahm die Frau Amtmannin, Sorge für des Freundes Eigenthum zu tragen. Mutter Rutheni faltete ihre Hände bang, aber sprach: »wie Gott will!«

Nie ist die dem Fluge gleiche Eile des Dampfwagens inniger gepriesen worden, als von den Geschwistern und ihrem Kinde, die, den Blick auf die Ferne gerichtet, das Herz beengt, die Lippen stumm, der Heimath — ach, vielleicht der obdachlosen Heimath zueilten.

In dem Städtchen, wohin Förster Bertram vor einigen Monaten Mutter Rutheni geleitet hatte, verließ man die Eisenbahn, Haland nahm den ersten besten Wagen, und die Reise wurde in tiefem Schweigen fortgesetzt.

Wer sich der Heimath erfreut, wessen Dach ihn schirmt, wessen Heerde ihn nährt, wer sein tägliches Brod im frohen Wechsel von Arbeit und Ruhe ißt, — der weiß es nicht, wie dem zu Muthe sei, der Haus und Hof im Schutthaufen vor sich sieht. Aber die Ungewißheit quält unsere Seele schlimmer.

Der Brief des Schullehrers war am Morgen vor der Ankunft Haland's bei der Amtmannin angekommen. Waren die Funken hinübergeflogen von der Meierei des Nachbars auf Frau Rutheni's Dach, so lag die Hütte, in welcher Annemarie großgezogen war, jetzt in Asche.

Man erreicht endlich eine Anhöhe der Chaussee, von welcher man nach Ilmenau hinüber schauen kann. Mutter Rutheni gebietet dem Kutscher zu halten, hastig steigt sie aus, ihr folgen Haland und Annemarie. Die Hand vorgehalten, schaut sie angestrengt hinab in's Thal, die Sonne ist zu blendend, sie vermag nichts zu erkennen.

»Was wir auch sehen werden, Ellen,« sagt Georg Haland, »es ist Gottes Hand, welche giebt oder nimmt.«

Und er zieht aus der Tasche ein kleines Perspectiv, welches er von früher her gewohnt ist, auf Reisen bei sich zu tragen.

Mutter Rutheni sieht schweigend, wie er dasselbe richtet und prüft.

»Gieb,« sagt sie mit bebender Stimme, »ich will mein Häuschen selbst suchen, ich weiß die Richtung.«

Hastig nimmt sie das Fernrohr, schaut, aber ihre Hand zittert, es schwimmt ihr vor den Augen.

»Lege es auf meine Schulter, mein Mütterchen,« sagt Annemarie, »sei getrost, ich halte still.«

Und Annemarie hält still, obgleich ihr das Herz hörbar pocht, sie hält den Athem an, die Augen zu mit den Händen.

»Was siehst du, Ellen?« fragt Haland nach einer Pause.

»Die Kirche« — sagt Ellen — »ich konnte die Meierei noch nicht finden — jetzt — oh — sie ist nieder! — es steigt noch der Rauch aus dem Schutt — links dem Hügel vorbei — ach, da muß unsere Hütte sein — ja, ich hab's,« ruft sie bewegter, »das ist mein Gärtchen — Haland! Haland! Annemarie, mein Kind! unsere Hütte steht! O es ist Gottes Hand, Haland! Er hat unsere Hütte verschont!«

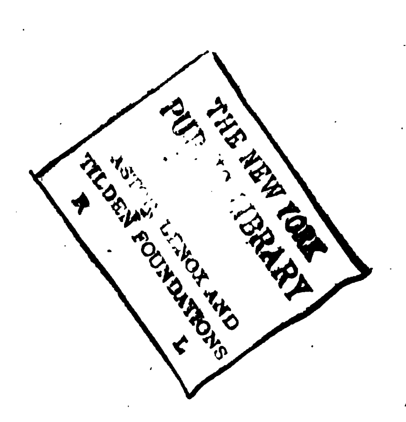
Das Fernrohr gleitet aus Frau Rutheni's Hand, Annemarie wendet sich, sie stürzt sich an der Mutter Brust, während Georg Haland dankbar zu Gott im Himmel aufblickt. Von Hand zu Hand geht noch einmal das Fernrohr. Von Mund zu Mund geht das Wort:

»Es steht! unser Häuschen steht! Wir haben noch ein Dach — den Stall — die Kühe — den Garten! o geschwind, geschwind, nach Hause!



Jllustr. v. Arnz & C.ie in Düsseldorf

Die Wiederkehr.


THE NEW YORK
LIBRARY
LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R
L

Und wenn ein König Besitz nimmt von einem Königreiche, ich sage euch, lieben Kinder, Nichts ist ein Königreich gegen Annemariens Einzug in ihre Heimath.

Nach Hause! nach Hause! Wie wonnig ist ein solches nach Hause!

Geschwind wieder in den Wagen! Und die Pferde ziehen noch einmal an, und der Fuhrmann hält noch einmal still. Da ist Mutter Rutheni's Gartenthür! Katharine kommt gelaufen, sie weint vor Freude, sie vergißt die ausgestandene Angst bei dem schrecklichen Feuer.

Ja! Sie waren in Kummer gegangen, und kehrten wieder in Freude: da stand Georg Haland, um den sie geweint, und er sollte ein neues Leben anfangen unter ihnen; und die Hütte, die liebe heimathliche Hütte, sie war ihnen wie neu geschenkt, sie stand unversehrt. Annemarie hüpfte vom Zimmer zum Garten, vom Garten zum Stalle, sie umarmte ihre Ziege, sie klopfte die braune Rehe, ihre Lieblingskuh, auf den Rücken, sie schüttelte die letzten Aepfel von Baume, — sie war zu Hause.

Und da Mutter Rutheni Alles gesehen und gehört, und Gott mit Hand und Mund gepriesen hatte, der sie durch Noth und Gefahr so gnädig zu ihrem kleinen Heerde zurückführte, so ließ sie Alles stehen und liegen, und ging zum Nachbar im Meierhof. Siehe, der Mann war der Reichste gewesen im Dorfe, weithin in's Thal hatte sein stattliches Haus geleuchtet vom Abhange, an dem sich das Gehöft hinzog mit wohlgefüllten Scheuern und Ställen, — und da lag es in Asche. Noch dampften die Schutthaufen, der Hof stand verödet, denn der Besitzer hatte mit Mühe und Noth sein Vieh gerettet, und eine Scheuer war die Zuflucht der Seinen geworden.

Da ging Mutter Rutheni, und bot dem Manne Hülfe, wo sie konnte, und Theilnahme, die sie für jede Noth empfand.

Sieh, meine Rosa, so ist der Arme oft unversehens reicher als der

Reiche, und der Reiche plötzlich ärmer als der Arme. So wechselt Trauer und Freude oft im Leben, wie heute in Mutter Rutheni's und Annemariens Seele.

Aber wer im plötzlichen Glücke des Nächsten in seiner Noth nicht vergißt, ein Herz hat für sein Leiden, und die Hand hebt zum Helfen, wo sie ruhen könnte — der hat Gott zum Freunde, und der verdient, daß er glücklich ist.

Die Bewillkommnung.

Kaum war die Nachricht, »Frau Rutheni ist wieder da,« durch's Dorf gelaufen, so rührten sich Alt und Jung. Der brave Herr Niemeier, Paul und Lambert, Hennig's Lotte, des kleinen Martin's Mutter, Annemariens Schulgefährtinnen — Alle kamen und freuten sich und gingen und kamen wieder, denn sie wollten wissen, wie es Mutter Rutheni und Annemarie ergangen war. Alle Hände voll hatten sie zu thun, denn Georg Haland sollte der neuen Heimath ja von Herzen froh werden, und wiewohl Frau Rutheni's Häuschen der Zimmer nur wenige zählte, so wußte sie es doch einzurichten, daß ihm wohl und behaglich wurde in seiner neuen Heimath.

Niemand im ganzen Dorfe aber war so erfreut über Annemariens Wiederkehr als die kleine Margarethe. Kaum war es zu ihren Ohren gedrungen, daß die Reisenden zurückgekehrt seien, als sie spornstreichs gelaufen kam, um die geliebte Annemarie zu begrüßen. Diese ließ sich's nicht nehmen, sie zu ihrer Mutter zurückzugeleiten als es Abend ward. Was hatten sie sich nicht Alles zu erzählen! Was hatten sie nicht Alles erlebt! Auf Schritt und Tritt standen sie still, bald kam dieser, bald jener Dorfbewohner des Weges, ein Jeder sagte Annemarie einen freundlichen Gruß. Endlich kam auch die Schaafheerde getrieben. Wer anders als Jacob trabte hinter ihr drein.

»I, Annemarie,« rief er, indem er seinem Hunde pfiff, die Heerde in Ordnung zu halten, »bist du — sind Sie endlich auch wieder da?«

Annemarie war nämlich so groß geworden in der Zeit, und es war Jacob, als müsse er Respect vor ihr haben. Darum nannte er sie Sie.

»Wie du siehst, Jacob,« antwortete Annemarie munter, denn Jacob flößte ihr nicht gerade mehr Respect ein als sonst.

Jacob lächelte verlegen.

»Wir dachten, meiner Treue,« sagte er, »Sie wollten gar nicht wieder kommen, Jungfer Annemarie, und Ihr Haus wäre auch beinahe verbrannt unterdessen.«

»Ja wohl,« erwiderte Annemarie, »aber der liebe Gott hat's beschützt, Jacob, und du siehst, wir sind glücklich wieder da. Und meinen Onkel, Georg Haland, Jacob, haben wir auch mitgebracht.«

»Ei, das wäre!«

»Ja! komm nur den nächsten Sonntag und besuche uns. Da sollst du ihn sehen, ich hab's ihm auch lange schon erzählt, wie gut du warst, daß du mir den Ami verkaufen halfst.«

»Du arme, gute Annemarie,« sprach Margarethe dazwischen, und streichelte ihre Wange. Denn Margarethe hatte während Annemarie's Abwesenheit von der Geschichte mit Ami reden hören. »Wie gut warst du, daß du den Ami verkauftest.«

»O sieh nur, Margarethe, ich hab' was Besseres jetzt — sage nur, ist nicht Georg Haland wie ein Vater zu mir?«

»Den Sonntag soll ich also kommen,« fragte Jacob, dessen Heerde auf einen falschen Weg gerieth, was ihn unruhig machte.

Versteht sich,« rief Annemarie. »Vergiß es aber nicht. Sonntag backe ich meinem Onkel Haland zu Ehren einen Kuchen, und du mußt ein großes Stück davon bekommen.«

»O Jungfer Annemarie, Sie sind sehr gütig,« sagte Jacob. »Wenn Sie ihn backen, ist er gewiß besser wie andere.«

»Und Niemand verdient ihn so wie du, weil du mir mit Ami so geholfen hast.«

»Schon gut,« sagte Jacob, indem er sich noch einmal zu Annemarie wendete, denn er war auf dem Sprunge zu seinen Schaafen, welche auf ein Saatfeld zutrieben, »es war gern geschehen, Jungfer Annemarie, und Sie haben jetzt was Besseres als Ihren Freund Ami, wie Sie selbst sagen, und —« er ging, denn das Saatfeld war in der größten Gefahr, von den Schaafen befressen zu werden; »wer weiß,« rief er zurück, als er schon eine Strecke weit fort war, »wo Ihnen über kurz oder lang so ein Freund einmal wieder zuläuft.«

Die Mädchen lachten, und gingen Arm in Arm zum Herrenhof.

Die beiden Körbe.

Von der Anhöhe, wo vor kaum zweimal vierundzwanzig Stunden das Fernrohr in wonniger Freude Mutter Rutheni aus der Hand glitt, rollte an einem der heitersten Herbstmorgen ein leichter Phaeton bergab.

Die Morgenluft strich frei durch ihn hin, und so sonnig wie die Natur, war das Antlitz der beiden weiblichen Gestalten, die, in leichte Mäntel gehüllt, sich darin befanden.

Die Eine war jung und blühend; ihr runder Strohhut beschattete ihre lächelnden Züge, während die Aeltere sie mit mildem Behagen betrachtete, als fühle sie doppelt das Glück, das sich in dem schönen jugendlichen Gesichte aussprach.

»Sieh nur, sieh, beste Stiftsdame,« sagte das junge Mädchen, indem sie lebhaft nach dem Thale von Ilmenau deutete, »dort, dort wohnt Annemarie! Das muß Ilmenau sein.«

Und nicht lange, so hielt der Kutscher an. »Es gehen hier zwei Wege ab,« sprach er, »befehlen Sie zum Herrenhause oder zum Gasthofe?«

Aber Amelie sprach den Wunsch aus, zu Fuße zu gehen. Man stieg aus, und bedeutete dem Kutscher langsam zu folgen.

Ami wurde aus dem Wagen gehoben, und sprang freudig an seiner Herrin herauf, in Erwartung einen Spaziergang zu machen.

Da nahm Amelie ihn auf den Arm, sah ihm in die klugen Augen, herzte ihn, und es entschlüpfte ihr ein tiefer Seufzer. Ja, Amelie

liebte, wir wissen es, Ami jetzt anders als sonst. Aber Niemand, auch Louise nicht, sollte den Seufzer bemerken, der sich in ihre heutige Freude stahl.

»Du darfst dich jetzt nicht sehen lassen, mein süßer Ami,« sagte sie, »komm, sei geduldig, ich will's dir recht schön machen.«

Es befanden sich auf dem Rücksitze zwei ansehnliche Körbe. Man langte den einen herunter. Amelie breitete ein mit den lebhaftesten Farben prangendes schottisches Plaid darin aus, streichelte Ami, befahl ihm fein still zu sitzen, und hüllte ihn mit der Hoffnung ein, er werde schlafen. Dann befahl sie ihn der Obhut des Dieners, und verfolgte in Gesellschaft Louisens den Fußpfad nach dem Dorfe, indem der Kutscher Weisung erhielt, sich zurecht zu fragen.

Annemarie aber war hinten im Garten mit Georg Haland, und dachte an Nichts. Der Morgen war so herrlich. Was fehlte dem glücklichen Mädchen auch zum Glücke? Mutter Rutheni war so selig vergnügt, Georg Haland glaubte seit gestern, er sei wiederum dreißig Jahr alt; Jung und Alt freute sich, daß Annemarie wieder da war, und die Sonne schien.

Kathi steht vor dem Hause, und scheuert die Milchgefäße. Da rollt hinten bei der Meierei ein Wagen — die Meierei aber hatte seit dem Brande keine Wagen — sie schaut hin — da kommen zwei stattliche Damen gegangen.

»Gutes Mädchen,« ruft Amelie ihr zu, »wo ist Mutter Rutheni? wo Annemarie? Geschwind, bring uns zu ihnen, liebes Kind, geschwind.«

Kathi ist verwundert, aber sie gehorcht. Sie führt sie den Gang hinan im Obstgarten, aber Amelie ist so bewegt, sie kann Kathi nichts mehr fragen. Da biegt so eben Annemarie mit Georg Haland in den Sandweg ein — sie bleibt starr — sie traut

ihren Augen nicht — aber schon fliegt Amelie auf sie zu, was sagen wir mehr?

Wir sagen nur das, daß Mutter Rutheni, von Kathi benachrichtigt, aus dem Hause kommt, um zu sehen, wer es sei? Das müssen wir doch sagen, kleine Rosa, wenn wir auch sonst gar nichts mehr zu sagen hätten, denn Mutter Rutheni darf ja wahrlich nicht fehlen, wo Annemarie und Amelie sich umarmen.

Kurz, die Freude war groß! So groß, daß Mutter Rutheni mit der Stiftsdame Bekanntschaft machte, ohne zu wissen, wer sie war. Aber das that nichts. Louise preßte Mutter Rutheni an ihre Brust und dankte ihr tausendmal für das, was sie an der verlassenen Amelie gethan, und Mutter Rutheni erkannte an diesem Danke, daß sie die Stiftsdame vor sich sah, die für Amelie das Herz einer Mutter hatte.

Man fragte, man antwortete. Während Amelie der Mutter und der Tochter erzählte, wie ihr Vater heute in Berlin sein müsse, und ihr gestattet habe, ihm über Ilmenau dahin zu folgen, erfuhr die Stiftsdame durch Georg Haland die Veranlassung seiner plötzlichen Abreise von Hochstadt. Doch indem Louise ihm den Auftrag des Grafen mittheilte, ihm zu sagen, wie er sich Georg Haland und den Seinigen Zeitlebens für die Hülfe verpflichtet fühle, die sie seinem einzigen Kinde in so großer Gefahr geleistet, so lehnte Georg Haland diesen Dank auf eine so bescheidene Weise ab, daß Louise fühlte, wie schwer es dem Grafen sein werde, dem braven Haland seine Dankbarkeit auf eine andere Weise noch zu beweisen. Der Graf aber hatte Louisen den Auftrag gegeben, darüber nachzusinnen, was Georg Haland erfreuen könnte.

Man war beim Hause angekommen. Mutter Rutheni deckte mit einem feinen Linnen den Tisch unter der Linde, frische Milch und Obst, wie der Garten es bot, Butter so süß wie eine Nuß, das kräftigste Brod waren im Umsehen herbeigeschafft. Man scherzte, man gedachte der Spree-

waldstage und ihrer Freuden und Leiden, man war heimisch mit einander, als hätte man Jahre mit einander gelebt.

Mutter Rutheni ließ sich's nicht nehmen, auf ihrem eigenen Heerde der lieben jungen Gräfin ein Mittagsbrod zu kochen, »einfach, schlecht und recht,« sagte sie, »aber doch besser, als bei dem Lukas.«

Und da Georg Haland und Annemarie die Stiftsdame bestürmten, in diesen Verzug ihrer Reise zu willigen, und man ausrechnete, daß bei etwas größerer Eile der unterlegten Pferde die beiden Reisenden Berlin noch zu der bestimmten Zeit erreichen könnten, so willigte Louise mit Freuden ein. Amelie winkte jetzt dem Diener, um ihm Bescheid zu geben.

Georg Haland aber rühmte, wie heimisch er sich in so kurzer Zeit bei seiner Ellen schon eingewohnt habe, wie das kleine Haus ihm so viel wohnlicher dünke, als das der Frau Amtmannin.

»Das will ich wohl glauben,« sagte Louise. »Frau Rutheni waltet ja hier.«

Und man trat in das säuberliche Zimmer der Familie. Wie heimelte es die Gäste an. Nichts fehlte darin zu Georg Haland's Bequemlichkeit. Wohlgeordnet standen bereits seine Bücher und Instrumente, der behäbige Großvaterstuhl am Kamin schien nur auf ihn zu warten, und selbst die Waffen seines Sohnes, von Annemarie mit grünem Kranze geschmückt, zierten die reinliche Wand. Da öffnete der Diener, und schob zwei zierlich geflochtene große Körbe hinein.

»Ach, da kommen ja die Körbe!« sagte Amelie. »Sie waren im Wagen stehen geblieben.«

»Was ist mit den Körben?« fragte Annemarie.

»Das will ich Dir sagen, Annemariechen,« erwiderte Amelie mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit, und holte den einen herbei, welcher von einer Fülle des feinsten Obstes strotzte. Aus dunklem Weinlaube guckten Ananas, Feigen, Weintrauben und Pfirsichen aus dem Korbe hervor, der geübteste Pinsel hätte sie so schön nicht gemalt.

»Ich weiß, daß Herr Haland und Mutter Rutheni nichts mehr lieben, als gute Früchte. Diese waren in den Treibhäusern von Sonnenfels zufällig gerade reif — darf ich sie Ihnen bringen? Nicht wahr, ich darf?«

Diese Worte sprach das junge Mädchen mit einem Ausdrucke so freudigen Bewußtseins, ihren Wohlthätern etwas darzubringen, was ihnen Vergnügen machte, daß Mutter Rutheni und Georg Haland sie mit Worten der Liebe überhäuften.

»O wie verdiene ich das!« rief Amelie, indem es sie unwiderstehlich in Mutter Rutheni's Umarmung zog, »wie stand ich verlassen an Ihrer Thür, und Sie betteten mich auf das eigene Bett! Wie lästig ist ein Fremder, wenn Noth und Flucht vor der Thüre sind, und ich war wie Herrn Haland's eigenes Kind! Ich hatte kein Kleid, und Annemarie zog mir das ihrige an, ich hatte — —«

Annemarie legte sanft ihre Hand auf Amelie's Mund.

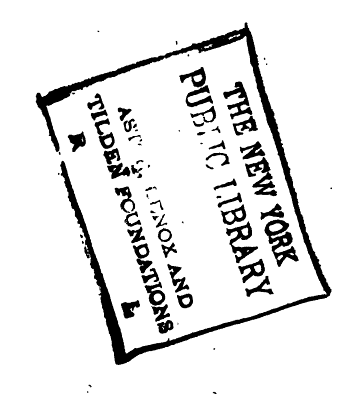
»O laß mich, laß mich sprechen, meine kleine Annemarie,« rief Amelie, deren Herz überfloß. »Siehe, ich muß es Mutter Rutheni und Georg Haland und meiner Louise sagen; ich weiß es jetzt wohl, Annemarie hatte großes Leid um ihren kleinen Liebling, das Hündchen, und glaubte, er sei verhungert durch meine Schuld, und sie hat mir dennoch nur Gutes erzeigt und ist mir liebevoll begegnet, weil ich verlassen von aller Welt war. Ich hatte sie nicht als diejenige wiedererkannt, die am Gasthofe stand und ihren Hund nicht verkaufen wollte, und sie ließ sich's im Spreewalde nicht merken, wie wehe ich ihr gethan. O Annemarie! ich verdiente den Ami nicht, er sollte und soll dir allein gehören.«

Annemarie stand ohne Worte. Da umschlangen sie Amelie's Arme, sie hielten einander lange umfaßt. Kein Auge blieb trocken.

»Ja, Annemarie,« rief jetzt Amelie, indem sie plötzlich aus tiefer Bewegung zu loser Schelmerei überging, »ist's nicht wahr, hast du mich nicht ausstaffirt mit deinem besten Rock? Habe ich nicht Strümpfe und



Jllustr v. Arnz & Cie in Dusseldorf.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R
L

Schuhe von dir getragen? Siehe, nun mußt du auch das Plaid tragen, welches ich trug, gewiß, Annemarie, ich leide es nicht anders, du mußt, du mußt.«

Bei diesen Worten holte sie den zweiten Korb herbei.

»Nimm ihn, nimm ihn heraus, Annemarie, geschwind!« rief sie eifrig, denn sie merkte, daß Ami sich ungeduldig rührte.

Da sagte Annemarie: »o Amelie, es ist wirklich zu schön für mich, mein Rock ist nicht halb —« und sie hob das Plaid bewundernd in die Höhe, daß es auseinander schlug.

Da blieben ihr die Worte im Munde. Ami bellte ihr freudig entgegen, und kaum hatte er sie erblickt, als er mit einem Satze aus dem Korbe war, Annemarie mit tausend Luftsprüngen umkreiste, ihre Hände leckte, bis sie ihn herzte und drückte.

Im selben Augenblicke pocht's. Die Thür geht auf, und Förster Bertram's Pudelmütze quetscht sich durch die Ritze.

»Nun, so ist's denn gewißlich wahr?« ruft seine Baßstimme hinein, »Annemarie und Mutter Rutheni sind wieder angekommen? Ha, und wie ich sehe, Georg Haland, — wahrlich, Georg Haland ist auch mit gekommen! Nun, ich gratulire, lieben Leute, ich grat— — was tausend, was ist das?« rief er aus, denn Annemarie rief: »Pathe, Herr Pathe, ich habe meinen Ami wieder, indessen dieser seinen ersten Herrn mit einem lauten Wau Wau begrüßte.

Das Mittagsmahl bei Mutter Rutheni war beendet. Die heiterste Laune hatte es gewürzt.

Wie viel Stoff hatte die kleine Gesellschaft nicht, sich zu unterhalten! Louise fühlte sich so behaglich unter diesen guten Menschen, lebhaft theilte sie den Schrecken wie die Freude, welche sie bei ihrer Wiederkehr nach Ilmenau durch den Brand und die Rettung ihres Häuschens

empfunden. Man ging die Brandstätte zu besichtigen, Louise bedauerte den Verlust des Eigenthümers der Meierei, und erfuhr vom Förster, daß derselbe gewillt sei, sich in Zukunft ganz von hier wegzuwenden, da sein Schwiegervater an einem benachbarten Orte ein Grundstück besitze. Es schien ihr besondere Freude zu machen, die Meierei wieder auferbaut und ihre liebliche Umgebung zu einem Garten umgeschaffen sich zu denken. Sie theilte Georg Haland ihre Gedanken mit, und Beide waren einverstanden darüber, daß der Eigenthümer einer solchen Besitzung wohl glücklich zu nennen sei.

Aber die Zeit verrann, und man mußte scheiden. Wie schwer wurde Allen dieser Abschied! Nach einem Tage, welcher Alle reicher gemacht.

Lange saßen die Stiftsdame und ihre junge Freundin stumm im Phaeton nebeneinander. Amelie sah gedankenvoll in den tiefen Abendhimmel hinein: sie empfand eine innere selige Befriedigung, wie nie zuvor. Sie sah Annemarie vor sich mit Ami, das friedliche Häuschen der edlen Menschen; es war ein tiefes Leben in ihr erwacht, sie war eine Andere geworden.

In der Stiftsdame Seele bewegte sich ein Plan; ihre Augen glänzten dabei vor Vergnügen. Dieser Plan sollte dem Grafen, ihrem Freunde gehören.

Es waren mehre Tage nach diesem Besuche verflossen, als sich eines Morgens ein Baumeister aus einem benachbarten Orte mit einem unbekannten Herrn an der Brandstätte einfand. Diese ward von ihnen genau besichtigt, vermessen, es fanden Besprechungen unter den Beiden statt, und noch denselben Morgen wurde ein Kauf unter ihnen und dem bisherigen Eigenthümer abgeschlossen, nach welchem der Baumeister sofort beauftragt wurde, den Neubau zu beginnen.

Niemand im Dorfe kannte den fremden Herrn, und der Baumeister beobachtete ein eigensinniges Stillschweigen über den neuen Eigenthümer des Meierhofs. Da er ein ernsthafter und strenger Mann war, wagte auch Niemand ihn zu befragen. Nur mit Georg Haland, welcher in sonnigen Stunden seine Füße oft nach der Baustelle lenkte, um sich an dem schnellen Fortgang des soliden und stattlichen Gebäudes zu erfreuen, welches schon im Entstehen zum gemüthlichsten Wohnen einzuladen schien, ließ sich der Baumeister in ein Gespräch ein. Er schien sogar auf seine verständige Ansicht wegen dieser und jener Einrichtung Rücksicht zu nehmen. Die Wirthschaftsgebäude wurden hergestellt, ein schöner Garten angelegt, — ganz Ilmenau zerbrach sich den Kopf, wer den herrlichen Meierhof künftig bewohnen werde.

Ein Wort der Großmutter für sich.

Das Jahr, welches für so Viele inhaltschwer gewesen, neigte sich zu seinem Ende.

Seit wir das letzte Mal einen Blick in Mutter Rutheni's Häuschen warfen, und Marie und Euphemia mit ihren Kindern Abschied nahmen von Christian Brodammer's Grab, waren Monate verstrichen.

Die gute Mutter Erde hatte die weiße Schneedecke sorgsam über die Saatfelder gebreitet, damit der Vetter des Schnees, der harte Frost, die zarten Keime nicht zerknicke, welche der Erde Kinder im nächsten Jahre ernähren und erquicken sollte. Die Menschen, wie wir in den Erzählungen in diesem Buche gesehen haben, zerstören mit wilder und gottloser Hand oft die eigenen Freuden und das Wohl der Andern; aber, meine lieben Kinder, die gütige Mutter Erde bleibt sich immer gleich: sie nährt und schützt das Saatkorn, und ruft die eingeschlummerten Pflänzchen wiederum aus dem Schnee zum Sonnenlichte empor. Sie bietet Eurer Kindheit tausend unschuldige Freuden, und wenn der Mensch alt und lebensmüde wird, und sich nach etwas Besserem sehnt, als Mutter Erde für ihn hat, so gönnt sie ihm, wie Ihr auch gesehen, noch ein stilles Grab in ihrem Schooße.

O, es ist Alles schön und herrlich in Gottes Welt, wie er es giebt. Es wechseln Sturm und Sonnenschein, gute und böse Tage, und wenn die bösen vorüber sind, so wissen wir oft, wozu sie gut waren, weil Gott unsere Schicksale alle herrlich hinausführt. Denn wir haben gesehen,

daß Gott die Guten nicht verläßt in Noth, und die Seelen bessert und standhaft macht im Guten.

Wo sind sie aber nur Alle, die wir lieben und kennen in diesem Buche, was sobald ein Ende hat?

Weiß unsere Großmutter nichts davon? Ja, meine lieben Enkel, die Großmutter weiß wohl noch etwas von ihnen, sie will es euch erzählen. Kommt noch einmal, ehe das Buch ein Ende hat, und hört zu. Und wenn es andere Kinder noch giebt, welche das Büchlein »Klein und Groß« lesen, so ladet die Großmutter sie Alle ein, das Ende zu hören. Denn sie hat alle Kinder lieb; alle müssen gut und fromm werden, die der Großmutter Buch: »Klein und Groß« gelesen haben, damit es immer besser werde auf Erden.

Aber nichts auf Erden liebt die Großmutter mehr als ihre Enkel: die müssen vor Allem gut und brav werden, wenn die Großmutter, welche dies Buch geschrieben hat, selig sterben soll.

Was wollt Ihr mehr? Da sind sie, Klein und Groß.

Im Herrenhause zu Ilmenau sah es festlich aus. Denn es war der Morgen vor dem Christabende.

Die Zimmer waren blank und nett, sie prangten mit schönen Blumengruppen und Vasen; Frau Sophie hatte bestens gesorgt, die Vorrathskammer mit Wildpret und Geflügel, Gemüse und Obst zu versehen. Eine lange Reihe von leckeren Stollen und Weihnachtsbrezeln harrten des Imbisses der Gäste, Saal und Vorsaal waren geheizt, und im traulichen Kamin des Wohnzimmers prasselte und knisterte es. Sophie Lief that heute Haus, Herz und Arme auf, und zugleich auch sich so eigentlich eine Güte; denn das Leid der bösen Zeit sollte vor den Lichtern ihres Christbaums in jedem Herzen, welches heute unter ihrem Dache schlug, ausgelöscht sein. Und wiewohl es in der Welt da draußen noch kraus und bunt genug herging, so war doch im Ilmenauer Hause heute Alles gut und auf dem rechten Flecke.

Denn Sophie Lief und Marie Bühl hatten sich das Wort gegeben, heute alle Noth hinter sich zu werfen, und froh zu sein wie die Kinder. Schwesterlich theilte Marie Bühl, die seit mehren Monaten heimisch in Ilmenau aufgenommen war, der Jugendfreundin häusliche Arbeiten, und die fröhliche Vorbereitung zum festlichsten aller Kinderfeste. Und haben wir sie auch nicht zu dem ersten Wiedersehen mit Mimi's geliebtem Vater nach ihrer Flucht begleitet, — ist uns auch mancher Kummer ihrer wiederholten Trennung von ihm entgangen, denn Paul durfte nicht in

Ilmenau bei Frau und Kindern bleiben, er hatte zu seinen Soldaten zurückkehren müssen, so wollen wir uns doch heute um so mehr mit ihr freuen.

Noch dampfen die Pferde vor dem Schlitten, welcher so eben den braven Bühl, seinen Bruder, Vetter Fritz, Wilhelm und Hermann in das gastliche Haus Lief's und seiner Sophie führte. Welche Freude des Wiedersehens! Einheimisch seit einigen Tagen waren dort Adelheid mit Clärchen und Mathilde, und Mimi's Entzücken hatte keine Grenzen gekannt, als sie gewahr ward, daß Tante Adelheid die geliebte Camilla auch mitgebracht hatte.

Ja, wir brauchen uns nur in diesem reichen Kinderkreise umzusehen, — wir brauchen nur auf die beim Wiedersehen verklärten Gesichter der Gatten, der Freunde und Freundinnen zu blicken, um uns zu überzeugen, daß der Weihnachtsbaum nie glücklicheren, aber auch keinen dankbareren Menschen angezündet ward.

Aber eben so wenig als wir, mochte die gute Sophie dreier Menschen entbehren, nach denen auch wir uns fragend umsehen. Sie hatte sie nicht vergessen. Schlag sechs Uhr traten auf ihre Einladung Mutter Rutheni, Georg Haland und Annemarie in das Familienzimmer, und wurden auf das Herzlichste und Fröhlichste willkommen geheißen.

Da ertönte die Festklingel. Die Flügelthüren des Saales thaten sich auf und die Kinder in fröhlichem Gewimmel, Klein und Groß, drängten sich herein. Von Vetter Fritz an, der mit Lieutenantsepouletten aus dem Haufen hervorragte, die er als Lohn der Bravheit im Kampfe davongetragen, bis auf den kleinen Carl herunter, drängte die Schaar jubelnd herein. Da standen die Mütter, jede führte die Ihrigen zu den Gaben ihrer Liebe. Niemand war vergessen, Camilla, Annemarie, sie Alle waren von den Müttern großmüthig beschenkt. Da rauschte und wogte es in dem weiten Saale von Jubel und Ausrufungen der Ueberraschung und des Dankes. Während die Kinder der Welt vergaßen,

um sich am Christabend satt zu freuen, blickten die Erwachsenen auf die bangen Stunden der Sorge und Noth, die Gott ihnen gütig in frohe Stunden verkehrt hatte. So dankten Alle, Jedes auf seine Weise dem Vater im Himmel.

Und als der Jubel am größesten, und das Christfest am schönsten war, ward Herr Lief herausgerufen. Es war Jemand da, der ihn zu sprechen wünschte, und er sprach zu ihm von Aufträgen, die er erhalten, er bat um Erlaubniß eintreten zu dürfen, und Herr Lief antwortete: er komme gerade zurecht, er könne nicht geschwind genug eintreten.

Und da ging es Tipp — Tapp in den hellen Kerzensaal, und der Jemand hatte eine rothe, große Nase und sein Stock einen goldenen Knopf.—

Herr Lief aber führte den Jemand zu seiner Frau und sagte: »Liebe Sophie, der Herr Doctor Heil —«

Aber Sophie wußte von keinem Doctor Heil.

»Entschuldigen Sie, meine verehrteste Gnädige,« sagte Doctor Heil mit tiefer Verbeugung, während seine fremde Erscheinung selbst die Aufmerksamkeit der beschenkten Kinder auf sich zog, die sich nach und nach um ihn versammelten. »Entschuldigen Sie, daß ich mich ganz unberufen zu dem Christkindlein eindränge. Es wäre auch ganz gewiß unterblieben, wenn mir nicht vom Christkinde selbst ein dringender Auftrag gegeben wäre.«

»Jeder Gast, mein Herr Doctor,« sprach Sophie freundlich, »ist ja dem Christkinde willkommen, geschweige denn uns ein Bote von ihm selbst. Was bringen Sie uns denn, wenn ich fragen darf, und woher —«

Ich fand die, an welche meine Botschaft lautet, nicht zu Hause, hm! hm! ich wurde zu Ihnen gewiesen, meine gnädige Frau, weil sie hier seien.«

»Nun so haben Sie nur die Güte, Herr Doctor, und —«

»Ich muß zwar die Bekanntschaft erst erneuern, wenn Sie es mir gnädigst erlauben,« fuhr der Doctor fort, indem er seine Falkenaugen im Saale umherschickte, »aber wir werden uns hoffentlich wiederkennen. Und da ich mich wegen meiner genommenen Freiheit sehr entschuldigen

muß bei den verehrten Damen, so ist es wohl das Beste, — hm! hm! so erlauben Sie mir wohl, daß ich mich sogleich meines Auftrages entledige.«

Seine suchenden Blicke waren auf Annemarie haften geblieben. Ungesäumt durchschritt er jetzt die verwundert zuschauende kleine Schaar.

»Nun, wie steht es, meine charmante Annemarie, haben Sie mich wohl vergessen, seit wir uns gesehen?«

Annemarie, die zuerst betroffen stand, daß ihr eine Botschaft gelten solle, lächelte jedoch schelmisch und sagte mit einem Blick auf des Doctors rothe Nase:

»O wer könnte Sie wohl auch vergessen, Herr Doctor Heil.«

»Schön gesprochen, wohl gesprochen,« rief der Doctor, indem er des Mädchens Hand ergriff. »Nun, was macht Ami? Hab' mich gefreut, Frau Rutheni, sehr gefreut, daß er wieder an den rechten Ort gerathen ist. Hätt's nicht gedacht von vorn herein, aber die Gräfin war brav, he? Brav, wie ihre Wohlthäter, hm hm! Das Herz lacht einem im Leibe, wenn man so etwas erfährt. Hm hm! nun muß ich Ihnen nur sagen, kleine Annemarie, daß ich so einen Auftrag erhalten habe — einen Auftrag von meinem verehrten Freunde, dem Herrn Grafen von Sonnenfels — er gilt Ihnen, hm hm! und da ich Sie nicht zu Hause fand, so mußte ich für das Christkind Boten laufen bis in der gnädigen Frau Lief Kerzensaal, was Sie gnädigst entschuldigen wollen. Hier aber ist meine Botschaft, die ich gern, sehr gern überbringe, sage ich, hm hm!«

Damit holte er ein gewaltig langes und versiegeltes Schreiben aus seiner goldbrocatenen Weste hervor, und bot es Annemarie, welche bald ihn, bald das Schreiben verwundert anblickte, unentschieden, ob es sein wirklicher Ernst damit sei.

»Nun, Annemariechen,« sagte Herr Lief, der unterrichteter zu sein schien, indem er das Schreiben aus des Doctors Hand empfing, wollen Sie nicht wissen, wie die Aufschrift lautet? Ich darf's Ihnen wohl sagen?«

Und er las:



